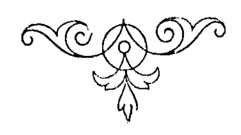
Predigten

von

Carl Jatho
Pfarrer in Köln.

Nach Stenogrammen gedruckt.

Fünfte Auflage.
(5. Tausend.)



Köln.
Verlag von C. Roemke & Cie.
1906.

Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen behält sich die Verlagsbuchhandlung vor.

Druck von M. DuMont Schauberg, Köln. 5.11514.

Inhalt.

Ist Christus der rechte Mann für uns?

Adventspredigt.

Matthäus 11, 2—15.

Als Johannes im Gefängnis die Werke Christi hörte, sandte er seiner Jünger zwei und ließ ihm sagen: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten? Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Geht hin und sagt dem Johannes wieder, was ihr seht und hört: die Blinden sehen, und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, und die Tauben hören, die Toten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt; und selig ist, wer sich nicht an mir ärgert. Da sie hingingen, fing Jesus an zu reden zu dem Volke von Johannes: Was seid ihr hinausgegangen in die Wüste zu sehen? Wolltet ihr ein Rohr sehen, das der Wind hin- und herweht? Oder, was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Menschen in weichen Kleidern sehen? Siehe, die da weiche Kleider tragen, sind in der Könige Häusern. Oder, was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Propheten sehen? Ja, ich sage euch, mehr noch als einen Propheten. Denn dieser ist es, von dem geschrieben steht: Siehe, ich sende meinen Engel vor dir her, der deinen Weg vor dir bereiten soll. Wahrlich, ich sage euch: Unter allen, die von Weibern geboren sind, ist nicht aufgekommen, der größer sei denn Johannes der Täufer. Der aber der Kleinste ist im Himmelreich, ist größer denn er. Von den Tagen aber Johannes des Täufers an bis jetzt wird das Himmelreich gestürmt, und die Stürmer reißen es an sich. Denn alle Propheten und das Gesetz weissagten bis Johannes, und wenn ihr es annehmen wollt: Er ist Elias, der da kommen soll. Wer Ohren hat, zu hören, der höre!

Aus der Zeit, welche dem öffentlichen Auftreten Jesu voranging, ragt, wie keine andere, die Gestalt Johannes des Täufers hervor. Darum predigen wir von ihm jedes Jahr, wenn die Adventszeit gekommen ist; denn diese Zeit weist uns auf die vorbereitenden Ereignisse hin, welche das

Auftreten Jesu angebahnt haben. So wie der Tag seine Morgenröte hat, so haben auch die großen Männer der Weltgeschichte ihre Vorläufer, welche ahnend und versuchend ihnen den Weg ebnen; meist kühne, harte Naturen, die den Widerstand der noch ungebrochenen Vorurteile auszuhalten haben, Männer des Martyriums, gleich dem Morgenrot verblassend und verschwindend, wenn die Sonne erscheint.

Seit der Vernichtung der Makkabäerherrschaft durch die Römer suchten die Juden in wachsender Leidenschaftlichkeit das Joch des fremden Eroberers abzuschütteln, und da ihnen politische Unternehmungen und ungenügend vorbereitete Empörungen den Tag der Vergeltung nicht brachten, so erwarteten sie diesen Gerichtstag vom Himmel herab in Zeichen und Wundern. Unter den Trägern und Verkündigern dieser Erwartung scheint Johannes der Täufer der besonnenste gewesen zu sein und am meisten erreicht zu haben. Zu seinen Schülern gehörte Jesus, welcher zu ihm an den Jordan gegangen war und sich von ihm hatte taufen, d. h. in die hoffende messianische Gemeinde aufnehmen lassen. Gerade auf diesen Jüngling aus Nazareth hatte Johannes besondere Hoffnungen gesetzt. Als er aber, durch die gewaltsame Wendung des Schicksals vom Schauplatz seines Wirkens hinweggerissen, in der Feste Machärus gefangen sitzt, dringt in seinen Kerker die Kunde, daß Jesus doch nicht die Wege des Meisters gehe, sondern in einem andern, eigenartigen Geist unter dem Volk arbeite, daß er in kurzer Zeit einen großen Anhang gewonnen und nun ihn, den Ältern, nach und nach in den Hintergrund dränge. Unter solchen Umständen finden wir es begreiflich, daß durch die Seele des alternden Mannes Gedanken des Unwillens und Unmutes gehen. Er fragt sich: Ist dieser junge Mensch wirklich der ersehnte Befreier? Jesus ist ihm zu wenig politisch, zu wenig gesetzlich; er ißt und trinkt, er mischt sich anstandslos in jede Gesellschaft, er predigt eine Gottes-

gemeinschaft aller Menschenkinder, ignoriert die nationalen Besonderheiten und, was das Bedenklichste ist, er schärft das Gesetz nicht ein, er schiebt im Gegenteil den alten Moses beiseite und setzt sich selbst an dessen Stelle. Das alles macht den Täufer zweifelhaft. Er sendet eine Gesandtschaft an Jesus und läßt fragen: Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?

Diese Frage ist in allen Jahrhunderten der christlichen Entwicklung zeitgemäß gewesen und ist es auch heute noch. Ist Jesus der Mann, den unser Geschlecht zu seiner sittlichen und religiösen Gesundung braucht, oder sollen wir eines andern warten? Heute sind es natürlich andere Gründe, welche Zweifel und Bedenken gegen Christus hervorrufen. Heute ist es vor allen Dingen der Christus der kirchlichen Lehre, welcher Anstoß erregt. Er ist den Kindern der Gegenwart zu sehr in die Ferne gerückt, es ist ihm zuviel aufgelastet und angehängt, was sie durchaus nicht mit ihrem religiösen Ideal in Einklang bringen können. Ziehen sie aber den Jesus der Evangelien in Betracht, so vermissen sie an ihm das Interesse für viele Dinge, die heute jedem gebildeten Menschen naheliegen. Er redet weder von Wissenschaft noch von Kunst, auch fast gar nicht von den Aufgaben der Erziehung, des gewerblichen Lebens, von Handel und Wandel, Geld und Gut. Fragen, die uns jeden Tag beschäftigen, die uns oft die allergrößten Schmerzen und Zweifel bereiten und unser Nachdenken ernstlich in Anspruch nehmen, werden von ihm geradezu ignoriert. Aus diesen beiden Gründen, weil einerseits diesem Jesus zu viel nachgesagt wird, und weil er andererseits zu wenig zu sagen scheint, fragen auch heute noch viele: Bist du wirklich der Mann, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?

Gut, wir wollen in dieser Abendstunde der Frage nähertreten und wollen sie uns in folgender Form vor-

legen: Ist Christus der rechte Mann für uns? Das sei der Gegenstand unserer Betrachtung. Wollen wir diese Frage richtig beantworten, so müssen wir sie in zwei Unterfragen zerlegen:

1. Warum ist Johannes nicht der Anfänger des Gottesreiches geworden?
2. Wodurch ist es Christus geworden?

Jesus hat groß von Johannes gedacht. In unserm Texte stellte er ihm das schöne Lob aus, daß unter allen, die von Weibern geboren sind, kein größerer gewesen sei als Johannes der Täufer. Warum? Er war kein Rohr, das der Wind hin- und herweht, sondern ein gestählter Charakter, ein Mann von Rückgrat. Er wagte es, den höchsten Autoritäten im Volke entgegenzutreten. Er fürchtete sich weder vor den Sadduzäern, der Adelspartei, noch vor den Pharisäern, welche zu jener Zeit den größten Einfluß auf die Volksmasse ausübten. Ja, selbst dem König Herodes tritt er unerschrocken gegenüber und sagt ihm: Es ist nicht recht, daß du das Weib deines Bruders habest. Er ist also kein Parteigänger, der den Mantel nach dem Winde hängt, sondern eine mutige, entschlossene Persönlichkeit, uns allen ein schönes Vorbild.

Er ist auch kein Mensch in weichen Kleidern, sagt Jesus. Wer Menschen in sinnlichem Wohlbehagen an üppigen Tafeln schwelgen sehen will, darf nicht zu ihm in die Wüste hinausgehen, sondern muß in die großen Städte und in die Häuser der Könige eintreten. Da lebten sie alle Tage herrlich und in Freuden. Aber Johannes, dieser Mann der Strenge und Entsagung, trägt Kleider von Kamelhaaren, nach der Weise der alten Propheten, und schlingt einen Gurt um die Lenden. Er nährt sich von Heuschrecken und wildem Honig. Als der Mann der schlichten Sitte, man könnte auch sagen, der Askese, steht er vor unsern Augen, ganz hingegeben an seinen Beruf, der ihm innerlich klar geworden

war, und nichts begehrend, als mit Einsetzung all seiner Kräfte den Willen Gottes zu tun.

Jesus geht noch weiter, er nennt ihn einen Propheten, d. h. einen Mann, der nur in sich hineinzugreifen braucht, um etwas Anfeuerndes und Begeisterndes herauszuholen, was andern zur Seelenspeise werden kann; der mit klarem Blick in die Gegenwart hineinschaut, welchem die Schleier von den Menschenherzen weggenommen sind, also daß er aus ihnen eine mehr traurige oder mehr erfreuliche Zukunft herauslesen kann. Solch ein scharfer, durchdringender Geist war Johannes der Täufer.

Ja, noch mehr, er war ein Engel Gottes, ein Bote, den Jehova zu seinem Volke gesandt hatte, damit er dem Himmelreich den Weg bahnen sollte. Diesen Boten, von alten Zeiten her geweissagt und erwartet, sieht Jesus in Johannes gekommen. Darum gibt er ihm das schöne Zeugnis, daß er seinem Volke Engelsdienste getan, daß er es aus seinem Schlafe aufgerüttelt und ihm zugerufen hat: Mache dich auf und werde Licht, denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir! Das ist das Lob, welches Jesus dem Johannes erteilt.

Aber obwohl er dies alles von ihm sagt, so muß er dennoch hinzufügen: Der Kleinste im Himmelreich ist größer denn er. Johannes ist eine jener auf die Grenze zweier Zeitalter gestellten Persönlichkeiten, in denen das Ringen der Zukunft mit der Vergangenheit nicht zu einem klaren Austrag kommt. Mit dem einen Fuße steht er noch ganz in den Anschauungen einer alternden, überwundenen Zeit, und wie sehnsüchtig er auch vorwärtsschaut, so kann er doch nicht vorwärtskommen. Er besitzt die Entschlossenheit, die Unabhängigkeit des Willens nicht, um den Schritt in die neue Zeit zu tun. Ein Mensch voller Treue, aber innerlich zu unfrei, als daß sein Blick sich hätte öffnen können für die Herrlichkeit dessen, der eine große Zukunft

bringen sollte. Er meint es gut, aber nach überlieferter Art. Er arbeitet selbstlos, aber mit den verbrauchten Mitteln der Vergangenheit. Johannes ist Elias, der wiedererstandene Elias. Was war Eliä Ruhm? Sein Eifer um den Herrn. In diesem Eifer ist er aber weit über das hinausgegangen, was Jesus jemals einem Propheten hätte verzeihen können, er hat Blut vergossen für die Sache Jehovas. So ein Elias, der dazu unter ihm günstigen Verhältnissen auch imstande gewesen wäre, ist nach Jesu Urteil Johannes der Täufer. Johannes ist Kopie, Jesus ist Original. Johannes hätte in begeisterter Mühe und Arbeit sich verzehren können, aber ein Kind hätte er niemals geherzt, einen verlorenen Sohn nie in die Arme geschlossen. Johannes macht die Sittlichkeit zum Gesetz, für Jesum ist sie die freie, ursprüngliche, freudige Kraft der Liebe. Der Kleinste im Himmelreich ist größer als Johannes.

Das offenbart uns einen zweiten Unterschied. Johannes erwartet das Reich Gottes, Jesus trägt es in sich. Johannes träumt von seinem Kommen als von einem wunderbaren Ereignisse, welches aus der Welt des Unsichtbaren in den Kreis des Sichtbaren äußerlich eintreten wird; Jesus weiß, daß Gott allmächtig überzeugend in den Menschenherzen wohnt und daß von hier aus die Welt erlöst und erneuert werden muß. — Johannes tauft mit Wasser, Jesus mit dem Geiste und mit Feuer, d. h. Johannes legt Wert auch auf die Form, Jesus ganz allein auf die Sache. Seine Taufe ist keine greifbare Handlung, nicht das, was spätere Zeiten Sakrament genannt haben, sondern eine innere, bewußte Berührung Gottes mit dem Menschen, ein freier Anschluß aneinander, ein Ergriffenwerden des Geistes vom Geiste. Wie das Feuer sich nicht bändigen, sich keine berechneten Wege vorschreiben läßt, wenn es weithin greifen und lodern, wenn es den Boden für eine neue Pflanzung freilegen und die alten, morschen Stämme vernichten soll,

so auch der gewaltige Feuergeist der Liebe und des Glaubens, den Jesus in sich trägt.

So, Geliebte, stehen beide nebeneinander und doch einander gegenüber. Das Gesicht des einen trägt die Züge des alten Testaments, der andere aber steuert mit vollem Herzen und hoffnungsfroher Kraft einem neuen Bunde zwischen Gott und der Menschheit entgegen. Darum konnte Johannes Jesum nicht verstehen, darum ist der Kleinste im Himmelreich, der Unmündige, welcher Jesu zujubelt und ihm die Hände entgegenstreckt, weil er in seinen Augen die Freundlichkeit Gottes liest, nach der seine Seele verlangt, größer als Johannes, der sich zu dem Gedanken nicht emporschwingen kann, daß des Menschen Sohn in die Welt gekommen ist, zu suchen und selig zu machen das Verlorene, zu erquicken und zu stärken die Mühseligen und Beladenen, die Seufzenden und Liebebedürftigen.

Auch in unserer Zeit gibt es Johannesnaturen, prächtige Menschen, geradeaus, charakterfest, voll starker Überzeugung. Sie machen keine großen Ansprüche an das Leben. Einfach gehen sie einher in ihrer Kleidung, sind einfach in Speise und Trank, erziehen auch ihre Kinder in diesem Geiste der Entsagung und Abhärtung. Sie sind auch Propheten in ihrer Art, Prediger der Gerechtigkeit, Freunde des Volkes. Ja, sie tun ihren Mitmenschen gern Engelsdienste, möchten dieselben auf Händen tragen und Gott einen Weg bereiten auf Erden. Aber alles ausschließlich im Dienste des Erbes, das sie von den Vätern empfangen haben. Das bewachen sie mit ehrfurchtsvollem Eifer und fürchten sich, etwas aus ihrem eigenen Herzen hinzu zu tun. Darum sind sie bei aller Tüchtigkeit und Würdigkeit doch für das Reich Gottes nicht geschickt. Sie befinden sich zu wohl im Elternhaus, jedes Stück des alten Hausrats ist ihnen heilig, und darum kommt ihnen nie der Wunsch, ein eigenes Haus nach persönlichem Bedürfnis zu bauen. Sie

bedürfen beständig der Anlehnung, der Wiederholung und fühlen sich nie zu schöpferischer Arbeit angeregt. Jeder Neugeburt, welche die kreisende Zeit aus ihrem Schoße hervorbringt, stehen sie argwöhnisch gegenüber; in jeder freieren Lebensauffassung wittern sie Sünde und Abfall. Sie sind und bleiben Johannesnaturen. Wir wollen ihnen gern alles Lob spenden, das Jesus einem Johannes gespendet hat; aber um dem Reiche Gottes seine Jugendfrische zu bewahren und seine Ausbreitung über die Nationen der Erde zu verbürgen, reicht ihr Wohlwollen und ihre Pietät nicht hin, dazu gehört der erobernde Geist Jesu Christi, der freimütige, sich anpassende und doch seiner selbst gewisse, durch den Jesus einst der Anfänger des Reiches Gottes auf Erden geworden ist.

Welche Antwort gibt nun Jesus dem Johannes, als dieser ihn fragen läßt: Bist du, der da kommen soll? Nicht eine lange Auseinandersetzung, die sich auf alte Prophetenstellen beruft und dahin ausklingt: Was da geschrieben steht, ist nun erfüllt. Er greift auch nicht zur Philosophie, um zu beweisen, daß er der rechte Mann sei, die Welt zu erneuern. Nein! Hier hilft keine Schriftauslegung und keine Dogmatik, hier überzeugt nur der Beweis der Tatsachen, der Erfolg. Spricht der für ihn, so muß sich Johannes damit zufriedengeben; mehr kann er nicht verlangen. Dieser Erfolg ist glänzend: Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Toten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Die Geister erwachen, der Winter entflieht, der Lenz bricht an. Das ist Jesu Rechtfertigung. Es war in der Tat die beste und kräftigste.

Wir müssen uns auch heute immer wieder ihrer bedienen. Wenn jemand uns fragt, ob Jesus auch für unsere Zeit der rechte Mann sei, so sagen wir ihm: Schau in die Christenheit hinein, sieh dir die Welt an, — was hat

er da gewirkt? Blick' in dein eignes Herz, — was ist er dir, und was könnte er dir sein? Mustere deine Umgebung, — sind dort Kräfte lebendig, die aus ihm geflossen sind?

Die Geschichte beweist es, daß Jesus der mächtigste Hebel des religiösen und sittlichen Fortschritts für die nach ihm lebenden Geschlechter gewesen ist. Unsere Kultur, von der wir leben, in deren Sonnenschein wir wandeln, die Zivilisation der europäischen und amerikanischen Völker beruht auf den großen Gedanken des Christentums und seines Stifters. Von jener Stunde an, wo etliche Fischer vom See Genezareth ihn zum ersten Male als den Sohn Gottes, als den Mann begrüßten, der den Gott des Lichtes und der Liebe, der Freiheit und des Friedens auf die Erde bringt, sind sie gekommen von Ost und West, von Süd und Nord und haben sich an ihn angeschlossen in einem Enthusiasmus ohnegleichen, haben sich an seine Spuren gebannt gefühlt trotz aller Gefahren, die jeder Schritt in seiner Nachfolge heraufbeschwor. Sie hörten seine Botschaft und gehörten ihm. Sie sahen sein Angesicht und versahen sich seiner. Wohl waren es im Anfang nicht die Großen und Gewaltigen, die zu ihm kamen; es waren die Sklaven, die Frauen, die Enterbten des Schicksals, die Parias und Proletarier der griechisch-römischen Welt, die hießen sein Evangelium zuerst willkommen. Aber es dauerte nicht lange, da versuchten sich an ihm auch die aufgeklärten Geister; es entbrannte der Streit der Denker um den Mann von Nazareth, und schließlich legten ihm auch die Herrscher ihre Kronen zu Füßen. So ist es bis auf den heutigen Tag geblieben, so daß wir die geistige Atmosphäre, in der wir atmen, geradezu eine christliche nennen können. Nicht eine kirchliche, aber eine christliche, einen Lebensstrom in der Richtung des Wortes: Trachtet nach dem Reiche Gottes, denn ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel

vollkommen ist; ein in seinem versuchenden Reiz geadeltes „eritis sicut deus, scientes bonum et malum“.*) Jesus hat der Menschheit zu einem neuen Flug nach oben verholfen und damit den Fluch der Mißgunst von unten her entkräftet. Die Geschichte beweist es: Er ist der Mann, der da kommen sollte.

Und was sagt denn dein Herz zu ihm? Du hast eine Menge Freunde, lebende und tote, Freunde, die dich umgeben und begleiten, denen du deine Sorgen anvertraust und mit welchen du deine Freuden teilst. Es sind Menschen, denen die Sonne noch lacht, aber auch Brüder und Schwestern, die längst die Augen im Tode geschlossen haben. Die trefflichen Bücher, welche du liesest, die edlen Geister, die da zu dir reden, die warmen Herzen, welche dir dort entgegenschlagen, die lieblichen, holden, tönenden Träume, welche dich einwiegen in erlösendes Vergessen oder selige Erinnerung, — sie alle gehen mit dir auf deinem Lebenswege. Wenn dir aber am allerbängsten um das Herz ist, wenn ungesühnte Schuld ihren Stachel ins Gewissen bohrt, dem kein Schleier der Vergangenheit die Spitze zerbricht, wenn es gilt, das Kreuz nach Golgatha zu tragen, an dem dein heiliges Recht einer verständnislosen Mitwelt geopfert werden soll, wenn dein Eifer um Menschenglück dich umsonst verzehrt, der Haß zu siegen und die Falschheit zu triumphieren scheint, wenn aus keiner Menschenseele mehr dir eine Flamme entgegenlodert, welche dich noch einmal beleben und erwärmen könnte: nicht wahr, dann hebst du deine Augen auf zu dem, der sein Herzblut vergoß, weil er sich selber treu geblieben ist, der lieber sterben als zu lieben aufhören wollte. An seinem Herzen ruhst du aus und wärmst das deine, das erkalten will; an seine Heldengestalt lehnst du dich an und gewinnst neuen Mut, es mit der Welt zu wagen; in sein ruhiges, hoffendes Auge

*) Ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist.

versenkst du dich, und es kehren Geduld und Vertrauen in deine Seele wieder zurück; sein reines Leben kommt wie ein Himmelssegen über dich, gut möchtest du werden, gut möchtest du bleiben und fühlst dich für dieses Glück auch dem schwersten Opfer gewachsen. Ja, er ist's, der da kommen soll. Er ist auch heute noch der Menschenfreund, welcher den tiefsten und einfachsten Bedürfnissen der Seele befriedigend entgegenkommt. Nichts Menschliches ist ihm fremd, er ist der Menschensohn, das Menschenkind, dem wir alle an die Seite treten können, weil wir ihn verstehen und er uns.

Merkwürdig aber! Hier dieser fortlebende und fortwirkende Christus, welcher durch die Jahrhunderte hindurch solche denkwürdige Siege des Geistes errungen hat, — und dort ein unscheinbarer, fast ins Dunkle gehüllter Anfang seines Wirkens. Was wissen wir denn von dem Nazarener Jesus? Nur Weniges, meist Unbestimmtes, Zusammenhangloses. Um eine exakte Lebensbeschreibung von ihm zu liefern, gebricht es an dem notwendigsten Material. Wir haben nicht ein einziges Wort unmittelbar aus seinem Munde. Viele sind unaufgeschrieben durch Generationen, alle durch das Medium der Übersetzung hindurchgegangen. Wie lange hat seine öffentliche Tätigkeit gedauert, drei Jahre oder nur eins? Man weiß es nicht. Fast von keinem Ereignis aus seinem Wirken können wir uns eine genaue, geschichtliche Vorstellung machen. Auch über das Leben seiner Apostel wissen wir sehr wenig. Das meiste sind legendarische Überlieferungen. So stehen wir an einem Anfangspunkt, der fast nur im Dämmerlicht der Wahrscheinlichkeit zu sehen ist. Und an diesen unklaren Anfang schließt sich eine vielgestaltige Fortsetzung.

Man kann auf Jesum das Schillersche Wort anwenden: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“ Schon im neuen

Testamente können wir verschiedene Christusbilder voneinander unterscheiden. Obwohl friedlich nebeneinander stehend, schließen sie sich doch in manchen Zügen aus. Das jüdische Christusbild z. B. ist mit den grellen Farben judaistischer Leidenschaftlichkeit gemalt. Jesus ist der übermenschliche Messias, welcher mit dem Schwert in der Hand über dem Sturze seiner Feinde das Reich aufrichtet, die Widersacher zerschmetternd, wie man einen Scherben zerschlägt. Dann nimmt er die Seinen, aber auch nur die Seinen, unter den versöhnenden Schutz seiner Gnade, wäscht sie rein von ihrer Schuld und führt sie gleich einer geschmückten Braut seinem Vater entgegen. So die Offenbarung Johannis.

Daneben steht das sonnenhelle, griechische Christusbild, wie es uns vor allem im 4. Evangelium entgegentritt, wo auf Jesum die erhabensten Gedanken der neuplatonischen Philosophie übertragen werden. Da ist er der Logos, das Wort, wie es Luther übersetzt hat, d. h. die offenbarte Weisheit und Güte, das Höchste und Beste, was ein Mensch zu denken vermag, wie es nur in Gott selbst in seiner ganzen Schönheit und Reinheit zur Tatsache werden kann. Dies alles ist Fleisch, d. h. Mensch, geworden in Jesus von Nazareth, der für die irrenden Menschenkinder der Weg, die Wahrheit und das Leben ward. Das ist das griechische Christusbild.

Aber auch das trat nach und nach zurück. Je schneller die alte Welt mit dem politischen und religiösen Erbe aus der einstigen Verbindung römischer Macht mit griechischer Weisheit Bankerott machte, desto höher trug die Flut des Pessimismus die Weltflucht empor, und es erschien den tiefer und ernster angelegten Naturen die Askese als letztes Auskunftsmittel in der Frage des Heils. So ragt uns aus dem 5. Jahrhundert das byzantinische Christusbild entgegen: der magere Leib mit dem schmalen Kopf und den eingefallenen Wangen. Jesus ist zum Mönch geworden, der, auf Vaterland und Familie verzichtend, in träumerischer Inbrunst nach dem himmlischen Paradiese sich sehnt.

Da drangen von Norden her die Germanen in das byzantinische und weströmische Reich ein und zertrümmerten den büßenden Abgott. In ihrem naiven, auf das Wirkliche und Natürliche gerichteten Sinn verstanden diese Barbarenvölker den griechischen Logos und den byzantinischen Mönch ebensowenig wie den jüdischen Messias, — sie verlangen einen greifbaren Heiland, einen sinnenfälligen Gott. Schon saß in Rom der gute Hirte auf dem völkerbeherrschenden Thron, schon führte der Heiland seine begeisterten Scharen gegen die ungläubigen Türkenhunde und tauchte tief sein Schwert in Menschenblut, — kein Wunder, daß ein solches Geschlecht in Andacht vor der verwandelten Hostie auf die Kniee sinkt und den Priester verehrt, der dies Mirakel zu vollziehen vermag. Das ist das mittelalterliche, das römische Christusbild.

Calvin und Luther stießen auch dieses vom Altar herunter. Gern hätten sie den Sünderheiland des Paulus an seiner Stelle gesehen; aber ihre Epigonen konnten sich zu der kühnen Glaubenskraft des alten Heidenapostels nicht mehr aufraffen, sie machten Christus zu einem Doktor der Theologie. Da saß er dozierend auf dem Katheder. Wer seiner Lehre nicht glaubte, wer auf die Worte seiner Interpreten nicht schwor, der war verloren und verdammt. Diese Konfessionskirchen haben es fertig gebracht, ohne Herzklopfen dem offiziellen Christus den letzten Blutstropfen auszupressen, — es blieben ja noch die Prachtgewänder und die Titel. Das ist der dogmatische Christus des 17. und 18. Jahrhunderts.

Aber siehe da, nun mußten die Laien kommen, um den Theologen den Herrn Jesus aus der Hand zu nehmen; gewaltige Ereignisse mußten die Völker aus ihrer gedankenlosen Ruhe, aus ihrem Spielen mit Ideen aufrütteln; die

französische Revolution reinigte befreiend, gleich einem Gewitter, die verdorbene Luft; dazu die Kritik, die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts mit ihrem unbestechlichen Wahrheitssinn. Aus diesem Stürmen und Drängen ward der moderne Christus geboren. Wer ist aber dieser moderne Christus? Ist es der jüdische, der griechische, der byzantinische, der mittelalterliche, der dogmatische Christus? Keiner und alle! Unsere Zeit hat kein einheitliches Christusbild mehr, dafür aber eine Fülle verschiedener, welche vor allen früheren den Vorzug der persönlichen Wahrhaftigkeit besitzen. In der protestantischen Welt ist Christus endlich freigegeben. Dort gibt es ebensoviele Christusbilder, wie es bewußte Christen gibt. Und doch sind sie alle nur die tausendfach sich brechenden Strahlen einer einzigen Sonne.

In aller Mannigfaltigkeit gibt es eine große, herrliche Einheit. Diese Einheit liegt nicht auf dem Gebiet des Bekenntnisses, so daß man bestimmte Sätze aufstellen könnte, auf die sich alle vereinigen; auch nicht auf dem Gebiet geschichtlicher oder sonst wissenschaftlicher Auffassungen von Christus, die beständig wechseln werden, weil die Quellen vieldeutig sind: sondern sie liegt in den Wirkungen des Geistes Christi, gleichviel, ob diese Wirkungen als christliche zum Bewußtsein kommen oder nicht. Jesus hat sie in unserm Texte selber genannt: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Diese Wirkungen sind durch alle Jahrhunderte und bei allen einzelnen Christen die gleichen. Sie sind die wahren Heilstatsachen, weil es keine vergangenen und darum anfechtbare, sondern stets gegenwärtige, immer wieder geschehende Heilstaten sind.

Oder macht er heute nicht mehr Blinde sehend? Hat er dir nicht die Augen aufgetan über das Häßliche und Schöne in deiner eignen Seele? Hat er noch keinen unter euch zum Gehen gebracht? Hat er euch nicht zur Seite

gestanden im Kampfe gegen eure widerstrebende egoistische Natur und hat mit euch im Bund die Hindernisse auf dem Wege überwunden? Hat er euch nicht Freudigkeit eingeflößt, daß den Mutigen die Welt gehört und Gott es den Aufrichtigen gelingen läßt? Und sind hier nicht solche, die einst aussätzig waren, von wilden Begierden und häßlichen Leidenschaften zerfressen? Und siehe da, sie schauten ihm in sein ernstes, mildes Angesicht, ahnten etwas von der Einfalt einer Kindesseele, fingen an, sich ihrer selbst zu schämen, und da sie sich schämten, wurden sie rein. Ja, er macht auch heute noch die Aussätzigen gesund und die Tauben hörend. Ich sehe ihn, wie er durch unsere Jugend hindurchgeht, wie er in Gestalt eines treuen Erziehers ihr den Sinn aufschließt für alles Schöne und Gute, wie er die Charaktere zu stärken vermag, daß sie sich mühen, durch diese verworrene Welt den Weg der Pflicht zu suchen und sichere Tritte auf ihm zu tun. Sind das nicht Wirkungen seines Geistes? — Und die Toten stehen auf! Wie mancher hat den Namen, daß er lebe, und ist doch tot: willenlos, gedankenlos, lieblos. Essen, trinken und schlafen, bei der Arbeit fluchen, in der Ruhe sich langweilen, im Genuß sich und andere ruinieren, — das ist der Lebensinhalt vieler Kreaturen, die sich irrtümlich Menschen nennen. Nur ein Jesus kann sie zu wirklichen Menschen machen, nur ein Jesus weckt sie vom Tode wieder auf. Wo geduldige Liebe sich ihnen weiht, da schlagen auch sie die Augen auf und begrüßen das himmlische Licht. — Aber das Schönste kommt zuletzt: den Armen wird das Evangelium gepredigt. Wo ist denn heute ein Evangelium, das sich so verständnisvoll und selbstlos an die Armen dieser Welt wendete wie das Evangelium Jesu Christi? Gerade diejenigen, welche dem Christentum in seiner kirchlichen, ihnen vielfach unhandlichen Gestalt ablehnend gegenüberstehen, werden, ohne es zu wollen, auf das tiefste von dem Geiste Jesu von Nazareth beeinflußt.

Wenn sie nach mehr Gerechtigkeit, nach mehr Erbarmen, nach mehr Gleichheit in dieser Welt rufen, — wer hat denn diese Forderungen als göttlich beglaubigte auf die Lippen seiner Jünger gelegt? War das nicht Jesus? War's nicht der Mann, der weder hoch noch niedrig kannte, dem alle Menschen die Kinder des einen Vaters waren? Dieser Jesus geht heute vernehmlicher als je durch die Reihen seiner vermeintlichen Feinde und legt ihnen seine Gedanken in die Seele, also daß sie wider Willen sein Evangelium der Menschlichkeit predigen müssen.

Das sind die edlen Gotteswunder, welche die Kinder des Geistes Jesu vollbracht haben und vollbringen werden, so lange es Übel und Mühsal gibt in dieser Welt. Darum zweifeln wir nicht mehr. Er ist's, der da kommen soll, der in die Menschheit von Jahrhundert zu Jahrhundert hineinwachsen wird. Oft kommt er mir wie ein noch unerschlossenes Bergwerk vor, noch liegen in seinem Wort und Leben die reichsten Schätze wahren Glückes für die Menschheit verborgen. Sorgen wir nur dafür, daß auch wir helfen, sie zu heben! Ärgern wir uns nicht an dem, was die Weltgeschichte an ihm verdorben hat, sondern greifen wir immer wieder auf den Kern seiner Sache zurück, auf sein Herz, seine Liebe und Treue, die ausgehalten hat bis in den Tod. Dann gehören wir zu den Stürmern, welche das Himmelreich mit Gewalt an sich reißen. Den schwachen Seelen ist es nicht zur Ausbreitung gegeben. Nur die Starken werden die Schwachen gewinnen. Wenn du schwach bist, dann ist er stark, und wenn du stark bist, dann bist du es durch ihn. Darum selig, wer sich nicht an ihm ärgert: Er ist, der da kommen soll, wir wollen keines andern warten! Amen!



Die Weltreligion der Zukunft.

Adventspredigt.

Epheser 4, 3—6.

Seid fleißig, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens. Ein Leib und Ein Geist, wie ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung eures Berufs. Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater aller, der da ist über euch allen und durch euch alle und in euch allen.

Eine bemerkenswerte Rede hat unser Kaiser vor kurzem in Görlitz gehalten. Er sprach von Friedrich dem Großen und von dem geistigen Vermächtnis, welches dieser bedeutende Mann der Nachwelt hinterlassen hat: das deutsche Volk möge seine Gedanken weiter spinnen und seine Arbeit fortführen. Auf dreierlei wies der Kaiser hin. Er sprach von der Freiheit für das Denken, von der Freiheit für unsere wissenschaftliche Forschung und von der Freiheit in der Weiterbildung der Religion. Ihr werdet alle mit mir darin übereinstimmen, daß es weitgreifende Gedanken und erhabene Worte sind, welche da ausgesprochen wurden. Sie klingen wie eine Adventsbotschaft, als sollte dem deutschen Volke ein neuer Geistesfrühling aufgehen, als wollte der Monarch selbst sich an die Spitze einer solchen geistigen Bewegung stellen.

Freiheit für das Denken! Wie lange haben sich die Völker danach gesehnt, und wie lange hat man ausschließlich von unten her nach dieser vornehmsten Bürgschaft einer sittlichen und religiösen Bildung rufen müssen. Jetzt wird vom Throne herab Gedankenfreiheit gefordert. Fürwahr,

ein edles, dankenswertes Vertrauen, welches der Herrscher seinen Untertanen entgegenbringt! — Und dazu Freiheit für unsre wissenschaftliche Forschung! Das ist eine Antwort von erhabener Warte auf jene engherzigen Bestrebungen, welche in Deutschland versuchen wollen, die Wissenschaft in Fesseln zu schlagen; eine Antwort auf jene bedauerlichen Beschlüsse verschiedener kirchlicher Synoden, die in der letzten Zeit gefaßt worden sind, und worin der Staat angerufen wird, auf die Lehrstühle der theologischen Fakultäten nur Männer zu setzen, die auf eine bestimmte kirchliche Richtung eingeschworen sind.

Was uns aber als Christen und besonders als evangelische Christen am meisten freut, ist das dritte Wort, worin der Kaiser eintritt für die Freiheit zur Weiterbildung der Religion. Er hält also die Religion nicht für etwas Fertiges und Abgeschlossenes, sondern für eine entwicklungsfähige Größe, für eine Geistesmacht, die dieser Entwicklung sogar bedarf. Das ist sie in der Tat zu allen Zeiten gewesen. Was war das Auftreten des Christentums in der Welt? Es war eine Weiterbildung der Religion, ein Emporheben des Judentums auf eine höhere, freiere Entfaltung gestattende Stufe. Christus weiß sich dazu gesandt, das Gesetz und die Propheten zu erfüllen, d. h. zu vertiefen, zu vergeistigen, weiterzubilden. Und was war die Reformation? Wiederum eine Weiterbildung der Religion, ein klareres Erkennen ihrer Lebensquellen und Lebensbedingungen, ein Hineinziehen aller Bildungskräfte in ihren Kreis.

Sollten wir Menschen des 20. Jahrhunderts nun auf dem ausruhen dürfen, was die Menschen vor 1900 oder 400 Jahren, der Weite ihres damaligen Gesichtskreises entsprechend, errungen haben? Sollten wir nichts mehr dazu tun können? Sind unsere Taschen leer, ist die Menschheit von Gott verlassen, ist die Tiefe seiner Offenbarung erschöpft? Wenn wir das bejahen müßten, so würden wir dem Christentum damit sein Todesurteil sprechen. Nein! Nicht nur für uns, sondern auch durch uns offenbart sich der nie ruhende Gott. Sein Leben in uns verbietet es geradezu, das Gewordene zu genießen, ohne ein Werdendes zu schaffen, ohne selbst Samen auszustreuen für eine neue, an Erkenntnis und Willenskraft reichere Zukunft. Darum wollen wir unserm Kaiser dankbar sein, daß er den Weg zum Wachstum uns gezeigt und dem deutschen Volke aus seinem Herzen heraus gewünscht hat, daß es diesen Weg betreten möge. Wir wünschen es aufrichtig und innig mit ihm.

Welches ist nun die Richtung, in der die christliche Religion weitergebildet werden kann? Wenn ich recht sehe, darf man sie wohl folgendermaßen bezeichnen: aus den Schranken einer kirchlichen Religion heraus zu einer Weltreligion hin. Eine Welt- und Menschheitsreligion hat das Christentum von Anfang an sein wollen, aber es ist auch gegenwärtig noch weit entfernt davon, dies wirklich zu sein. Darum wollen wir in dieser Abendstunde einmal darüber nachdenken, wie wohl die Weltreligion der Zukunft beschaffen sein muß, wenn sie den Bedürfnissen der ganzen Menschheit befriedigend entgegenkommen soll. Die **Weltreligion der Zukunft** sei der Gegenstand unserer Betrachtung. Zwei Fragen legen wir uns vor:

1) Was hält den Gang der Weltreligion auf?

2) Welche Vereinigungspunkte verbürgen uns ihren Sieg?

Zunächst eine Vorfrage: Ist denn eine Welt-, eine Menschheitsreligion überhaupt möglich? Nur dann, wenn das alte Wort wahr ist: Homo est animans religiosum — der Mensch ist ein auf die Religion angelegtes Wesen. Ist die Religion kein notwendiger Bestandteil unseres geistigen Lebens, so wird es nie eine Weltreligion geben; dann werden nicht nur immer wieder Menschen auftreten, welche sagen:

Für mich ist die Religion nicht da, und ich bin für die Religion nicht da, — sondern wir werden auch niemals in den Stand gesetzt werden, die Berechtigung solcher Ablehnung zu widerlegen.

Ist denn nun der Mensch wirklich von Natur ein religiöses Wesen? Reisende haben uns von Völkern erzählt, die gar keine Religion haben, nicht einmal einen Aberglauben, nicht den niedrigsten Fetischdienst; es heißt, sie lebten wie die Tiere. Ich gebe zu, daß das möglich ist. Aber auch mitten in der religiös erzogenen Kulturmenschheit gibt es Leute, die keine Religion zu haben behaupten; wobei ich übrigens nicht an diejenigen denke, welche die Religion praktisch verleugnen, die weder der Gottesliebe noch der Gottesfurcht einen Einfluß auf ihr Denken und Handeln gestatten, sich über alle Forderungen des Gewissens hinwegsetzen und kein inneres Gesetz anerkennen. Und doch meine ich, daß weder jene Wilden noch unsere sittlich hochstehenden Atheisten den Satz widerlegen, daß die Religion zur menschlichen Natur gehört. Jene Wilden stellen eine Vorstufe der Menschheitsgeschichte dar, auf welcher es zu einem bewußten religiösen Leben noch nicht gekommen ist. Gerade so wie ein Kind eine Zeitlang lebt, ohne sprechen zu können — und doch ist die Sprache als zukünftige Notwendigkeit und Fähigkeit bereits in ihm vorhanden —, so geht es auch mit Völkern, welche in ihrer geistigen Entwicklung noch nicht so weit sind, daß das religiöse Leben zur Entfaltung gelangen kann. Die religionslosen Kulturmenschen dagegen haben einmal Religion gehabt, der Zug der Seele zu Gott hat sich in ihnen geregt; aber sie haben diesen Trieb entweder gleichgültig verkümmern lassen oder mit Absicht außer Wirksamkeit gesetzt, so daß sie nunmehr keine Religion zu haben glauben. Der alte Philosoph dürfte also recht behalten mit seiner Meinung, daß der Mensch zur Religion geschaffen ist. Es würde auch sonst

für den einzelnen nicht mehr möglich sein, an Gott zu glauben; denn wenn nicht alle fähig sein sollten, zu Gott in ein persönliches Verhältnis zu treten, so vermag ich einzelner es auch nicht.

Aus der allgemein vorhandenen Anlage zur Religion ist nun im Laufe der Geschichte die Vielheit der Religionen entstanden. Ihr kennt aus eurer Schulzeit eine größere Zahl derselben. Ihr kennt das Heidentum, das Judentum, das Christentum, die Religion Mohammeds, den Buddhismus und andere. Ihr wißt auch, daß es innerhalb dieser Religionen wieder eine Menge Sekten, Parteien und Richtungen gibt. Ja, ich glaube, daß nicht zwei Menschen zu finden sind, welche in religiösen Fragen und Vorstellungen ganz genau übereinstimmen, ebensowenig, wie man an einem Baume zwei Blätter finden wird, die sich vollständig decken. Das religiöse Leben ist die Blüte des geistigen Lebens, es ist persönlicher Art. In ihm kommt das Ich am stärksten zur Geltung, weil es sich hier um Heil oder Unheil, Sein oder Nichtsein handelt. Daher die zahlreichen Eigentümlichkeiten und Unterschiede.

So freudig wir diese Vielseitigkeit des religiösen Lebens begrüßen, denn sie gibt dem kühnsten Streben wie dem ängstlichsten Seufzen, dem schärfsten Denken wie der kindlichsten Einfalt Raum, so wenig übersehen wir den Schaden, welchen sie in der Geschichte der Religionen angerichtet hat. Die Religionsgemeinschaften sind nicht damit zufrieden gewesen, ihren eignen Acker in Ruhe und Frieden zu bauen, sondern sie haben immer den eigentümlichen Trieb gehabt, auf anders geartete religiöse Gebiete hinüberzugreifen. Wir verstehen diesen Trieb, er liegt in der Natur der Sache. Trotzdem müssen wir es beklagen, daß die Religionen das Wachstum der Religion oft mehr gehemmt als gefördert haben. Die starken religiösen Überzeugungen haben oft zu einem rücksichtslosen Religionshaß geführt. Schaut einmal

in die Geschichten des alten Testamentes hinein. Was hat denn die Juden aus Ägypten vertrieben? Der Religionshaß. Was hat ihnen später in Kanaan das Schwert in die Hand gedrückt, um gegen die mit ihnen dort wohnenden Völker jahrhundertelang Krieg zu führen? Wiederum die Religionsverschiedenheiten. Was hat Jesum ans Kreuz und seine ersten Anhänger zahlreich unter das Märtyrerschwert gebracht? Der Religionshaß, — ein Haß zur Ehre der Gottheit, zur Verteidigung ihrer vermeintlichen Sonderrechte. — Als dann später das Christentum in Europa zur Herrschaft gelangte, hat es Gleiches mit Gleichem vergolten, ja, es hat gegen die Selbständigen und Charaktervollen in seiner eignen Mitte am schlimmsten gewütet. Denkt an die Bannflüche, welche im 4. und 5. Jahrhundert die großen christlichen Konzilien gegen diejenigen schleuderten, die ihren Mehrheitsbeschlüssen in Glaubenssachen sich nicht fügen wollten; oder an die Unbilden, welche im Mittelalter die Waldenser und Albigenser erlitten haben zu der Zeit der Machtfülle des römischen Papsttums. Denkt an die Kerker der Inquisition, an die Scheiterhaufen von Konstanz, auf denen Huß und Hieronymus ihr Leben lassen mußten, an die Verfolgungen und Gewalttaten, welche das Reformationszeitalter durchziehen; denkt an das Elend des dreißigjährigen Krieges, der unser Vaterland zum Teil in eine Wüste verwandelt hat. Woher das alles? Aus Religionshaß. Wenn sich auch dieser Haß heute nicht mehr in jener brutalen Weise äußern kann, so ist er doch noch nicht überwunden. Auch heute noch lehren Beispiele in der eigenen wie in fremden Kirchen, daß man nicht abzulassen gedenkt, den Glauben zu richten und bestimmte religiöse Auffassungen, denen man für seine Person zustimmt, als maßgebend für alle geltend zu machen.

Es offenbart sich hier ein gefährlicher Irrtum. Man meint, seiner Religion dadurch am besten zu dienen, daß

man die Besonderheiten derselben in den Vordergrund stellt, dagegen diejenigen Elemente zurücktreten läßt, welche sie mit andern Religionen gemein hat. Man pflegt es zu tadeln, wenn ein religiöses Buch mit dem gleichen segensreichen Erfolge von einem Christen und einem Juden, von einem Protestanten und einem Katholiken gelesen werden kann, wenn beide sich daran zu erbauen vermögen. Ich möchte im Gegenteil ein solches Buch loben; denn man darf gerade aus diesem Grunde mit Sicherheit annehmen, daß das Buch wirklich religiöse Gedanken ausspricht, daß die Heiligtümer, welche Christen und Juden, Katholiken und Protestanten gleich verehrungswürdig sind, in ihm zum Ausdruck kommen. Je eifriger man das Unterscheidende betont, desto weiter entfernt man sich von Gott, der über allen Unterschieden steht, desto enger wird der Gesichtskreis, und schließlich versteht man auch die Unterschiede nicht mehr nach ihren tieferen, geschichtlich notwendigen Gründen, sondern man hält sich an äußerliche, auf der Oberfläche liegende Merkmale und macht diese zum Erkennungszeichen der Religion. Ein englischer Geschichtsschreiber sagt von Karl I., er sei auf das Schafott gekommen nicht wegen seiner großen Regierungsfehler, auch nicht wegen seiner persönlichen Untugenden, sondern wegen des Geländers um den Altar, wegen der leinenen Ärmel am Priesterrock und wegen der Verbeugungen vor dem Kruzifix. Nach diesem Exempel hat man von alten Zeiten her Mücken geseigt und Kamele verschluckt; nach dieser argen Methode wird noch heute die Religion durch die Religionen zerstört und den Menschen verleidet.

Wie ist es denn hin und her in unserer Stadt? Woher denn der konfessionelle Unfriede? Die allerwenigsten haben eine sachgemäße Erkenntnis der wahren Unterschiede zwischen Katholizismus und Protestantismus. Die meisten hadern um das Wappen, welches die Konfessionen führen: Der

geht in die Messe und jener in die Predigt, dieser betet das Vaterunser nach Lukas und der nach Matthäus, der eine beteiligt sich an der Prozession, der andere tut es nicht. Über solche Dinge erhitzen sich die Leute; dadurch wird der Glaubenshaß am heftigsten erregt und am leidenschaftlichsten geschürt. Und doch! Ist's nicht töricht, einen Menschen um seines Glaubens willen zu verachten? Er ist doch in seinem Glauben geboren und erzogen gerade wie du. Wären deine Eltern katholisch gewesen, so wärest du es auch. Willst du deinem Nächsten einen Vorwurf machen um seines geistigen Besitzes willen, für den er in den allermeisten Fällen gar nicht verantwortlich ist? Du solltest dich freuen, wenn er ehrlich hält, was er hat. Du tust das doch auch und rechnest es dir und deinesgleichen zur Ehre an, wenn ihr dem treu bleibt, was ihr von den Vätern ererbtet und was euch zur inneren Wahrheit geworden ist.

Ach, Geliebte, die einzelnen würden freundlicher gesinnt sein, wenn nur die Kirchen nicht den Anspruch auf Unfehlbarkeit erhöben. Da liegt das schwerste Hindernis für eine segensreiche Weiterbildung der Religion. Leider kennt auch die evangelische Kirche diesen Anspruch. Die Katholiken haben ihren Papst, wir haben unsere Bekenntnisschriften. An beide klammert sich, an beiden nährt und stärkt sich der Hochmut der Unfehlbarkeit. Wer hat denn aber die Bekenntnisse geschrieben? Menschen sind es gewesen, denen nichts ferner lag als der Wunsch, aus der Niederschrift ihrer religiösen Erkenntnis ein infallibeles Gesetz für alle Zeiten zu machen; Menschen, die in der Sprache ihrer Zeit und aus der geistigen Bildung ihres Jahrhunderts heraus ihren Glauben bezeugten für ihre Mitwelt; Menschen, die, heute wiederkehrend, es schmerzlich beklagen würden, daß das, was ihnen lebendiger Ausdruck ihrer Überzeugungen war, zur toten Satzung herabgewürdigt worden ist.

Rufe doch keiner die Reformatoren als Gewährsmänner kirchlicher Unfehlbarkeit an! Wenn irgend jemand den kühnen Prophetengeist, den lebendig fortschreitenden Zeugengeist in der Gemeinde Christi wieder wachgerufen hat, dann sind sie es gewesen. Sie haben geweissagt ihrem Glauben gemäß; wer darf uns hindern, unserm Glauben gemäß zu weissagen? Ihr Werk ist mit den Schwächen der Menschlichkeit behaftet geblieben; wer will verdammen, wenn wir aussprechen, was jene nie geleugnet? Deshalb möge keine Kirche, und am wenigsten unsere evangelische, auftreten und sagen: Ich habe allein und für immer die Wahrheit. Damit würde sie alle andern Kirchen als irrende verfluchen müssen. Vielmehr soll sie freudig und demütig bekennen: Ich suche die Wahrheit, und soll dem richtenden Gott, d. h. der Geschichte, den Nachweis überlassen, ob sie der Wahrheit wirklich näher gekommen ist.

Denkt euch einmal einen Vater, der seinen Geburtstag feiert. Der älteste Sohn kommt und bringt ihm ein Geschenk, das er gekauft hat vom eignen Verdienst. Der zweite hat ein schönes Gedicht gemacht, denn er ist poetisch veranlagt. Der dritte hat ihm eine Arbeit in Holzbrand ausgeführt, weil er dazu geschickt ist. Ein Töchterlein hat ihm eine bunte Stickerei auf den Tisch gelegt. Endlich kommt auch das ganz Kleine. Es kann weder sticken noch brennen, weder dichten noch einkaufen. Da ist es in den Garten gegangen und hat einige Blümlein gepflückt, die es nun dem Vater bringt. Glaubt ihr, des Vaters Freude sei nicht über alle fünf Geschenke die gleiche gewesen? Ohne Zweifel!

Und nun stellt euch die vielen, vielen Millionen Menschenkinder vor, dem himmlischen Vater gegenübertretend. Jedes bringt ihm sein Opfer nach seiner Eigenart, und der alles miterlebende und darum alles verstehende Geist, der großmütige Gott, hält alle die mannigfaltigen

Gaben gleich wert, weil sie alle aus dem gleichen Trieb stammen, ihm Freude zu machen und sich dankbar zu beweisen. Er versteht auch das Lallen des Kindleins und das Stammeln des Unmündigen; nur eins versteht er nicht: Deklamationen, die man auswendig gelernt hat. — Wie sind wir Menschen doch so schwerhörig, daß wir die fromme Sprache der Liebe und Einfalt nicht vernehmen mögen, dagegen unsere Ohren weit auftun für all den Zank und Streit, womit die Menschen sich wegen der Geburtstagsgeschenke für den Vater unser aller entrüsten und hassen! Dadurch halten wir den Siegesgang der Weltreligion auf. Dadurch schlagen wir die Freiheit in Fesseln, von welcher der Kaiser in Görlitz geredet hat: die Freiheit zur Weiterbildung der Religion.

Nun könnt ihr mir freilich einwenden: Wenn das wahr ist, was du da sagst, dann ist es schließlich einerlei, ob einer Christ, Jude, Türke oder sonst etwas ist. — Aber kennst du denn dein Christentum nicht? Ich will doch hoffen, daß etwas vom Geiste Jesu in dir lebendig geworden ist. Hast du denn noch nicht verstanden, daß dieser Geist Jesu gerade derjenige ist, welcher den Gedanken der Weltreligion zu fassen vermag? Das ist ja die Krone des Christentums, das ist die herrliche Freiheit der Kinder Gottes, die unverwüstliche Schönheit unseres Glaubens, daß wir über jene Unterschiede der Religionsgemeinschaften hinweggreifen dürfen, ja, daß uns der Geist Jesu sogar unmittelbar dazu treibt. Das Christentum ist die Religion der Menschlichkeit, weil es niemand anders will und braucht als den Menschen mit seiner dürstenden Seele und den in ihm sich offenbarenden Gott mit seiner spendenden Liebe. Alles andere ist Beiwerk und Zutat, dies allein ist Wert und Dauer des Evangeliums.

Mit den Kräften des Geistes Jesu sind wir imstande, an eine Weltreligion zu glauben und auf ihren Sieg zu

hoffen. Unser Text nennt uns die sammelnden Vereinigungspunkte, welche uns diesen Sieg verbürgen. Er spricht von Einem Leib und Einem Geist, von Einer Hoffnung, Einem Herrn, Einem Glauben, Einer Taufe und Einem Gott. Versteht ihr, diese starken Säulen am Tempel der Weltreligion in ihrer Tragfähigkeit zu würdigen?

Die Menschheit ist Ein Leib, d. h. alle unmittelbaren menschlichen Bedürfnisse sind allen Menschenkindern auf Erden gemeinsam. Du empfindest den Hunger geradeso wie dein Bruder im eisigen Grönland. Du freust dich und weinst genau ebenso wie irgend ein Mensch auf den Inseln der Südsee. Ja, in den Stunden, wo wir nichts anderes sind als Menschen — wenn wir das neugeborene Kind an das Herz drücken, wenn wir am Grabe eines geliebten Toten stehen —, da fallen alle Unterschiede weg, da sind wir in Wahrheit Ein Leib. Darum ist es fromm, wenn die Völker der Erde sich auch in ihren wirtschaftlichen Bemühungen die Hand reichen, wenn sie in Handel und Wandel Frieden und Freundschaft halten. Deshalb bedauern wir es sehr, daß augenblicklich gerade unser deutsches Volk in seiner obersten Vertretung, im deutschen Reichstage, das klägliche Schauspiel eines kurzsichtigen Partikularismus, einer engherzigen Kirchturmspolitik bietet, welche den Blick für die großen Interessen des Weltverkehrs und unserer Zusammengehörigkeit mit anderen Völkern verloren hat. Die Leute, welche da stürmen und schreien, haben keine Ahnung davon, daß die deutsche Nation ein Glied an dem großen Leibe der Menschheit ist. Gott bessere es!

Und waltet nicht in dem Einen Leibe auch Ein Geist? Gibt es nicht tatsächlich ein Menschheitsbewußtsein? In allen Völkern regt sich ein wissenschaftliches und künstlerisches Bedürfnis. Das eine sucht nach Erkenntnis der Wahrheit, nach Erforschung des Unerforschten, es möchte erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält, möchte

alle wirkenden Kräfte und allen Samen schauen, möchte der Gottheit näherdringen, ihr die Hand reichen und eins mit ihr werden; und das andere hat seine Freude an Leben und Wirklichkeit, es möchte das Widerstrebende zum Harmonischen gestalten, es jubelt dem Schönen, dem Wohlklang, dem Erhabenen begeistert entgegen. Wir sind alle Eines Geistes, es lebt der nämliche Gottesodem in jeder Menschenbrust.

Wir haben auch mit allen Menschen Eine Hoffnung. Es pulsiert in jeder Menschenseele ein anerschaffener heiliger Egoismus, ein unzerstörbar heißes Verlangen nach Glück und Seligkeit. In kindlicher Sprache ausgedrückt möchten wir alle in den Himmel kommen, oder ohne Bild gesprochen, haben wir alle die Eine Sehnsucht, daß die Liebe einmal allen Haß und alle Ungerechtigkeit besiegen, daß sie als die nimmer aufhörende über alle Zerrüttung und Zerrissenheit am Leibe der Menschheit triumphieren möge. Diese Sehnsucht wird zur leuchtenden Hoffnung in denen, die sich als Menschen unter Menschen geboren wissen.

Solche Hoffnung stützt sich auf Einen Herrn, sie wählt sich ein Menschenideal, eine Persönlichkeit, in der die Idee zur Wirklichkeit geworden ist, die uns kraft ihres göttlichen Reizes in ihre Nachfolge zwingt. Wir sehen dies Urbild des Menschlichen in unserm Herrn und Meister Jesus Christus. Nicht in dem Christus, der in unerreichbarer Ferne über Wolken thront, mit königlichen Prachtgewändern angetan, unnahbar für die geistlich Armen, sondern in dem Jesus, dessen Sprache uns wohltuend anheimelt als die Muttersprache der Menschheit, der mit den Zöllnern und Sündern an einem Tische saß, der das Kreuz nach Golgatha trug, der im letzten Stündlein rief: Mein Gott, warum hast du mich verlassen? und der endlich seine Seele in die Hände des Vaters befahl. Dieser Jesus, der mit uns weint und sich mit uns freut, der unsere Krankheit trägt

und die Schmerzen unserer Wunden empfunden hat, warm empfunden als Fleisch von unserm Fleisch, er ist uns der Menschensohn, der ewige Mensch; und weil er der ewige Mensch ist, darum der Gottesmensch, der Gottessohn. Das ist der Eine Herr, zu dem einmal alle Völker der Erde werden dankbar aufblicken können; denn er bringt ihnen, was er ihnen wünscht, ein menschlich fühlendes Herz und einen kindlichen, nach Gott sich sehnenden Glauben.

Ja, Ein Glaube, Geliebte! Wiederum nicht ein Glaube, wie er in Büchern steht und den man auf Befehl zu bekennen vermag, sondern ein Glaube, aus heiliger Gottessehnsucht geboren, der aufrecht erhält in allen Stürmen des Lebens, der als ausharrende Geduld auch auf den rauhesten Pfaden mutig bleibt, der da weiß: Je steiler der Weg, desto schöner der Ausblick von oben; je heißer der Kampf, desto süßer der Friede. Einen solchen Glauben dürfen wir preisen als ein einigendes Fundament, auf dem alle Menschen sich die Hand reichen können; denn sie sind alle Kämpfer Gottes, alle Leidtragende, alle Mühselige und Beladene und dennoch alle zur Freude und Seligkeit in ihrem Gott bestimmt.

Darum auch Eine Taufe! Nicht eine Taufe mit Wasser, sondern mit dem Geiste Jesu Christi; eine Taufe, die wie eine heilige Weihe über unserm Leben schwebt, die tagaus, tagein als ein sichtbares Erkennungszeichen an uns offenbar wird nach dem Worte des Meisters: Daran soll jederman erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt, so einer des andern Last trägt, so ihr weinen könnt mit den Weinenden und euch freuen mit den Fröhlichen. Wenn diese Taufe bei uns allen Wahrheit ist, wenn wir einmal alle in diesen Geist der Menschenliebe eingetaucht sind, dann werden wir auch ohne Taufschein Christen, Nachfolger Jesu, Kinder Gottes sein.

Diese Kinder Gottes schauen empor und stimmen jauchzend in den vollen Schlußakkord des apostolischen Triumphgesanges mit ein: Ein Gott und Vater aller, der da ist über uns allen, durch uns alle und in uns allen. Wie weit auch die Menschheit über Gott nachdenken mag, wie tief sie auch forschen mag nach dem Wesen des Allerhalters, sie wird dem religiösen Bedürfnis nie weiter und tiefer entgegenkommen als Jesus, da er den unbegreiflichen Gott den Vater nannte. Ein Vater ist die Quelle des Lebens; noch mehr, er ist zugleich der Hort und Herd aller Fürsorge für das aus ihm hervorgegangene Leben. Ein guter Vater ist die personifizierte Liebe, Vaterliebe ist die reinste und treueste Liebe, selbstlos bis zur Selbstvernichtung. Darum freuen wir uns, daß wir nicht nur in unserer engeren Gemeinschaft, sondern auch mit unsern katholischen Mitchristen, ja mit allen Menschen, die überhaupt Religion im Herzen tragen, bekennen dürfen:

Ein Gott und Vater aller, der da ist über uns allen, durch uns alle und in uns allen; von dem wir alle abhängen, der durch uns alle wirkt, weil er in uns allen lebt.

Das sind die Vereinigungspunkte, welche uns den Sieg der Weltreligion verbürgen. Je klarer wir uns auf sie beschränken und je nachdrücklicher wir sie zur Geltung bringen, desto sicherer schreiten wir auf dem Weg zum Siege voran. Je weniger sie uns aber genügen und je eigennütziger und eigensinniger wir trachten, Fremdartiges hineinzumischen, desto größere Steine des Anstoßes rollen wir uns selber auf unsern Siegesweg, desto weiter entfernt bleiben wir von dem Ziele: Ein Gott und Vater aller, der da ist über uns allen, durch uns alle und in uns allen.

Wir stehen im Advent. Adventskunde ist es, die wir heute gehört haben. Darum rufe ich euch mit dem alten

Adventssänger zu: Macht die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, öffnet die Herzen und breitet die Arme aus, daß der König der Ehren einziehe, der königliche Geist der Liebe, der allgewaltige Geist der Wahrheit, der sieghafte Geist des Glaubens an den Gott, der da ist über allen, durch alle und in allen. Amen!



Christus macht alles neu.

Weihnachtszeit.

2. Kor. 5, 17.

Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur. Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden.

Große Persönlichkeiten erwecken bei ihrer Mitwelt stets große Erwartungen; insonderheit solche, deren Wirken sich nicht mit der Gegenwart und ihrer Umgestaltung begnügt, deren Gedanken vielmehr in die Ferne dringen, und welche wissen, daß die Vollendung großer Werke der Zukunft angehört. So einer ist in hervorragendem Sinne Jesus gewesen. Es läßt sich gar nicht sagen, wie kühn und weitgehend die Hoffnungen waren, welche seine ersten Anhänger und Freunde auf ihn setzten. Sie erwarteten von ihm nichts Geringeres als einen neuen Himmel und eine neue Erde, — eine Erde, auf welcher kein Leid, kein Schmerz, kein Tod mehr sein, wo Gott alle Tränen von dem Angesichte seiner Kinder abwischen würde, auf welcher Friede und Freude nicht nur verkündigt, sondern in lebendige Wirklichkeit getreten sein würden. Und als nun Jesu jäher Tod alle diese Hoffnungen auf einmal zu zerstören schien, schauten die Seinen um so inbrünstiger nach seiner zweiten Ankunft hier auf Erden aus und erwarteten von ihr alles das, was ihnen die erste vorenthalten zu haben schien. Mit den glühendsten Farben, welche die menschliche Phantasie auszusinnen vermag, malten sie sich diese Wiederkunft Jesu Christi aus: dramatisch, heroisch, zuweilen grotesk, aber immer lebensvoll, kräftig, feurig. Sie sahen ihn kommen auf den

Wolken des Himmels, die Welt erfüllend mit dem gewaltigen Schall der Posaune, seine Feinde unter die Füße tretend, unaussprechliche Freude und Wonne aber denen gewährend, die ihm angehörten; sie sollten leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich. In dieser aufregenden Erwartung lebte die erste Christenheit.

Seitdem sind nun bald zwei Jahrtausende vergangen, und die Menschen sind in diesem Stücke nüchterner geworden. Diejenigen, welche heute noch die Ankunft Jesu in solch wunderbarer, geistig-sinnlicher Weise erwarten, zählen wir mit Recht zu den Schwärmern. Die alte Erde ist immer noch da, und der alte Himmel wölbt sich wie ehemals über ihr. Hienieden herrscht nach wie vor Tod und Leid, Mühe und Beschwerde. Noch immer dampft die Erde von dem Blute der Erschlagenen, noch sitzen unzählige Menschen in Finsternis und Knechtschaft und können nicht zum Licht, zu ihrem Recht und ihrer Freiheit gelangen. Noch lange nicht ist die Menschheit dem Bilde ähnlich, das sie sich von sich selber gemacht hat, dem Bilde der Gottheit. Mit einem Worte, wenn wir ohne Illusionen in die Welt hineinschauen, dann erscheint sie uns immer noch als die alte, man möchte fast sagen, als eine alternde Welt.

Nüchterner sind wir geworden, damit aber auch wahrhaftiger. Wir rechnen mehr mit Wirklichkeiten und weniger mit den Gebilden der Phantasie. Wir sind nicht mehr gespannt auf Wunder und Zeichen, sondern haben Verständnis gewonnen für ein stilles Wachstum der Menschheit an Sitte und Erkenntnis, woran uns auch vorübergehende Rückschritte nicht irremachen. So schauen wir heute das Walten Gottes in der Welt, so schauen wir das Kommen dessen, der da kommen soll.

Die Weihnachtszeit legt es uns immer wieder nahe, in die ersten Anfänge jener großen geistigen Bewegung zurückzublicken, welche wir die christliche Religion zu nennen

pflegen. Denn diese Anfänge knüpfen sich an den Mann, dessen Geburtsfest wir in den letzten Tagen gefeiert haben. Wenn der Apostel die ganze Fülle des Lebens aussprechen will, welches in der Persönlichkeit Jesu triebkräftig beschlossen war, so faßt er es in die Worte, die wir eben gehört haben: das Alte ist vergangen und alles neu geworden; ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur. Oder kürzer: Christus macht alles neu. Das ist die herrliche Weihnachtswahrheit und Weihnachtsbotschaft, die uns auch heute trotz aller schmerzlichen Erfahrungen das Herz weit und fröhlich machen soll. Christus macht alles neu, das sei der Gegenstand unserer Betrachtung. Dazu wollen wir uns zwei Fragen vorlegen:

1. Was ist durch ihn schon neu geworden?
2. Was muß noch neu werden?

Was ist auf der Erde neu geworden, seitdem Christus über sie dahin gegangen ist? Man hat wohl von Kopernikus gesagt, daß er ganz neue Welten entdeckt habe. Christus hat noch Größeres gefunden. Er hat einen neuen Gott entdeckt. In seiner eigenen Seele sah er ihn, vor seinem innern Auge stand er groß und neu, Menschen suchend, nach Mitteilung seiner selbst verlangend. Ein Gott, welcher nicht nur Rechte geltend machte, wie der alte getan, sondern auch Pflichten übernahm und Menschenrechte anerkannte.

Der damals gebräuchliche Gott war in jeder Beziehung alt geworden, im Judentum nicht minder wie im Heidentum. Die heidnischen Religionen hatten ihre Kraftperiode, ihre Blütezeit längst überlebt. Die Auguren lächelten einander an, wenn sie vom Altare kamen; die große Menge fristete ihr religiöses Leben in einem finstern Aberglauben oder in geheimnisvollen Mysterien; die Gebildeten flüchteten sich in die Philosophie und machten die großen Denker der Vorzeit zu ihren Heiligen, zu ihren Göttern.

Nicht hoffnungsvoller sah es im Judentum aus. Der Gott, für welchen die Pharisäer ihre Denkzettel breit und die Quasten an den Kleidern groß machten, dessen Willen die Schriftgelehrten in ihre Satzungen einschlossen, der Gott, den die Priester im Tempel durch der Böcke und der Kälber Blut zu versöhnen trachteten, dieser Gott hatte abgewirtschaftet, er war unglaubwürdig geworden. Das Volk Israel sollte er sich vor allen anderen zum Eigentum erkoren haben; aber gerade dieses Volk sank immer tiefer, wurde immer rücksichtsloser von solchen zu Boden getreten, die seine Eigenart nicht verstanden und für seinen weltgeschichtlichen Beruf kein Auge hatten. Die Besten und Frömmsten schauten nach einem zukünftigen Troste aus.

Da entdeckte Jesus den neuen Gott, den Geist, der im Geist und in der Wahrheit angebetet sein will, den Vater aller Menschen; die vergebende, alles tragende und alles schaffende Liebe. Es waren nicht neue Gedanken, welche Jesus damit aussprach — man hatte sie auch vor ihm schon gekannt —, aber es war ein neuer persönlicher Glaube. Noch niemals waren jene Ideen in einer einzelnen Persönlichkeit so zur Tat und Wahrheit geworden wie in Jesus. Für ihn war es ein neuer Gott. Darum war es auch für seine Mitwelt eine neue Offenbarung des Unaussprechlichen und Unerkennbaren. Dieser Gott verlangte kein Versöhnungsblut, der fragte nur nach einem demütigen, reumütigen und wahrhaftigen Herzen. Er machte keinen Unterschied zwischen Auserwählten und Verstoßenen; ihm waren alle Menschen, alle Nationen gleich nahe. Dieser Gott ist der Menschheitsgott, der Weltengott. Er hat durch Jesu Botschaft angefangen, die Welt zu erneuern.

Wie zeigte sich das? Es liegt in der Natur der Sache, daß, wenn der Gott eines Menschen ein anderer wird, auch der Mensch selber sich ändert. Denn, wo sein Schatz ist, da ist auch sein Herz. Sein Gott zieht ihn ganz unwider-

stehlich, vorausgesetzt, daß es eben sein Gott ist und nicht irgend jemandes anderen Gott, den er angenommen oder auswendig gelernt hat. Wenn du in Wahrheit deinen Gott hast, so beeinflußt er dich. So hat auch der neue Menschheitsgott die Menschheit beeinflußt.

Fast unübersteigliche Schranken waren aufgerichtet zwischen Volk und Volk, zwischen Herr und Knecht, zwischen Mann und Weib. Die Griechen nannten alle anderen Völker Barbaren, und die Juden haßten alles, was nicht jüdisch war. Der größte Teil der Menschen bestand damals aus rechtlosen Sklaven, die wie eine Sache behandelt und verhandelt wurden. Das Weib war die Dienstmagd des Mannes, seine Arbeiterin, gut genug, um die niedrigsten Dienste zu verrichten. Da kam der neue Gott, und dieser Zustand erwies sich als unhaltbar. Brüder und Schwestern verachten einander nicht, Brüder und Schwestern machen sich gegenseitig nicht zu Sklaven. Kinder Gottes schauen alle zu dem einen Vater auf, reden alle mit ihm, so gut sie's können, stammelnd oder deutlich, erwarten alle von dem Einen ihre Kraft, ihr Heil und ihre Seligkeit. In Christo galt nicht Jude noch Grieche, nicht Knecht noch Freier, nicht Mann noch Weib. Nie ist eine gründlichere Emanzipation der Frau in der Welt zustande gekommen wie damals, als das Evangelium von dem neuen Gott in den Menschen den Gedanken der Gleichheit, der Gleichberechtigung gebar.

Natürlich konnte dieser Gedanke nicht von heute auf morgen die Verhältnisse umgestalten, wie es überhaupt unmöglich ist, daß große, neue Wahrheiten unvermittelt und unverkürzt in die Wirklichkeit treten. Gut Ding will Weile haben. Alles Echte und Edle braucht Zeit zum Wachsen und Werden. Aber von jenen Tagen an hat das Weibliche in der Welt sich ebenbürtig neben das Männliche gestellt; von jener Zeit an sind der Menschheit die

Augen langsam aufgegangen für das, was wir Gemüt, Herz, Seele nennen; von jener Zeit an gibt es eine Achtung vor der Persönlichkeit, ein allmähliches Lösen und Sprengen aller Sklavenketten, eine Ahnung der Brüderlichkeit, Gleichheit und Freiheit.

So schuf der neue Gott eine neue Menschheit, so gebar der neue Himmel eine neue Erde. Freilich in den ersten Zeiten des Christentums schien es fast, als wolle die Christenheit allen Zusammenhang ihrer neuen Ideenwelt mit der vorhandenen sichtbaren Welt verleugnen. Es geht ein nicht zu verkennender weltabgewandter, pessimistischer Zug durch die alten christlichen Gemeinden, der aus ihrem kräftigen Glauben an die baldige Wiederkunft Christi sich erklärt. Diese weltflüchtige Art und Gesinnung erhielten infolgedessen das Gepräge der Frömmigkeit und gestalteten sich im Verlauf der Jahrhunderte zu einer ganz eigentümlichen Heiligkeit aus, die wir im katholischen Mittelalter mit dem Worte Mönchtum zu bezeichnen pflegen. Wie aber jede Unnatur eine Gegenströmung hervorruft, so auch diese. Die Welt trat auf gegen das ihr zugefügte Unrecht und sprach: Bin ich nicht Gottes Welt? nicht der Schauplatz seiner Offenbarung? Warum trittst du mich mit Füßen? Warum nennst du mich sündhaft und gottlos? Und als ob die verachtete Welt sich hätte rächen wollen, zog sie mit vollen Segeln in das Heiligtum der Kirche ein. Die Kirche wurde ein Staat, eine weltliche Gemeinschaft mit profanen Zielen. Sie strebte fortan nach Beherrschung der Völker, nicht nur der Geister, sondern auch der Leiber.

Erst im Reformationszeitalter besann sich die Christenheit wieder auf ihre naturgemäße Stellung zur Welt und wandte sich ab von beiden Extremen. Weder verachten noch vergöttern wollte der protestantische Mensch die Welt, sondern er wollte sie mit seiner Vernunft und Arbeit beherrschen lernen. Und siehe da, die gewaltige Geistesmacht

des Humanismus fing an, ihre Flügel zu regen, führte den Menschen zu den Quellen des Lebens zurück und legte ihn wieder an das Herz seines Mitmenschen, damit er dort auch den Herzschlag Gottes vernehmen möchte. So erwuchs unter schweren Kämpfen aus Strömen heiligen Märtyrerblutes unsere moderne Weltanschauung, — die Anschauung, daß Gott uns die Welt gegeben hat, damit wir in ihr Gottessöhne, d h. die in seine Gedanken eingeweihten, verständnisvollen Mitarbeiter werden. — Das ist das Neue, was Jesus gebracht hat.

Bleibt denn nun nichts mehr zu erneuern übrig? Man kann von vornherein schon sagen, daß jenes Neue, wovon wir bisher sprachen, teilweise nur als Idee in der Christenheit lebte und lebt, aber noch nicht als volle Wirklichkeit. Wenn diese Ideenwelt in die Welt der Tatsachen hinübergeführt werden soll, so gehört ihr mit dazu, um diese Verwandlung zu vollziehen. Ohne euch geht es nicht, so wie es auch in früheren Zeiten ohne die damals Lebenden nicht möglich war, einen Acker zu bereiten, von dem die Kommenden ernten konnten. Darum möchte ich dir heute, da du noch unter dem Eindruck der Weihnachtspredigt stehst, da du eingeladen wurdest, die Tugenden dessen zu verkündigen, der dich aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte berufen hat, wünschen, daß es neu werden möge in deinem Herzen, in deinem Hause, in deiner Welt.

Ja, schau in dein Herz hinein. Ist es nicht gar oft ein trotziges und verzagtes Ding? Spielt es dir nicht die schlimmsten Streiche und schlägt dir die schmerzlichsten Wunden? Immer wieder ist das eigene Herz die Quelle deines tiefsten Unglückes. Und doch könnte es ein Brunnen reiner Freude und stillen Glückes für dich sein, wenn es nur mutig vertrauen, gelassen dulden, wenn es nur dem höheren Willen gehorsam sein wollte, der sich dir in deinem Gewissen bezeugt und in deinen Schicksalen offenbart. Sieh

Jesum an! Worauf beruhte sein beruhigender und tröstender Einfluß, worin lag seine Lebens- und Liebesfülle? Darin, daß er an das Vaterwort glaubte, welches in seiner Seele laut wurde, daß er diesem Wort sein Leben zu Diensten stellte, daß er nicht mehr das Seine suchte, sondern nur noch das, was andern wohltut; daß er das härteste Geschick auf sich nahm mit einer solchen Freudigkeit und Kühnheit, daß wir heute noch davor bewundernd stehen, und fragen: Wer ist wie du? O ja, wir alle möchten sein wie er, wir möchten mit einem Herzen voll Treue und Gehorsam, voll Langmut und Geduld durchs Leben gehen, jeden Tag neue Lebensquellen erschließen, neue Widerstände überwinden, jeden Tag dem Herzen Gottes näher kommen. Darum laß es neu werden in deiner Seele. Glaube an eine ewige Liebe und waltende Güte, damit der Weihnachtsglanz nicht wie ein schönes Morgenrot sich unter des Tages Last und Hitze verflüchtige, sondern wie ein stiller Gottesfriede mit dir geht und dich heilt von allem innern Zwiespalt, von aller Unwahrheit und Kraftlosigkeit deines Wesens. Laß es neu werden in deiner Seele!

Dann wirst du auch erkennen, daß es in deinem Hause neu werden muß. Da ist dein Rhodus! Da magst du beweisen und bewähren, was für ein Herz dir im Busen schlägt. Siehe die an, die Gott dir gegeben hat, und frage dich: Liebst du sie so, wie du sie lieben könntest? wie Jesus sie lieben möchte, wenn er an deiner Stelle wäre? ja, wie der lebendige Gott selbst sie lieben würde, der doch in dir ist und der in deiner Welt durch dich zum Leben gelangen und verherrlicht sein will? Lässest du dich nie erbittern? Bleibst du immer der Freundliche, der Gerechte, der Sichere, der vertraut, daß Gott alles gut macht, was wir nicht gut machen können? Bist du immer stetigen Sinnes, so daß die Deinen sich auf dich verlassen und auf dich zählen können, wenn es in deinem Hause

einmal stürmisch zugeht? Wenn von außen her die Angst und Not der Welt über die Deinen hereinbricht, — bleibst du dann still und gefaßt? O, es kann noch vieles neu werden!

Denke an deine Kinder, denk' an den Kummer und die Schmerzen, die sie dir bereitet, aber auch an die Freuden und Wonnen, die sie in dein Leben hineingetragen haben. Denk' an beides und werde ihnen ein Freund, der sie nicht niederdrückt und niederschilt, sondern sie emporhebt, wie man ein Blümlein auf der Wiese emporhebt, wenn es im Sonnenbrand sein Köpfchen hängen läßt. Ist da nicht ein großes, weites Feld für erneuernde Arbeit? Unaufhaltsam schreitet das Menschengeschlecht fort, unausgesetzt treten auch in deiner Familie neue Rätsel und Aufgaben an dich heran. Aus den kleinen Kindern werden große. Damit werden ihre Bedürfnisse, ihre Rechte und Pflichten andere. Diesem Wachstum und Werden bleibe gerecht, behalte Fühlung mit der Weiterentwickelung des Lebenskreises um dich her. Dann bleibst du selber jung und neu, und in aller Verwirrung, Irrung und Finsternis wird dir immer wieder aufgehen das ewige Licht.

Neu muß es endlich auch werden in unserer Welt. Bald ist wieder ein Jahr zu Ende, und wir schauen dann wohl prüfend auf das zurück, was das vergangene Jahr unserm Volk und Vaterland gebracht. Auf den Blättern der Geschichte von 1902 steht nicht lauter Erfreuliches vom deutschen Volk zu lesen; da finden sich auch häßliche Flecken. Aber neu werden, das ist die Losung! Nicht klagen und zagen, nicht murren und nörgeln, sondern erneuern, selbst Hand anlegen, besser machen, was bisher verfehlt worden ist! Wir können wahrhaftig von den Kulturaufgaben, die auch unserm Volk beschieden sind, nicht hoch genug denken. Und diese Aufgaben liegen nicht neben unserer Religion, sondern mitten drin; sie sind recht eigentlich der Stein, den

wir in unserm religiösen Leben ins Rollen bringen müssen; sie sind die Früchte des Geistes, an deren Zucht und Pflege wir uns versuchen sollen. Da gehört jeder einzelne mit an Gottes Seite. Du darfst kein Opfer scheuen, das dem allgemeinen Wohle dienen könnte.

Wer immer strebend sich bemüht, den kann Gott erlösen. Denn Erlösung ist nicht eine fertige Freiheit, welche dir von außen her gebracht und geschenkt wird, selbst nicht unter der Bedingung, daß du daran glaubst; sondern jede wahre Freiheit will erkämpft, jede wahre Erlösung will errungen sein. Zweierlei Kräfte gehören zur Erlösung: Gottes Kraft und deine Kraft. Gottes Kraft kommt von außen an dich heran, nicht immer gleich befreiend, nein, oft sogar drückend, dich in allerlei schmale Wege einengend. Warum? Damit dein eigener Freiheitsdurst um so lebhafter und kühner wird. Gott schlägt und bindet dich, damit du selber nach Erlösung seufzest und dich sehnst. Wenn er dann aber sieht, daß deine Sehnsucht echt, wahr und tatkräftig ist, dann kommt er zu glücklicher Stunde und löst dir die Bande, also daß du nicht sagen kannst, ob du oder er es getan hat. Ihr habt es beide zusammen getan. Nur wenn ein Mensch mit seinem Gott in der Wechselbeziehung strebender Bemühung steht, nur wenn er in die ausgestreckte Gotteshand die seine entschlossen hineingelegt hat, und wenn sich die beiden Hände vertrauend geschüttelt haben, — nur dann, dann aber auch gewißlich kommt es zu einer wirklichen Erlösung.

Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen. So spricht der waltende Weltenwille auch zu dir. Darum bleibe in Christo, dann wirst und bleibst du eine neue Kreatur mit neuem Geist und neuer Kraft, neuer Hoffnung und brünstiger Liebe. Dann wirst du es inne werden in deinem Herzen und Leben, in deinem Hause und deiner Welt: das Alte vergeht, es wird alles neu! Amen!

Treu bis in den Tod.

Neujahr.

1. Petri 4, 8—11.

Seid mäßig und nüchtern zum Gebet. Vor allen Dingen aber habt untereinander eine brünstige Liebe; denn die Liebe deckt auch der Sünden Menge. Seid gastfrei untereinander ohne Murmeln. Und dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes. So jemand redet, daß er's rede als Gottes Wort. So jemand ein Amt hat, daß er's tue als aus dem Vermögen, das Gott darreicht, auf daß in allen Dingen Gott gepriesen werde durch Jesum Christ, welchem sei Ehre und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

Zwei schöne Neujahrskarten bekam ich heute. Auf der einen sieht man ein Segelboot, welches ruhig über den See dahingleitet; ich glaube, es ist der Genfer See. Die Sonne strahlt hell von oben, der blaue Himmel wölbt sich so herrlich, der See ist glatt wie ein Spiegel, und das Segel des Bootes ist nur sanft geschwellt vom lauen Frühlingswind. Am Steuer stehen drei Männer in froher Unterhaltung und freuen sich offenbar der lieblichen Fahrt. Auf der andern Karte schaust du ein stürmisches Meer, und auf dem Meere ringt ein Schiff mit den Wellen. Auch in diesem Schiffe sind drei Menschen. Aber die Segel sind zerrissen, und die Männer bieten ihre letzte Kraft auf, um dem Sturm Trotz zu bieten. Aufrecht stehen sie am Mastbaum; sie wanken nicht, wie verzweifelt auch ihre Lage zu sein scheint. Über diese beiden Karten mußte ich nachdenken. Sie sind einander ungleich und doch gleich. Was von außen an diese Menschen herankommt, ist so verschieden wie Tag

und Nacht. Auf der einen Seite Sonnenschein und Ruhe, auf der andern Sturm und Schrecken. Aber die Menschen sind auf beiden Karten gleich; sie stehen dem, was sie nicht ändern können, richtig und sachgemäß gegenüber. Die einen freuen sich dankbar des Sonnenscheins, die andern kämpfen mutig gegen den Sturm. Sie sind beide treu, — treu gegenüber der Aufgabe, welche sie zu lösen haben.

Wie war es denn mit dir im alten Jahre? Es ging zuweilen so wie auf der ersten Karte. Es war alles friedlich und sonnig in deinem Hause, in deinem Berufe, in deinen Geschäften, auch in deiner Seele; es herrschte Freude und Stille. Aber es kamen auch Tage, welche dir nicht gefielen. Auch die Stürme sind in dein Leben gewaltig hineingedrungen. Du mußtest all' deine Kräfte zusammennehmen, um ihnen gewachsen zu bleiben. Was ist nun das Fazit aus beiden? Mit Befriedigung kannst du auf das alte Jahr nur dann zurückschauen, wenn du dir sagen darfst: Ich bin in beiden Fällen treu gewesen: dankbar genießend, als mir die Sonne schien, und furchtlos aufrecht, als die Wellen drohten. Stehst du aber heute klagend am Sarge der Vergangenheit, dann mache dafür nicht die Stürme und den Sonnenschein verantwortlich, sondern dich selber; dann bist du untreu gewesen, hast nicht gedankt in der Frühlingszeit und nicht gesammelt in der Ernte. Drum besaßest du im Winter nichts, um dich gegen den Frost zu schützen. Deine Seele suchte sich selbst, nicht aber das Jahrespensum, welches ihr aufgegeben war.

Eine entscheidende Bedeutung gewinnt daher am heutigen Tage das Wort Jesu: Man sucht nicht mehr an einem Haushalter, als daß er treu erfunden werde. Treue ist des Menschen mächtigstes Vermögen, ist die Ehrenkrone auf seinem Haupt. Die Treue muß auch für das neue Jahr der Leitstern bleiben.

Niemals, niemals wird auf Erden
Wahrer Gottesfriede werden,
Wenn wir nicht in mächt'gem Ringen
Unser eignes Selbst bezwingen;
Wenn wir nicht in heil'gem Streiten
Die Vernunft zur Wahrheit leiten;
Wenn wir nicht die Herzen wenden,
Liebe wecken, Segen spenden.
Aus uns selbst wölbt sich die Brücke
Zu des Friedens goldnem Glücke.

Aus uns selbst! Wer in sich nichts hat, kann auch andern nichts geben und nichts sein. Er ist ein dürrer Ast am Baum der Menschheit und bricht ab, sobald er etwas tragen soll. Drum wollen wir in das neue Jahr mit der Losung hineingehen: Treu bis in den Tod! Ob Gott uns noch viele Jahre gibt, oder ob das kommende das letzte ist, — gleichviel: treu bis in den Tod! sei der Wahlspruch für unsere Zukunft. Dreierlei möchte ich euch dazu ins Herz schreiben:

1. Treu in eurem Glauben!
2. Treu in eurer Liebe!
3. Treu in eurer Hoffnung!

Seid mäßig und nüchtern zum Gebet! sagt der Text. Das Gebet ist der innigste und wahrhaftigste Ausdruck des Glaubens. Dabei denke ich nicht an das Gebet der Lippen; es bedarf gar keiner Worte, um zu beten. Das Gebet ist ein dauernder Zustand meiner Seele. Es ist die fortwährende Berührung meines endlichen mit dem unendlichen Geiste, die Hingabe meiner Einzelpersönlichkeit an das große Ganze, die Eingliederung meiner kleinen Kraft in die Kraft- und Wirkungsfülle des Weltalls, aus welchem die Augen Gottes mich anschauen. Das ist Gebet im höchsten, im religiösen Sinne des Wortes. Dazu gehören Mäßigkeit und Nüchternheit. Mit Schwärmerei und überschwenglichen Gefühlen,

mit Phantasie ohne Vernunft werden wir dieses Beten niemals lernen.

Das hat dir wohl auch das alte Jahr gezeigt. Sobald du die Herrschaft über dich selbst verloren hattest, war es aus mit deiner Kraft und deinem Frieden. Dein Gott war dir verloren gegangen. Du standest haltlos wie ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt. Wenn du aber dann dich selber richtetest und überdachtest die großen Aufgaben, die Gott dir gestellt, die heilige Weisheit, die gerade in der Schwierigkeit ihrer Lösung sich offenbart, die mächtige Hülfe, die ein mit Gott geeinter Wille uns gewährt; wenn du an deinem Herrn und Meister dich maßest und so dich selber zu erkennen suchtest in deiner Würde und zugleich deiner Unwürdigkeit: dann wurde es in dir wieder klar und harmonisch, entschlafen waren wilde Triebe mit jedem ungestümen Tun. Du spürtest, daß dein Gott wieder mit dir war und du mit ihm; groß und bestimmend erhob sich der Glaube, daß du nicht wie ein Blatt vom Baum wegflattern sollst, um verwelken zu müssen, sondern daß du ein Samenkorn bist, hineingelegt in den Acker der Menschheit, um Früchte zu bringen, an denen sich andere laben können. Du warst wieder mäßig und nüchtern zum Gebet, treu deinem Glauben an Gott und dich selbst.

Wenn ich dein Gebet für das neue Jahr in bestimmte Gedanken fassen soll, so möchte ich dir den einen nahelegen: dein Wille geschehe! Wir sprechen ihn beinahe jeden Tag aus, — aber wer von uns hat denn im alten Jahre mit diesen Worten völligen Ernst gemacht? So lange der Wille Gottes mit dem deinigen übereinstimmte, war es nicht schwer, zu sagen: Nicht wie ich will, sondern wie Du willst. Wenn aber der Kelch dir gereicht wurde, wenn dein Gott von dir ein größeres Opfer verlangte und deine Tränen dich weinen ließ, dann hast du zuerst gesagt: Vater, ist es nicht möglich, daß der Kelch an mir vorübergehe?

Dabei sind aber auch die meisten stehen geblieben. War es nach allgemeiner Ordnung und Gottes ewigem Weltgesetz nicht möglich, traf dich der Schlag, dann war es auch aus mit deiner Sammlung und Geduld, weil es aus war mit deinem Glauben. Dein Glaube war unmäßig und trunken. Du meintest, dein Gott müßte für dich ein Wunder tun, weil gerade du es seiest; er müsse mit dir eine Ausnahme machen; denn keinem andern tue das Schicksal so wehe wie dir; er müsse an deiner Haustür vorübergehen und dürfe mit seiner Hand in deinen Burgfrieden nicht hineingreifen. Nun tat er es dennoch, weil du auch nur einer von den vielen, auch nur ein Glied in der großen Kette bist und mit allen anderen unter dem allgemeinen Gesetz des Wechsels stehst; du aber hattest ihm kein „dennoch“ des Glaubens entgegenzuhalten, konntest seinem Willen nicht zustimmen, und als du ihn nun tun mußtest, ohne zu wollen, da war es ein Tun in knechtischem Groll, da bäumte sich dein Herz gegen deinen Gott auf. Das geht zu weit, sagtest du; das kann Gott nicht sein, der solches tut. Du konntest nicht mehr mit, du hattest die Verbindung mit Gott verloren.

Darum halte dich mal nur an den einen Wunsch, daß im neuen Jahre deines Gottes Wille an dir geschehen möge, und daß du es ihm mit Freudigkeit und tatkräftiger Zustimmung deines eigenen Willens erlaubst. Verlange nichts Besonderes, gehe deinen Weg still, so gut du ihn gehen kannst. Wenn Steine darauf liegen und Berge sich auftürmen, dann wundere dich nicht darüber, sondern wisse, daß es so Gottes Ordnung ist und daß nur der Glaube die Berge versetzt, der mit dieser Ordnung rechnet und nicht zweifelt, daß es eine gute Ordnung ist. Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Ja noch mehr: Wir wollen es denen beweisen, die es noch nicht wissen. Wir wollen nehmen und lieben, was Gott uns gibt; wir wollen verzichten lernen auf alles, was er uns

nimmt, und nur darauf bedacht sein, daß er und wir zusammenbleiben. Dann sind wir mäßig und nüchtern zum Gebet, dann haben wir den Glauben, der die Welt überwindet, weil er aus Gott geboren und durch das Einssein mit dem Allmächtigen mächtig ist. Darum treu in unserm Glauben!

Aber auch treu in der Liebe! Sie müßte man eigentlich an die erste Stelle setzen, denn der Apostel sagt: Vor allen Dingen habt untereinander eine brünstige Liebe; und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und hätte allen Glauben, so daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Über alles zieht im neuen Jahre an die Liebe, welche ist der Gürtel der Vollkommenheit, der alle Gewänder umschließt und dem Körper anpaßt, die Liebe, welche aus den vielen guten und freundlichen Eigenschaften des Menschen erst die eine große Tugend macht, an der man ihn erkennt. Aber eine brünstige Liebe muß es sein, d. h. eine begeisterte, nicht so ein wenig Zuneigung oder Zärtlichkeit: heute einmal ein freundliches Gesicht und morgen wieder Murren und Klagen, heute einmal ein Überschwang der Gefühle, daß du möchtest deinem Nächsten um den Hals fallen, und morgen einfach ein Stoß mit dem Ellenbogen, als hättest du ihn nie gesehen noch gekannt. Nein, eine beständige, auf die höchsten Ziele und Güter gerichtete Leidenschaft ist die Liebe, eine Leidenschaft, die Freuden schafft und darin sich nimmer genug tut. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dem Wort:

Wen Liebe nie zu weit getrieben,
Den trieb sie auch nie weit genug.

Ihr kennt alle die Motte, welche das Licht umflattert und daran oft einen Teil ihrer Flügel verbrennt. Man stellt sie gewöhnlich hin als Beispiel der Unbesonnenheit, des törichten Strebens nach Verbotenem. Ich weiß nicht, ob man darin recht hat. Mir kommen diese Motten anders

vor. Ich sehe in ihnen ein Abbild der Liebe, welche nun einmal nicht anders kann, sie muß sich selber verzehren. Zum leuchtenden Feuer zieht sie's allmächtig hin. Ob ihr darüber die Schwingen versengen, ob ein Stück des Glückes und der Kraft nach dem andern von ihrem Lebensbaume abgeschlagen wird, die Liebe vermag es anders nicht, sie muß sich bis zur Selbstvernichtung hingeben. Wenn's keine Menschen mehr gäbe, die solcher Liebe fähig sind, dann wäre die Menschheit von Gott verlassen und dem Untergang geweiht. Darum wollen wir die auf den Händen tragen, in deren Seele die heilige Gottesflamme der Selbstverleugnung lodert. Wenn dir in deinem Hause so ein Menschenfreund gegeben ist, so eine selbstlose Natur, ein opferwilliger Bruder oder Schwester, eine treu waltende Mutter, ein gütiger und geduldiger Vater, o, dann halte dieses Kleinod in Ehren; lege ihnen die Hände unter die Füße, stütze ihr Haupt, wenn sie im Drange der Liebe müde geworden sind, ebne ihnen den Weg zu deinem Herzen, werde warm an ihrer Brust und schmecke die Süßigkeit brünstiger Liebe.

Sie allein deckt auch der Sünden Menge. Wer soll es denn anders tun, als die Liebe? Der Haß sucht und wühlt die Sünden der andern hervor und stellt sie in das grellste Licht. Die Gleichgültigkeit läßt sie in den Herzen der Brüder ruhig weiter wachsen und wuchern und fragt nicht danach. Aber die Liebe kommt mit ihrem süßen Trost und ihrem mahnenden Wort. Sie nennt schwarz nicht weiß und böse nicht gut; sie freut sich der Wahrheit, aber sie deckt die Sünden und Mängel zu, wie man mit einem Mantel ein krankes Kindlein zudeckt, nicht um es zu ersticken, sondern damit es recht warm gehalten wird und nun der Genesung entgegen geht. So gibt die Liebe dem irrenden Bruder neuen Mut und neue Hoffnung, so daß auch der verlorene Sohn in sich geht und spricht: Ich will mich

aufmachen dahin, wo die Liebe wohnt; ich will zu meinem Vater gehen und wieder sein Kind werden.

Ja, ihr lieben Freunde, wenn im neuen Jahre in unserm Kreise innere Fortschritte gemacht werden sollen, wenn unsere Gemeinde an religiösen und sittlichen Kräften wachsen soll, so muß die Liebe bei der Hand sein, welche der Sünden Menge zu bedecken nicht müde wird, welche aufrichtet und ermutigt und auf des Feindes Haupt feurige Kohlen zu sammeln vermag.

Darum dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes! „Wenn ich ein Löwe wäre, so würde ich rauben; wenn ich eine Nachtigall wäre, so würde ich singen: sintemal ich aber ein Mensch bin, so will ich dienen.“ Wißt ihr, wer das gesagt hat? Es könnte in der Bibel stehen, aber ein alter Heide hat es gesagt, Epiktet, ein herrlicher Mensch, der in höherem Maße Christ war als mancher Getaufte.

Das Dienen scheint dir wohl gering, wenn du an diejenigen denkst, welche durch Dienen ihr Brot verdienen müssen. Und doch, bist du denn aus besserem Holz geschnitten als sie? Wenn du auch dem Stande der Herrschenden angehörst, wenn du auch Leute unter dir hast, zu denen du sagen darfst: Gehe hin — und sie gehen, komme her — und sie kommen: glaube doch ja nicht, daß du davon entbunden wärest, ihnen zu dienen. Wolltest du das unterlassen, so würden sie auch sehr bald aufhören, dir mit freudigem Herzen zu dienen; ihr Dienst würde nur noch ein erzwungener sein, und unter solchem Zwange würden sie darauf sinnen, dich zu überlisten und dir zu schaden, wo sie nur könnten. Wenn du so herrschen willst, daß deine Herrschaft Segen bringt und erziehlich wirkt, dann mußt du dienen können, und zwar mit der Gabe, welche du empfangen hast.

Wir können nicht alle einander auf gleiche Weise dienen, sondern jeder muß es tun nach seiner Natur und Art. Wenn du einen kräftigen Körper hast und andere um dich her sind vielleicht schwächlich und zart, dann tritt du mit deiner Kraft für ihre Schwachheit ein. Sie können das nicht aushalten, was du vermagst, darum zürne ihnen nicht in teilnahmloser Ungeduld und schilt sie nicht. — Oder du hast viel freie Zeit und weißt nicht, was du damit anfangen sollst. Dann denke darüber nach, ob sich nicht hier oder da ein Pöstchen für dich findet, wo du mit deinen freien Stunden einem überlasteten Menschen unter die Arme greifen oder an gemeinnütziger Arbeit dich beteiligen kannst. — Oder Gott hat dir einen klugen Sinn, einen hellen, klaren Blick in die Welt gegeben. Dann diene doch deinem Nächsten mit deinem guten Rat! Es kann eine Maus einem Löwen aus der Not helfen, wenn sie auf einen besseren Gedanken kommt, als ihn der Löwe zu finden vermag. — Zu alledem brauchst du nicht Geld und Gut, sondern nur eine freudige Hingabe und Betätigung der Kräfte, die dir verliehen sind.

Mit dem Dienen steht es so wie mit jenen zwei Wanderern, die beinahe erfroren wären. Sie hatten sich ermüdet im Schnee niedergesetzt. Der eine hatte schon die Augen geschlossen, der andere war nahe am Einschlafen. Da wirft er einen Blick auf den Genossen, und es fällt ihm ein, was man ihm einst erzählt hatte, daß der Schläfer im Schnee verloren ist. Schnell rafft er sich empor und fängt an, den halb erstarrten Kameraden zu reiben. Dadurch kommt auch sein eigenes Blut in lebhaftere Bewegung, und siehe da, beide werden wieder warm, voll neuen Lebens und neuer Kraft, so daß sie ihre Wanderung fortsetzen können. Durch seine dienende Liebe hat er sich und seinen Freund gerettet. Ist das nicht ein schönes Bild der treuen Hülfe, die wir auch im neuen Jahre uns gegenseitig leisten sollen?

Gar mancher Mensch ist in seinem Elend und seiner Selbstsucht erstarrt, weil niemand ihm die Hände rieb und drückte. Darum wollen wir sie in Zukunft nicht in die Tasche stecken — dadurch wärmen wir sie nur uns selber —, nein, wir wollen sie darreichen und einschlagen nach links und rechts. Wo einer am Wege anfängt müde zu werden im Geiste und zu erkalten in seiner Seele, da wollen wir uns zu ihm gesellen und ihn an unser noch warmes Herz ziehen, damit er von neuem geboren werde und wir treu bleiben in der Liebe, welche dienen, helfen und aufrichten kann. Laßt alles Gerede von Gottesdienst und Frömmigkeit verstummen, solange ihr die einfache Kunst nicht übt, einander zu dienen mit der Gabe, die ihr empfangen habt! Gott offenbart sich nicht in einem kalten Herzen. Gott lebt dir nur, soweit du selber lebst; Gott liebt nur, soweit du liebst. Denn wie soll er über deinen Kopf hinweg lieben? Die Mauern liebt er nicht, und die Bäume und Sterne auch nicht, aber dich kann er lieben, weil du selber lieben kannst, und du liebst, weil er in dir ist. So gehen hier Liebe und Glaube Hand in Hand, eines das andere bedingend und tragend. Darum treu im Glauben, treu in der Liebe! Und endlich treu in der Hoffnung.

Warum sollen wir die Hoffnung nicht mit in das neue Jahr hinübernehmen? Haben wir doch auch im alten Jahre davon leben müssen. Sie bleibt eins der wichtigsten Stücke für den Reisekoffer. Es gehen zwar nicht alle Hoffnungen in Erfüllung. Dennoch wäre der ein unglücklicher Mensch, welcher deshalb aufhören wollte, zu hoffen. Die Hoffnung ist manchmal wie ein trotziges Kind. Wenn es nicht sogleich erreicht, was es wünscht, dann stampft es wohl auf mit den kleinen Füßen und greift zu jedem erreichbaren Mittel, sein Köpfchen durchzusetzen. Das ist ungezogen; aber es steckt darin doch ein starker, zäher Wille, welcher

das Ziel energisch im Auge behält. So geht es mit unsern Hoffnungen. Wir werden wohl die Kinderkrankheiten der Hoffnung nach und nach abstreifen, werden nicht mehr auf Dinge harren, von denen wir uns bei ruhigem Nachdenken selber sagen müssen, daß sie unerreichbar und unmöglich sind, werden am allerwenigsten die Gunst des Schicksals ertrotzen wollen. Wir müssen auch im Hoffen nüchtern werden, gerade wie im Glauben und im Gebet. Aber die zielbewußte Beharrlichkeit des Willens wollen wir unserm Hoffen als treibende Kraft erhalten, sonst bleibt am Ende nichts übrig als Träumen und Schwärmen, ein eitles Verpuffen quellenden Lebens.

Ich kann hier keine Einzelheiten nennen, weil ich die Wünsche, die in diesem Augenblick durch eure Seelen gehen, nicht zu überschauen vermag. Aber eine Hoffnung ist uns allen gemeinsam: daß auch im neuen Jahre Gott gepriesen werde, daß seine Herrschaft in der Menschheit Raum und Nachdruck gewinne. Diese Hoffnung verflüchtigen wir aber nicht zu einem frommen Wunsch, sondern wir stellen uns, zur Tat entschlossen, mit frohem Mut in ihren Dienst.

So jemand redet, daß er es rede als Gottes Wort. Der Löwe brüllt, — wer wollte sich nicht fürchten? Gott redet, — wer wollte nicht weissagen? Wenn er in dir zu Worte kommt, wenn Vernunft und Gewissen dich überwältigen, wenn's in dir glüht und blüht von heiligem Leben, — wer will dem Gott in deiner Seele den Mund verstopfen, wer wollte leugnen, daß er spricht, wenn du redest? Nichts Gleichgültiges, nichts Albernes wird dann mehr über deine Lippen kommen, sondern was lieblich ist und wohllautet, was befreit und erlöst, erquickt und stärkt. Dein Denken wird ihn suchen, dein Empfinden ihn preisen, dein Reden ihn offenbaren. Als einem Propheten des Höchsten wird man dir lauschen, als einem Sprecher Gottes

dir zu Füßen sitzen. O wie schön, wenn wir so in unserm Haus, in unserm Freundeskreis eine lebendige Bibel wären; nicht Ausleger mehr geschriebener Weisheit, sondern Finder und Entdecker ursprünglicher Wahrheit; nicht Eimer voll geschöpften Wassers, sondern Brunnen aus geheimnisvoller Tiefe; unsere Seele Gottes Wohnung und unser Wort seine Sprache! Darauf laßt uns hoffen.

Und hast du ein Amt, so verwalte es aus dem Vermögen, das Gott darreicht; lege dich selbst hinein, gehe nicht die Wege des Herkommens und der Mode, sondern die Wege der Pflicht, der inneren Notwendigkeit. Ich weiß, es gibt der Ämter viele und vielerlei. Nur an eins will ich dich heute erinnern. Dir wird vielleicht in diesem Jahre das Trostamt übertragen. Es werden den Deinigen schmerzliche Wunden geschlagen werden, und da ist niemand, der sie tröste, als du allein. Die Bibel schreibt dies Amt dem heiligen Geiste zu. Aber der heilige Geist tröstet nicht, wenn er nicht ein Menschenherz findet, welches sein Amt zu dem eigenen macht. Drum siehe schon heute zu, daß du über die nötigen Kräfte verfügst, wenn die Stunde der Anfechtung dich ruft; entschließe dich heute, den Weg der Entsagung zu betreten, deine Bedürfnisse einzuschränken, damit deine Seele für den Nächsten und sein Verlangen etwas übrig behält. Dann kannst du trösten aus dem Vermögen, das dein Gott dir darreicht, dann wird er von dir gepriesen werden durch Jesum Christum, welchem sei Ehre und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Ja, ihm sei die Ehre! Wir sind seine Jünger, er ist unser Meister. Der Jünger aber tritt für des Meisters Ehre ein. Was du verfehlst, wird ihm zur Schande gerechnet von denen, die ihn verachten; was du aber in seinem Geiste vollbringst, wird seine Gewalt auf Erden mehren. Diese Ehre und Gewalt liegt nicht in irgend

einer äußeren Herrscherwürde, nicht in hohen Namen und Titeln, die man ihm gibt, um sich dem Ernste seiner Nachfolge zu entziehen, — nein, sie liegen in der Hand der Jünger, die in seine Fußstapfen treten. Bei uns liegt Jesu Ehre, in unserm Leben Jesu Gewalt. Darum mache ihm Ehre, gib ihm Gewalt! Laß seine Liebe in deiner Seele wohnen, laß seinen Glauben dich ermutigen, seine Hoffnung dich beflügeln.

Dann können wir auch mit ihm den Weg nach Golgatha gehen, mit unserm Kreuz zu seinem Kreuz. Es kommt ja oft ganz unerwartet dieses Kreuz. Noch in den letzten Wochen traf es jählings einen lieben Bruder, der auch an dieser Stätte oft gestanden, der euch getröstet und erbaut und der nun selbst des Trostes und der Aufrichtung bedarf. Unsere warme Teilnahme begleitet ihn auf seinem dunklen Wege. Wer unter euch ist denn aber sicher, daß nicht auch über ihn die Nacht so unerwartet kommen kann? Wohl dem, der dann Jesu die Ehre gibt, nicht mit frommen Sprüchlein, sondern mit der Ausdauer und Geduld eines in Gott gefestigten Charakters. Er wird durchs Kreuz zur Krone dringen und unter allem Leid die Hoffnung festhalten, daß Gott zu dem, was getragen werden muß, auch die Kraft gibt, die es tragen kann.

> Du träumend Herz mögst all dein Weh begraben;
> Verzage nicht, ob auch dein Stern verblich!
> Das neue Jahr wird seinen Frühling haben,
> Es hat auch einen Lenz für dich.

Darum stelle deine Freuden und Leiden, deine Hoffnungen und Befürchtungen in den großen Ratschluß dessen, der auch im neuen Jahre deine Liebe und dein Heil, deine Kraft und dein Trost sein wird. Bleibe in Jesu Nachfolge! Nur treu! Treu bis in den Tod! So reichen wir uns heute die Hand und erneuern das Gelübde der

Freundschaft und Hülfe, so gehen wir als Pilger auf der Straße der Zukunft Gott entgegen und freuen uns dankbar, daß wir noch miteinander auf dem Wege sind, daß wir uns noch lieben, uns noch untereinander dienen dürfen, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, getreu bis in den Tod. Amen!



Von des Menschen Gewalt, Glück und Herrlichkeit.

Röm. 12, 1—8.

Ich ermahne euch, liebe Brüder, durch die Barmherzigkeit Gottes, daß ihr eure Leiber hingebet zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei, welches sei euer vernünftiger Gottesdienst. Und stellt euch nicht dieser Welt gleich, sondern verändert euch durch Erneuerung eures Sinnes, auf daß ihr prüfen möget, was Gottes Wille ist: das Gute, Wohlgefällige und Vollkommene. Denn ich sage durch die Gnade, die mir gegeben ist, jedermann unter euch, daß niemand weiter von sich halte, denn sich's gebührt zu halten; sondern daß er von sich mäßiglich halte, ein jeglicher, nach dem Gott ausgeteilt hat das Maß des Glaubens. Denn gleicherweise, als wir in Einem Leibe viele Glieder haben, aber nicht alle Glieder einerlei Geschäft haben, also sind wir viele Ein Leib in Christo, aber untereinander ist einer des andern Glied und haben mancherlei Gaben nach der Gnade, die uns gegeben ist. Hat jemand Weissagung, so sei sie dem Glauben gemäß. Hat jemand ein Amt, so warte er des Amts. Lehret jemand, so warte er der Lehre. Ermahnet jemand, so warte er des Ermahnens. Gibt jemand, so gebe er einfältiglich. Regiert jemand, so sei er sorgfältig. Übt jemand Barmherzigkeit, so tue er's mit Lust.

Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch, — so singt der alte griechische Dichter. Ein großes, herrliches Wort! Ist's denn auch wahr? Es scheint fast, als ob die Naturkräfte gewaltiger seien als wir: die Stürme, welche die Wohnungen der Menschen niederreißen; die Erdbeben, welche auch das Festeste bis in den Grund hinein erschüttern; die Blitze, welche vom Himmel herunterzucken, — besiegen sie nicht jeden Widerstand? Und doch ist der Mensch gewaltiger. Denn er lauscht allen diesen Kräften ihre geheimen Entstehungsursachen ab, er tritt in die verborgene Werkstatt mit ein, wo sie ihre Wirkungen vorbereiten. Sie schlagen ihn wohl, aber sie erschlagen ihn nicht. Mit den Kräften seines Geistes begegnet er ihrer rohen Gewalt, und mancher von ihnen ruft er triumphierend zu: Bis hierher und nicht weiter! Ja, nichts ist gewaltiger, als der Mensch mit seinem Wort, mit dem Blick seines Auges, mit der Glut seines Herzens, mit der Schärfe seiner Gedanken, erstorbene Welten auferweckend und neue ins Dasein rufend.

Man könnte auch sagen: Vieles Glückliche lebt, doch nichts ist glücklicher als der Mensch. Das Vöglein, welches im blauen Äther zwitschert, scheint allerdings glücklicher zu sein als das arme Menschenkind, welches, an das Joch von tausend Bedürfnissen gebunden, auf allen Seiten von Schranken eingeengt ist. Die Blume auf der Wiese, die von gar nichts Argem weiß, die blüht, weil sie blühen muß, sich der Sonne öffnet, weil sie nicht anders kann, scheint glücklicher zu sein als wir, die wir in den Kampf zwischen Sollen und Wollen, zwischen Gut und Böse unentrinnbar hineingestellt sind. Aber gerade in den Gegensätzen, die wir erfahren, in den Widersprüchen, die uns zerreiben, gerade darin, daß der Mensch sich selbst ein Rätsel ist, liegt unser Glück. Selbst wenn unsere Seele in heftigstem Schmerze zusammenzuckt, ist sie glücklicher als die Kreatur, welche das Leid nicht als Leid und darum auch das Glück nicht als Glück zu empfinden vermag.

Auch vieles Herrliche lebt, doch nichts ist herrlicher als der Mensch. Herrlicher ist er als die goldnen Sterne am Himmelszelt und die leuchtende Sonne am Firmament, herrlicher als die Alpengipfel im Abendrot oder das Wiesental im blühenden Schmuck. Denn in der Seele wohnt ihm Liebe und Treue, Großmut und Mitleid, Freundschaft und Begeisterung. Der Herrlichste von allen, die oberste Kreatur ist und bleibt der Mensch.

Das bezeugt auch unser Textwort. Es ist eine Epiphaniasepistel, d. h. eine Epistel, aus welcher die Herrlichkeit des Geistes Jesu hervorschaut. Dieser Geist ist der vollkommene, zu seiner schönsten Entfaltung und Blüte gelangte Menschengeist. Darum wollen wir an unsere Epistel mit der Absicht herantreten, aus derselben den Menschen kennen zu lernen, — den Menschen in seiner Gewalt, in seinem Glück und in seiner Herrlichkeit. Das sei der Gegenstand unserer Betrachtung. Drei Wahrheiten fassen wir ins Auge:

1. Des Menschen Gewalt besteht darin, daß er sich selber zum Opfer bringen kann;
2. des Menschen Glück darin, daß er ein Glied am Leibe der Menschheit ist;
3. des Menschen Herrlichkeit darin, daß er sein Licht leuchten lassen darf.

Der Apostel ermahnt seine Leser, sich selbst zum Opfer zu bringen, und nennt dieses lebendige, heilige, gottgefällige Opfer einen vernünftigen Gottesdienst. Es gibt auch unvernünftigen Gottesdienst, welcher auf vernunftlosen Voraussetzungen beruht. Unvernünftig ist es, zu meinen, Gott wünsche nichts dringender als zu nehmen und immer wieder zu nehmen. Das begehren wir Menschen auch; aber wir wissen sehr wohl, daß diejenigen, welche ausschließlich nehmen möchten, die unfruchtbarsten Zweige am Baume der Menschheit sind. Wie sollten wir nun an Gott das als etwas Großes preisen, was wir in der menschlichen Natur als etwas Niedriges verurteilen? Das ist unvernünftig. Es liegt Gott gar nichts daran, uns irgend etwas zu nehmen, was wir gut brauchen könnten. Was heißt denn überhaupt: Gott nimmt? Gott ist ja schon alles in allem und daher hat er auch alles in allem. Wer wollte denn Gott etwas geben, was er nicht zuvor von ihm empfangen hätte? Alle die Opfer also, welche darin bestehen, daß ich Gott etwas

bringe, was außerhalb meiner eignen, frei und selbständig wachsenden Persönlichkeit liegt, gehören in das Kapitel des unvernünftigen Gottesdienstes. Ich muß mich selber zum Opfer bringen. Wem bringe ich mich aber zum Opfer? Du sagst: Meinem Gott! Gewiß! Aber mein Gott ist ja auch die Lebenskraft meiner sich opfernden Persönlichkeit, er lebt in meinem Ich, und mein Ich lebt und webt in ihm und durch ihn. Mein Opfer bringt er, — sollte er sich aber selbst ein Opfer bringen? Nein! Unmittelbar kannst du dich deinem Gott nie opfern, sondern immer nur mittelbar, nur dadurch, daß du dich einem zweiten Ich, d. h. deinem Mitmenschen opferst. Das ist vernünftiger Gottesdienst.

Es versteht sich von selbst, daß ein solcher Gottesdienst keiner Kirche bedarf, daß er keinen Altar, keine Predigt und kein Gesangbuch braucht. Er hat nur eins nötig: das tägliche Leben mit seinen täglichen Anforderungen und Pflichten. Wer die Bedürfnisse der Menschen versteht, der versteht seinen Gott, der kennt dessen Dienst. Aber wie wenige üben diesen vernünftigen Gottesdienst! Immer verschanzen wir uns wieder hinter sogenannten frommen Werken und Übungen, von denen man vorgibt, daß sie Gott besonders wohlgefällig seien. Das ist aber nichts anderes als eine Ausflucht, die unsere Opferscheu sucht. Wir wollen uns nicht selber geben, und darum geben wir etwas anderes, für uns mehr oder weniger Gleichgültiges, was zu geben uns nicht wehe tut. Laßt uns daher erkennen, wessen wir fähig sind, indem wir auf das Haupt der Gemeinde schauen, das sich selber für die Brüder zum Opfer gebracht hat und hat dadurch den vernünftigen Gottesdienst uns vorgelebt und vorgedient.

Wer sich selber zum Opfer bringt, übt damit auf andere Menschen eine unaussprechliche Gewalt aus, er tut an ihnen ein allmächtiges, schöpferisches Gotteswerk. Du

kannst ermahnen, bitten und belehren, kannst ein gutes Beispiel geben, — das alles dringt in ein widerstrebendes Herz nie so tief ein, als wenn du dich selber in den Dienst des Nächsten stellst, wenn du anfängst, ihn zu tragen und zu heben, ihm seine Wunden zu heilen; wenn du seiner Trägheit und Schwachheit dadurch zu Hülfe kommst, daß du seine Arbeit auf deine Schultern nimmst. Da offenbart sich des Opfers heilige Gewalt, da fängt der Mensch an, sich seiner selbst zu schämen, wenn er sieht, daß du für ihn eintreten kannst. Er muß aus seiner Zurückgezogenheit heraus, er kann schließlich nicht anders, er muß dir die Hand reichen und sagen: Du hast mich überwunden dadurch, daß du dich selber für mich zum Opfer gebracht hast.

Nichts Gewaltigeres ist auf Erden als solch ein Opfer; nichts gibt dem Herzen eine solche Kraft und senkt in die Seele einen solchen Frieden, als wenn ich weiß: Ich bin auf einem Opferweg. So ein Mensch lebt sich nie aus, sondern erneuert sich immer wieder selbst. Warum? Weil er seine Willens- und Empfindungskräfte immer wieder zusammenraffen muß, um sein Opfer bringen zu können. Denn es ist das schwerste aller Werke, darum aber auch das heilsamste, weil es die Gesamtheit unserer inneren Fähigkeiten auf einen einzigen Brennpunkt konzentriert. In ihm liegt die sicherste Bürgschaft fortgesetzter Kraftwirkung für deine Seele. Lebendig, jung, leistungsfähig bleibst du nur dadurch, daß du dich opferst. Vom Strome dieser heiligen Liebesgewalt getragen, erneuerst du beständig deine Lebensfreude und stellst dich nicht mehr der toten, liebearmen, in Selbstsucht dahingehenden Welt gleich.

Darum hinweg von dem Altare, wo du vor deinem eignen Bilde auf den Knieen liegst, und hin zum Kreuz, ja unter und an das Kreuz! Frischauf zum fröhlichen Tragen fremder Last, zur Übung aller Kräfte, welche das Leid in Freude zu verwandeln willens sind. Hier verbindet

sich Gottes Gewalt mit meiner Gewalt, und im Bunde miteinander sind wir unüberwindlich.

Stolz erscheinst du, demütig bist du; Großes erreichst du und hälst doch von dir selbst sehr mäßiglich. Denn mit jedem neuen Sieg über Trägheit, Lauheit und Egoismus kommt dir die große Kraft des Feindes von neuem zum Bewußtsein. Du überwindest immer nur nach dem Maße deines Glaubens und wirst inne, daß dieses Maß oft unzureichend ist. Und doch lassen dich die errungenen Erfolge nicht ruhen, denn du fühlst zu tief ihren Segen und ihre Wonne, um auf neue verzichten zu können. So spornt die Demut deinen Mut, so wird dir der Trieb der Selbstbeglückung zum mächtigsten Hebel der Selbstopferung. — Seht da, Geliebte, des Menschen Gewalt! —

Daneben stellt der Apostel des Menschen Glück. Es besteht darin, daß er ein Glied am Leibe ist. Wir viele sind Ein Leib in Christus. Christus ist also das Haupt, und jeder einzelne in der Gemeinde Christi ist ein Glied. Wo hat aber die Gemeinde Christi ihre Grenzen? Etwa an denen, welche nach äußern Formen und Gebräuchen sich Christen nennen dürfen? Nimmermehr! Christus ist nicht das Haupt irgend einer kirchlichen oder konfessionell ausgeprägten Gemeinde, sondern er ist das Haupt am Leibe einer neuen Menschheit. Zu dieser neuen Menschheit gehört jeder, in dem Christi Geist lebendig geworden ist. Er braucht sich dessen gar nicht bewußt zu sein, daß es gerade Christi Geist ist, wenn nur die Wirkungen dieses Geistes vorhanden sind, wenn nur die opferfähige und opferfreudige Liebe in ihm lebt und durch ihn wirkt. Dann hat er Christi Geist und ist ein Glied am Leibe Christi. Hier entscheidet das Leben, nicht die Regel; in Christus ist das Leben Gottes erschienen und zum Licht der Menschen geworden, nicht aber ein Gesetz. Dies Leben Gottes flutet unabhängig von allen zeitlichen und örtlichen Einrichtungen schrankenlos und frei durch die

Menschheit dahin, und wo dieser heilige Strom auch nur einen Tropfen seines lebendigen Wassers in einer Menschenseele zurückläßt, da erwacht die selige Gewißheit: ich bin ein Glied, bin nicht vereinsamt, nicht allein. Diese Gewißheit ist des Menschen Glück.

Wie würde dir zumute sein, wenn du mit keinem Menschen Gemeinschaft hättest, wenn die Brücke zwischen dir und allen übrigen abgebrochen wäre? Unaussprechlich traurig. Schon das kleine Kind streckt nach Vater und Mutter die Händchen aus, obwohl es noch gar keine Ahnung davon hat, wie nötig ihm Vater und Mutter sind und im spätern Leben sein werden. Es will glücklich sein, es wehrt sich unbewußt gegen das Elend der Vereinzelung. Es hat das Bedürfnis, aufgehoben, getragen, gewiegt zu werden von den Armen der Liebe. Entziehst du ihm diese, so gibt es weinend seinen Jammer kund; schenkst Du sie ihm, so erzählt dir das Lächeln des kleinen Mundes von seinem Glück. Und so auch du, mein Lieber, der du es weißt, wie viel du deinen Mitmenschen sein kannst und wie sehr du deine Brüder und Schwestern brauchst, — nicht wahr, du findest dein schönstes Glück darin, daß du ein Glied am Leibe der Menschheit bist?

Die Glieder des Körpers hängen alle durch ein und dieselbe Lebenskraft und Fähigkeit zu empfinden miteinander zusammen. Wenn auch nur ein Glied leidet, so pflanzt diese Störung sich gleich zu allen anderen Gliedern fort, als wäre sie durch einen elektrischen Strom überallhin verbreitet worden. Worauf beruht denn dieses schnelle innere Verstehen, das sich die Glieder entgegenbringen? Es ist das gleiche Blut, das sie alle belebt, der organische Zusammenhang der Nerven, die sich von einem Zentrum aus bis in die äußersten und kleinsten Teile des Körpers verzweigen. Und so lebt auch in des Menschen Geist und Gemüt ein feiner Sinn für das, was allen Menschen ge-

meinsam ist, für Menschenrecht und Menschenwohl. Viele lassen freilich diesen Sinn unentwickelt, oder er stirbt ihnen ab in des Lebens Alltäglichkeit, auch wohl unter dem Druck andauernden Leidens oder in dem Übermaße des Genießens. Wer sich aber ein warmes Herz und einen offenen Blick bewahrt, der behält auch die Fähigkeit, mit den Fröhlichen sich zu freuen und mit den Weinenden zu weinen.

Solch ein Mitleben wird sich naturgemäß verschieden äußern, weil die Glieder nicht einunddieselben, sondern verschiedene Geschäfte haben, weil jedermann seine besonderen Anlagen mit ins Leben bringt und seine eigentümlichen Aufgaben bekommt. Siehe darum wohl zu, mein Lieber, daß du an deiner besonderen Stelle herausfindest, was deine Pflicht als Glied des Leibes ist. Mit anderen Worten: Prüfe, was Gottes Wille sei. Der Apostel drückt sich darüber unbestimmt aus; er sagt: das Gute, Wohlgefällige, Vollkommene ist Gottes Wille. Darin geben wir ihm recht. Aber nun kommt die Schwierigkeit. Was ist denn im einzelnen Falle gut und was minder gut? was vollkommen und was unvollkommen? was wohlgefällig und was mißfällig? Darüber findest du im Text keine Auskunft. Auch die zehn Gebote oder Aussprüche Jesu, etwa die Bergpredigt, geben dir nicht immer die notwendige Klarheit. Sie reden meist nur allgemein von dem, was gut, wohlgefällig und vollkommen ist.

Darum mußt du eine andere Methode anwenden. Es gilt, die Schicksale der Menschen mit zu erleben, jenen feinen Sinn für das Menschliche walten zu lassen, von dem wir soeben sprachen. Dann wird dir die Erkenntnis des göttlichen Willens aus einer Verstandesoperation zu einer Gefühlssache, du entscheidest dich nach dem Drange deiner Liebe, deines Opfersinns. Hast du zwei Wege vor dir, dann frage: Welcher verlangt am meisten Selbstverleugnung?

den gehe; dann bist du ganz sicherlich auf dem Wege des göttlichen Wohlgefallens.

Wohl ist's oft ein rauher Pfad, viel Aufmunterung und Behagen bietet er nicht; er führt dich meist in die stille Kleinarbeit, in vielerlei Mühen und Geduldsproben hinein. Du bist ja nur ein einziges, nur ein kleines Glied des Leibes; aber doch ein Glied, lebendig verbunden, organisch verwachsen mit dem Leib. Dies Bewußtsein ist der belebende Sonnenschein für den Wandersmann. Der Dienst, welchen du im Kleinen und am Kleinen tust, ist dem Großen, ist dem Leibe getan; seine Wirkungen sind unabsehbar, sein Segen ist unendlich. Ich sage das, weil ich sehr wohl weiß, welch einen lähmenden Einfluß oft das Einerlei des Tagewerkes ausübt, zumal wenn der Geist sich durch das, was der Körper zu leisten hat, nicht befriedigt fühlt. Wer darunter seufzt, vergesse nie, daß jede, auch die einfachste Verrichtung eine Blutwelle, ein Atemzug in dem großen Organismus der Menschheit ist; daß, wenn diese versagen, dadurch ein Hemmnis in die Bewegung und das Wachstum des Ganzen tritt. Dieser Gedanke läßt uns auch bei geistloser Arbeit das süße Glück empfinden, daß wir nicht für uns schaffen, sondern für die Mit- und Nachwelt. Was mich langweilt, wird andere entzücken, was mich drückt, wird andere heben, was mir die Schwingen lähmt, wird anderen zum Flügel werden. So stehst du nie allein mit deinem Geschick; auch in der bescheidensten Stellung adelt dich der hohe Wert, ein unentbehrliches Glied am Leibe der Menschheit zu sein, welches die anderen Glieder ebenso nährt, wie es von ihnen genährt wird.

Zum Dritten zeigt dir der Apostel, wie du als Glied an diesem Leibe deine Herrlichkeit offenbaren, wie du in dieser Welt dein Epiphanias feiern kannst. Er nennt allerlei Dinge, welche ein vollständiges Einsetzen deiner Persönlichkeit von dir verlangen. Hat jemand Weissagung,

dann sei sie dem Glauben gemäß. Weissagung setzt nicht immer Prophetengabe voraus; das Wort bedeutet Verkündigung, ein Aussprechen persönlicher Gedanken, eine Offenbarung dessen, was in uns lebt, besonders auf dem Gebiete der Religion. Hat jemand die Gabe, mit anderen über solche Dinge zu reden, oder ist ein derartiges Reden sein Amt in der Schule oder in der Gemeinde, dann möge er solche Weissagung üben dem Glauben, d. h. der persönlichen Überzeugung gemäß. Nur dann läßt er sein Licht leuchten und offenbart Jesu Herrlichkeit. Es ist eine eiternde Wunde an dem Leibe Jesu Christi, daß die Weissagung nicht immer dem Glauben gemäß geschieht, sondern daß man um äußerer Rücksichten willen, aus Furcht oder Hoffnung, so manches sagt, was man weder vor seiner Vernunft noch vor seinem Gewissen vertreten kann. Ein Segen kann darauf unmöglich ruhen. Darum wollen wir uns freuen, wenn wir einen Menschen finden, der sich bei seinem Wirken mit dem Worte von nichts anderem leiten läßt als von dem hellen Stern selbsterworbener Überzeugung und der nach dem Maße seiner Kraft versucht, diesen Stern, der ihm in seinem Innersten aufgegangen ist, um seines Glanzes willen leuchten zu lassen. Schämt euch des angelernten, unaufrichtigen Wesens; legt ab alle Heuchelei, alle Redensarten und laßt eure Worte aus dem Herzen kommen. Dann gehen sie auch wieder zu Herzen, dann offenbart ihr die Kraft der Wahrhaftigkeit und lockt andere an, sich auch der Wahrheit zu freuen.

Hat jemand ein Amt, dann warte er des Amtes. Dabei denke ich zunächst nicht an die Ämter, welche der Staat oder die Kirche verleiht, sondern an diejenigen, womit das Herz sich selbst betraut, weil es Freude daran gewonnen hat. Dabei ist's denn ein großes Unglück, wenn man ein Werk in einer Stunde schöner Begeisterung in Angriff nimmt, und bald darauf läßt man es wieder gleichgültig liegen;

man hat sich überschätzt und an eine Ausdauer geglaubt, die man nicht besaß. Nein! Wenn jemand ein Amt übernimmt, so warte er dessen. Ihr wißt ja, wie man der kleinen Kinder wartet. Man wendet kein Auge von ihnen; man beobachtet alle ihre Bewegungen, damit man ihnen zur rechten Zeit beistehen kann, auf daß sie keinen Schaden nehmen. So sollst du deines Amtes warten.

Ermahnet z. B. jemand, so warte er des Ermahnens; lehret jemand, so warte er der Lehre. Das gilt sehr vielen unter uns persönlich, namentlich den Eltern; es gilt allen denen, welche auf das heranwachsende Geschlecht einen erziehenden Einfluß ausüben sollen. Über das Lehren wird oft geklagt, es sei ein trockenes Geschäft. Wenn einer selbst trocken ist, dann trifft das allerdings zu. Wenn aber dem Lehrer die Liebe zu den Kindern im Herzen wohnt, dann ist auch seine Lehre von diesem Lebensstrom durchtränkt und sein Wille davon getragen; dann wartet er der Lehre. Dann ist sie ihm wie das Schaffen des Gärtners, eine Arbeit der Geduld und Langmut. Er wird nie müde und läßt sich auch durch Mißerfolge nicht entmutigen. Dann wartet er auch des Ermahnens.

Ermahnen heißt nicht schelten, heißt nicht mit polternden Worten herausfahren. Damit erreicht man nichts. Nein, ermahnen heißt aus der Tiefe des Herzens heraus den anderen locken und reizen, sich vor dem Weg zu hüten, der ins Verderben führt. Wer ermahnt, muß ein herzliches Mitgefühl mit dem haben, den er ermahnt, sonst wird er niemals eine Frucht seines Ermahnens sehen. Wartet des Ermahnens, tut es in Selbstbeherrschung und hütet euch dabei vor Leidenschaftlichkeit, vor Bitterkeit und Zorn.

Regiert jemand, dann sei er sorgfältig. Manche meinen, es sei nichts leichter als regieren. Da brauche man nur Befehle nach allen Richtungen auszusenden, dann würden sie ausgeführt. Welch ein törichter Gedanke! Regieren kann nur der Sorgfältige, nur wer eine heilige Sorge für diejenigen in der Seele trägt, welche er regiert. Warum klagen so viele Leute über schlechte Dienstboten? Weil sie im Regieren derselben nicht sorgfältig sind. Sie fühlen nicht menschlich genug mit ihnen, sie betrachten sie — uneingestanden natürlich — nicht als Personen, sondern als Maschinen. Darum können sie nicht in persönliche Beziehungen zu ihnen kommen und sie deshalb auch nicht regieren. Nun sei du einmal sorgfältig, überlege dir bei jedem Auftrage, den du einem Menschen gibst, ob du imstande wärest, ihn selber so auszuführen, wie du es wünschest, ob er in der rechten Weise und zur rechten Zeit gegeben ist. Dann wirst du mit deinem Gesinde allmählich in ein Verhältnis der Freundschaft und des Vertrauens treten. Erreichst du dieses Verhältnis nicht, so ist Regieren eine größere Last, als regiert zu werden.

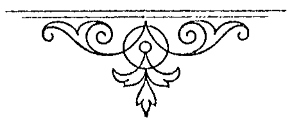
Übt jemand Barmherzigkeit, so tue er es mit Lust! Es gibt auch eine Barmherzigkeit, die mit Unlust getan wird, eine abstoßende, bittere, die den Bedrängten los werden will. Er ist einem eine Last, und darum schiebt man ihn mit einem Geschenk zur Tür hinaus. Ich weiß sehr wohl, daß es in unsern großstädtischen Verhältnissen nicht immer leicht ist, mit denen richtig fertig zu werden, die ins Haus kommen und bitten. Es sind ihrer oft viele im Laufe des Tages, und es gibt auch solche darunter, an denen man mit dem besten Willen keine Barmherzigkeit mit Lust zu üben vermag, weil man ihnen nicht nahe genug kommen kann. Man kann ihnen nicht folgen, kein näheres Verhältnis zu ihnen gewinnen und darum auch nicht das Interesse, welches die Seele der Barmherzigkeit ist. Aber beschränken wir uns einmal auf die Barmherzigkeit an denen, die wir kennen, die uns nahestehen, auf die Barmherzigkeit im eignen Hause. Die Freundlichkeiten und Gefälligkeiten, welche nötig sind, um dem Familienleben seine Wärme

und Eintracht zu erhalten, müssen mit Lust erwiesen werden, aus ganzer Seele, mit Bereitwilligkeit. Dann liegt in ihnen etwas Versöhnendes, Überwindendes, Versüßendes. Vielleicht hast du einen Kranken daheim. Er hat dir schon oft das Leben sauer gemacht durch seine Launen, hat dir vielleicht auch schon verletzende Worte gesagt. Nimm es ihm nicht übel; er ist krank, und du bist gesund. Wäre er gesund, so würde er anders mit dir verkehren. Darum habe Geduld mit ihm und übe deine Barmherzigkeit nach wie vor mit Lust. Gieße das Öl der Freundlichkeit in die Wunden seines zerstörten Gemütes, und glaube mir, auch er wird sich dir nähern, und ihr werdet euch nicht äußerlich nur, sondern auch innerlich die Hände reichen und festhalten können. Das sind die glücklichsten Menschenkinder, welche den heiligen Eifer haben, das Glück dahin zu bringen, wo die Trübsal wohnt; das sind die wahrhaft Gewaltigen welche zu den Kleinen und Schwachen sich neigen; das sind die Herrlichen im Lande, die ohne Lohn und Ruhm, ja ohne Dank Barmherzigkeit üben mit Lust.

Und endlich, ihr Lieben: Gibt jemand, so gebe er einfältiglich. Einfältiglich ist der, dessen Herz nur eine einzige Falte hat, so daß man es jederzeit aufschlagen kann und kann darin lesen. So soll der Geber sein. Wenn du gibst, so tue es ohne Hintergedanken, ohne Nebenabsichten. Wohl werden in bezug auf das Geben in unseren Tagen große Anforderungen an viele Menschen gestellt; aber ich bitte euch, trotzdem darüber nicht zu klagen. Der Staat und die bürgerliche Gemeinde tun gewiß viel Gutes mit ihren öffentlichen Mitteln, aber sie können und dürfen nicht alles tun. Wir sollen das Geben nicht verlernen, sonst geht uns die Vaterlandsliebe, die Menschenliebe verloren. Durch Geben steigen wir auf der Stufenleiter sittlichen Wachstums aufwärts; die Freudigkeit und Einfalt im Geben ist ein Maßstab des Fortschritts, den der Geist Jesu Christi

auf Erden macht. Hängen wir unsere Herzen an die Menschen und nicht an das Geld! Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.

Siehe da das Licht, welches Jesus mit seinem Geiste in uns anzündet! Lacht es dir nicht ins Herz hinein in dieser dunklen Winterszeit und weissagt von einem Lenz der Liebe und der Menschlichkeit? Ja, laßt uns Gewalt brauchen, das Himmelreich an uns zu reißen in tatenfrohem Opfermut! Laßt uns das süße Glück ganz empfinden, Glieder zu sein an dem Leibe der großen Menschenfamilie! Laßt uns leben und lieben, damit es leuchte, das Licht, welches Jesus uns angezündet hat! Amen!



Hochzeitskleider.

Röm. 12, 9—16.

Die Liebe sei nicht falsch. Hasset das Arge, hanget dem Guten an. Die brüderliche Liebe untereinander sei herzlich. Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor. Seid nicht träge in dem, was ihr tun sollt. Seid brünstig im Geist. Dienet der Zeit. Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet. Nehmt euch der Notdurft der Heiligen an. Herbergt gerne. Segnet, die euch verfolgen, segnet, und fluchet nicht. Freut euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden. Habt einerlei Sinn untereinander. Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen.

Unter den Gleichnissen Jesu scheinen mir diejenigen die lieblichsten und am stärksten anlockenden zu sein, in denen er das Reich Gottes mit einem Abendmahl und einem Hochzeitsfest vergleicht. Die Religion ist Freude, will er damit sagen, Freude an und in dem lebendigen Gott. Wo diese Freude nicht ist, da ist auch keine Kraft; die Freude am Herrn wird unsere Stärke sein. Wem Gott noch eine Last ist, der hat an ihm kein Wohlgefallen und darum hat er auch seines Geistes und Lebens keinen Funken in sich. Erst durch die Freude an dem, was wirklich ist, durch die Freude an dem Gedanken, daß in diesem Wirklichen eine ewige Vernunft waltet, daß wir zu einer ewigen Güte unsere Zuflucht nehmen können, wird die Religion ein Segen für uns. Dadurch schaffen wir unserm Herzen Friede und Seligkeit.

Wenn nun Jesus vom Hochzeitsmahl redet, so fügt er dazu wohl auch das Bild vom Hochzeitskleid. Mein Freund, wie bist du hereingekommen und hast doch kein hochzeitlich Kleid an? heißt es in dem einen Gleichnis. Oder ohne Bild gesprochen: Mein Freund, wie willst du deine Freude an Gott haben, wenn du sein Wesen nicht in deinem Leben ausprägst? wenn man dir in deinem Tun und Reden nichts davon anmerkt, daß du ein freudevolles Kind deines Gottes bist? Drum wollen wir uns niemals dem Wahn hingeben, als könnte man ohne Hochzeitskleid an der Hochzeitsfeier teilnehmen, als gäbe es eine vom alltäglichen Leben abgelöste Religion. Wie man an den Früchten den Baum erkennt, so erkennt man an dem Hochzeitskleide den Jünger Jesu, das Kind Gottes. Von solchen Hochzeitskleidern redet auch unser heutiger Text, und es sind ihrer hauptsächlich drei, die er uns zum Anziehen darbietet, damit wir uns in ihnen warm, wohl und heimisch fühlen sollen. Diese drei Hochzeitskleider sind:

1. Wahrheit in der Liebe,
2. Geduld in der Trübsal und
3. Einigkeit im Geist.

Die Liebe sei nicht falsch, sagt der Apostel. Gottes Liebe ist niemals falsch. Gott gibt sich immer so, wie er ist. Natürlich ist er nicht immer sonnig und freundlich, sondern er kommt auch im Sturme zu uns und als Zerstörer. Aber wenn er auch ins Menschenleben gewaltsam eingreift, Hoffnungen vernichtend und innige Bande zerreißend, wenn er dir auch das Liebste, was du hast, von der Seite wegnimmt, bleibt er doch immer der gleiche wahrhaftige Gott. Seine Liebe ist ohne Falsch. Er weiß, daß dein Glück nicht bloß im Besitzen, sondern auch im Entbehren besteht und daß deine Charakterstärke darin erprobt wird, daß du hingeben kannst, was er von dir fordert. So ist er in seiner Liebe niemals sentimental, nie schwärmerisch und weichmütig, sondern immer charaktervoll. Er sieht dich stets mit offenen Augen an, er handelt mit dir durch Tatsachen und Wirklichkeiten. Das Wirkliche ist das

Rechte, das Zweckentsprechende, das Vernünftige — gleichviel, ob es dir planmäßig oder zufällig oder widersinnig erscheint. Gott regiert seine große Welt nach ewigen Gesetzen, und nach denselben gesetzmäßigen Zusammenhängen zwischen Ursache und Wirkung erzieht er auch dich. Gottes Liebe ist ohne Falsch.

Auch Jesu Liebe war ohne Falsch, war das Gegenteil von der Scheinheiligkeit und Heuchelei, die manchem seiner Gegner anhaftete. Er sagt den Großen und den Kleinen, den Mächtigen und den Machtlosen seine Gedanken so, wie er sie hat, ins Angesicht hinein. Er gibt sich auch keiner Schwärmerei im Umgang mit den Freunden hin, als ob er sie verzärteln oder mit ihnen spielen wollte. Seine Rede ist ja zu dem, was ja ist, und nein zu dem, was nein ist. Seine Liebe quillt stets aus einem überzeugten Herzen heraus. Ob er straft oder tröstet, belehrt oder ermahnt, es ist immer die gleiche treue Seele und Gemütsart, die zu uns spricht. Jesu Liebe ist nicht falsch.

Aber ist nicht unsere Liebe oft falsch? Wir sind gewöhnt, die Äußerungen unserer Liebe in gewisse Formen einzukleiden, welche Kultur und Sitte mit sich gebracht haben und die wir nicht ohne weiteres mißachten oder durchbrechen können. Es sind Regeln und Gewohnheiten des geselligen Verkehrs, in denen man seine freundliche Gesinnung und Dienstbereitschaft ausdrückt. Diese Formen werden vielen zum Fallstrick. Man nimmt sie, durch den Gebrauch daran gewöhnt, allmählich für die Sache selbst, und so redet mancher zum Nächsten im liebenswürdigsten Ton, während Gleichgültigkeit, ja vielleicht Abneigung ihm in der Seele lebt. Seine Liebeszeichen sind zur kalten Redensart, zur herzlosen Komödie geworden. Sieh, das ist falsche Liebe.

Auch die Liebe nenne ich falsch, welche es nicht wagt, dem Geliebten ernste Wahrheiten zu sagen, oder die da meint, man müsse den Menschen, die man gern hat, immer nur von der freundlichsten und heitersten Seite begegnen. Das ist ganz unmöglich. So wie der Himmel nicht immer lacht, so sind auch die Menschengeschicke nicht immer freundlicher Art und die Menschenherzen nicht immer rein und ohne Schuld. Drum schone den Freund nicht, wenn du ihn durch ein warnendes Wort erlösen kannst vom Übel oder bewahren vor dem Argen. — Und wenn es in deinem eignen Herzen dunkel ist, dann heuchle keinen Sonnenschein. Das wäre Mangel an Vertrauen zu dem geliebten Menschenkind, von dem die echte Liebe voraussetzt, daß es auch deine Nacht gern mit dir teilt. Gib dich im Verkehr mit denen, welche du liebst, nie anders als du bist.

Die Liebe sei nicht falsch, sondern die brüderliche Liebe untereinander sei herzlich. Herzlich ist nicht zärtlich. Bei manchen Menschen entspricht und entspringt die Zärtlichkeit ihrer Natur und ihrem Temperamente. Dann mag sie immerhin gelten. Aber es soll niemand nach Zärtlichkeiten haschen in der Meinung, er müsse damit seine Liebe erst beweisen. Die Liebe beweist sich durch sich selbst. Wenn sie herzlich ist, wird sie auch verstanden. Wenn sie dir aus dem Innern quillt, geboren aus dem Zentrum deiner Persönlichkeit, dann zweifelt dein Nächster nicht mehr daran, daß du ihn wirklich liebst. Die brüderliche Liebe untereinander sei herzlich.

Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor, denn wahre Liebe muß auf Achtung beruhen. Es ist schade, daß wir gerade in den Verhältnissen, wo die Liebe sich täglich im Kleinen erweisen muß, diese gegenseitige Achtung und Ehrerbietung oft außer acht lassen. Man denkt: wir kennen uns so gut, da kann man sich schon einmal gehen lassen. So beherrscht man denn seine Unarten nicht mehr, man läßt seinen üblen Angewohnheiten freien Lauf und verschanzt sich hinter dem Gedanken: im Grunde meine man es doch gut. Das ist nicht wohlgetan. Die herzliche

Liebe hält auf gute Sitte, auf Wohlanständigkeit, auf Ehrerbietung. Ist diese Ehrerbietung geschwunden — ich will mal sagen zwischen Mann und Weib oder zwischen Geschwistern —, dann besteht die Gefahr, daß auch die Liebe schwindet. Man dankt sich gegenseitig nichts mehr, man nimmt Liebesdienste und Liebeszeichen als etwas Selbstverständliches hin; so verlieren sie nach und nach ihren Wert, und wo Zartgefühl und Rücksichtnahme walten sollten, zieht unwiderstehlich die Trivialität, ja die Gemeinheit ein. Drum stellt euch auch im täglichen Verkehr so zueinander, daß ihr euch in allen Stücken achten könnt. Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor. Dann kann die Liebe sich in ihrer ganzen Freiheit und Sicherheit offenbaren, dann wird sie immer schön sein und doch wahrhaftig bleiben.

Der Apostel blickt aber weiter. Über die engen Grenzen des häuslichen Lebens hinaus schaut er in die Gemeinde und sagt: Nehmt euch der Notdurft der Heiligen an. Herberget gerne! Es war in alten Zeiten ein gewohnter Beweis christlicher Gesinnung, daß man die wandernden Menschen, die sich zur Gemeinde hielten, aber kein Obdach hatten, in das Haus nahm. Es gab unter den Anhängern Jesu mannigfach Bedrückte und Herumgestoßene, und da war ein Christ immer des andern Zuflucht. Heute leben wir nicht mehr in solchen Zeiten der Bedrängnis, und unsere gastfreundlichen Formen und Sitten haben meist einen ganz andern Zweck. Bei uns ist die Gastfreundschaft vielfach ein Mittel zu geistiger Anregung, zur Belebung der Geselligkeit. Das ist auch schön, und wir preisen diejenigen glücklich, welche dann und wann liebe Freunde in ihrem Hause sehen dürfen, um in traulicher Zwiesprache Gedanken auszutauschen und sich guten Rates zu freuen.

Aber in dem Wort des Apostels liegt noch mehr, nämlich ein Hinweis auf die rechte Pflege der Armen.

Nehmt euch der Notdurft der Heiligen persönlich an! So könnten wir sagen, um den Gedanken des Apostels zu bekräftigen. Es soll keiner denken, daß er seiner Pflicht gegenüber den Armen und Elenden genügt habe, wenn er an einen Verein oder für eine Kollekte einen Beitrag gibt. Das muß gewiß auch sein, aber wer darin seine Liebe zu den armen Heiligen erschöpft sieht, hat nicht die rechte Liebe. Der Segen der Wohltätigkeit liegt in dem persönlichen Moment, in dem herzlichen Verkehr mit den Hülfsbedürftigen selbst. Seinem Bruder ins Auge schauen, aus seinem eignen Munde seine Nöte sich sagen lassen und dann Hand in Hand mit ihm in seine Verhältnisse eingehen und sie zu bessern suchen, das heißt sich der Notdurft der Heiligen annehmen, heißt gerne herbergen. Es ist wahrlich nötiger, durch persönliches Eintreten und Bekanntwerden einem einzigen gründlich zu helfen, als durch blinde Almosen an vielen ein weniges, d. h. nichts zu tun.

Dazu muß man freilich noch eine andere Kunst verstehen. Man muß weinen können mit den Weinenden und sich freuen können mit den Fröhlichen. Das erstere ist leichter wie das letztere. Mitleid liegt dem Durchschnittsmenschen näher als Mitfreude. Dem Mitleidigen tut leicht der Gedanke wohl: Gottlob, daß es mir nicht auch so schlecht geht wie meinem Nächsten. Es ist eine verborgene Schadenfreude, welche das Mitleid in unserm Herzen unterstützt. Drum prüfe dein Mitleid, ob es echt ist, ob es auf einer Liebe ohne Falsch beruht, ob wirklich des Nächsten Leid dein eignes geworden ist und dir ebenso nahegeht, als erführest du es an deinem Leibe. Dann erst kannst du weinen mit den Weinenden; dann sind deine Tränen Perlen, die jene reich machen, für welche sie geweint werden.

Schwerer aber ist es, sich zu freuen mit den Fröhlichen; da muß man völlig neidlos geworden sein. Das ist der schönste Beweis der Selbstlosigkeit, wenn man an dem

Glück des Nächsten seine ungetrübte Freude haben kann. Ach, wenn uns doch Jesu Geist mit dieser freudigen Teilnahme erfüllen wollte, wenn wir doch so treu in seiner Nachfolge bleiben möchten, daß es uns Herzenswonne wäre, mit den Fröhlichen fröhlich zu sein! Dazu müssen wir freilich unsern Nächsten recht verstehen. Manche Leute meinen, ihre Freuden, von denen sie sich gereizt und gelockt fühlen, müßten nun auch ohne weiteres die Freude der andern sein. So drängen sie manchmal in bester Absicht den Menschen ihre Freuden auf und machen sie denselben zur Last, statt zur Lust. Wer erfreuen will, muß die Menschen kennen. Der Gebildete z. B. versteht nicht immer die Freuden des Ungebildeten, der Erwachsene nicht die des Kindes. Er urteilt blind darüber, spricht ab und nennt sie Roheit oder Tand. Drum richte nicht nach der Form, sondern achte darauf, daß die Freude einem innern Bedürfnis entspreche. Solches Bedürfnis braucht mit dem meinigen nicht übereinzustimmen; auch wenn mir die Freude des andern keine Freude macht, muß ich dennoch daran teilnehmen können. Das mögen z. B. Vater und Mutter in der Kinderstube lernen: sich mit den Kindern kindlich zu freuen, sonst werden sie ihnen Tyrannen und Spielverderber sein, und die kindliche Freude bleibt ihnen ein Ärgernis. So müssen auch die Erwachsenen im Verkehr untereinander gegenseitig auf ihr Freudenbedürfnis Rücksicht nehmen, und der eine muß sich in die Seele des andern zu versetzen suchen. Dann erst können wir uns wahrhaft freuen mit den Fröhlichen.

Der Apostel steigt aber noch höher. Den höchsten Beweis wahrhaftiger Liebe sieht er in der Feindesliebe. Segnet, die euch verfolgen; segnet, und fluchet nicht. Ach, wir sind mit dem Worte von der Feindesliebe rasch bei der Hand, als wäre sie etwas ganz Selbstverständliches. Segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, — das

wissen wir alle auswendig. Aber wer ist denn wirklich zu dieser Höhe wahrer Sittlichkeit emporgedrungen? Die meisten bleiben dabei stehen, daß sie feurige Kohlen auf das Haupt des Feindes sammeln. Dabei triumphieren sie, indem sie den Gegner beschämen. Einen Menschen aber vor mir sich schämen zu sehen, ist unter Umständen eine Situation, die auch dem niedrigsten Egoismus willkommen wäre. Nein, Geliebte, unsere Feindesliebe muß weiter gehen, sie muß ein aufrichtiges Wohlwollen sein gegen diejenigen, die mir übelwollen. Ich weiß wohl, daß wir das nicht von heute auf morgen lernen können. Dazu gehört eine fortgesetzte Gewöhnung der Seele an das Außergewöhnliche, eine dauernde Hingabe der eignen Persönlichkeit, ein Verzicht auf das Ich, ein Vergessen der Wunden, die man ihm geschlagen hat. Nur auf diesem Wege gelangt man zu der Höhe wahrer Feindesliebe; nur auf diesem Wege verläßt mich der Geist des Fluchens, der Verkleinerung, des Zertretens und Vernichtens, und es kommt über mich der Geist des Segnens, des Erfreuens und Beglückens, des Bauens und Unterstützens. Wahrheit in der Liebe! sei darum unsere Losung. Besser ein ehrlicher Haß als eine falsche Liebe. Die Liebe sei nicht falsch.

Doch nun das andere Hochzeitskleid: Geduld in der Trübsal. Wir haben es alle sehr nötig, weil wir alle beinahe täglich mit der Trübsal in Berührung kommen. Wo geht denn alles glatt und ganz nach Wunsch? Wem würde nicht hie und da eine Wunde geschlagen? Wer hätte nicht über Mißerfolge zu klagen, sei es in seinem Geschäft, oder in der Erziehung der Kinder, oder in der Arbeit an sich selbst? Das alles ist Trübsal. Die Menschen nehmen zu ihr eine verschiedene Stellung ein. Die einen sagen: Ach, daraus muß man sich nichts machen. Sie berauben sich damit selbst des Segens, welchen die Trübsal uns bringen kann. Sie will uns erziehen, will unsern Charakter stählen

und stärken. Wenn du dir aber nichts daraus machst, wird dein Herz nach der Trübsal nicht anders sein wie vorher: gleichgültig, teilnahmlos, oberflächlich. — Andere wieder bieten der Trübsal Trotz, werden aber dadurch, daß sie dieselbe für etwas Ungerechtes halten, was nicht sein dürfe, innerlich verbittert. Sie meinen, in eine vollkommene Welt gehöre das Leid nicht hinein. Das ist nichts weiter als ein unbeweisbares Dogma der angeborenen Leidensscheu, und die es glauben, müssen wir beklagen. Was hilft der Trotz gegenüber einem Sturm auf dem Meer? Wenn da der Kapitän anfangen wollte zu fluchen, daß die Wellen so hoch gehen, und die Matrosen wollten in dieses Lied mit einstimmen, — wo bliebe ihr Fahrzeug? — Nein, der Trübsal ist nur ein einziger Held gewachsen: die Geduld. Ein geduldiger Geist ist besser als ein hochfahrender, er ist kraftvoller als der mürrische, trotzende und jammernde Geist; denn Geduld ist die höchste Anspannung ausdauernden Willens. Geduld haben mit andern ist schon ein herrlicher Sieg über sich selbst, aber Geduld haben in der Trübsal, immer wieder den Kopf oben behalten, an jedem Morgen mit neuer Willigkeit das Kreuz auf sich nehmen und in diesem heiligen Gleichmut ausharren, auch wenn es ringsum stürmt und tobt, das ist die Krone des Lebens, ein heiliger Schatz und heilsamer Gewinn.

Zu solcher Geduld in der Trübsal wirst du freilich dann am ehesten befähigt sein, wenn du fröhlich in der Hoffnung bleiben kannst. Wenn die Hoffnung dich nicht in die Trübsal begleitet, wird auch deine Geduld bald zu Ende sein. Aber die Hoffnung gibt ihr immer wieder neue Nahrung: Warte nur, warte, es kann noch einmal anders werden; wenn nicht morgen, dann übermorgen, wenn nicht in diesem Jahre, dann im nächsten. Und wird's nicht anders um dich her, so wird's doch stiller in dir selbst; daß du heute standhaft trugest, ist dir Bürgschaft, daß du

auch morgen nicht verzagen wirst, daß deine Tragkraft unter dem Drucke wächst. Wenn so die Hoffnung mit dir geht, dann hast du einen guten Kameraden an deiner Seite, der legt dir die Hand unter das Haupt, wenn du einmal nachlassen und müde werden willst. Darum sei fröhlich in Hoffnung.

Halte aber auch an am Gebet, d. h. halte dich beständig in der Gemeinschaft mit dem ewigen Lenker aller Dinge; bleibe sein guter Freund, auch wenn er dich schlägt; wirf das Vertrauen zu ihm nicht weg, auch wenn du ihn nicht begreifst. Dann wirst du auch nicht mehr träge sein in dem, was du tun sollst, sondern brünstig im Geist. Dann dienst du der Zeit, schickst dich in die Zeit und kaufst sie aus. Ja, Geliebte, wer geduldig und hoffnungsvoll ist, der ist auch brünstig im Geist, der haßt nichts so sehr als die Flügel hängen zu lassen, der geht mit sonnigem Angesichte durch die Welt. Wenn das Herz ihm auch blutet, er hat noch etwas, das lauter redet als dieses blutende Herz, er hat einen mächtigen, kindlichen Glauben, daß denen, die in Gottes Fußtapfen treten und ihm ihre Hände zur Mitarbeit darbieten, alle Dinge zum Besten dienen müssen. Drum seid brünstig im Geist, schickt euch in die Zeit und dienet ihr.

Die Zeit ist eine der herrlichsten Gottesgaben. Zeit hat er uns schon so manches Jahr hindurch gegeben. Scheltet mir die Zeit nicht, meinet nicht, sie sei etwas Unvollkommenes im Gegensatz zur Ewigkeit. Wir wissen überhaupt nur etwas von der Zeit und wissen nichts von der Ewigkeit. All unsere Kräfte und Bestrebungen sind angelegt auf ein Wirken in der Zeit. Darum wollen wir ihr dienen und sie auskaufen. Die Zeit besteht aber aus lauter Zeiten. Jede Minute deines Lebens ist kostbar und hat eine Bedeutung. Drum laß sie nicht unbenutzt vorübergehen; träume und schlafe nicht, sondern sei rüstig und rührig.

Tue deine Augen auf. Das Feld ist reif zur Ernte. Allüberall, wo nur der Geist willig, stark, geduldig und ausdauernd zum Kampfe ist, kann man Beute machen, kann man Schätze heben zur eignen inneren Bereicherung. Gott läßt noch immer seinen Odem wehen durch diese große schöne Welt; er schenkt von Geschlecht zu Geschlecht stets neue Lenze und neue Rosen, einen Frühling des Geistes in Arbeit und Wissenschaft, in Gunst und Kunst, in Menschenliebe und Heimatglück. Drum geduldig, liebe Seele! Diene der Zeit, dann dienst du Gott.

Und nun zum Schluß noch ein drittes Hochzeitskleid: Habt einerlei Sinn untereinander, Einigkeit im Geiste. Das ist nicht Gleichheit in den Ansichten und dem geistigen Besitztum der Menschen. Das wäre der Tod der Menschheit, wenn wir alle über alles einerlei Meinung wären. Woher sollten dann noch Reibungen kommen? Ohne Reibung aber keine Wärme und ohne Wärme kein Wachsen und Fortschreiten. Aber trotz dieser Unterschiede, welche durch den Charakter der Persönlichkeiten bedingt sind und durchaus sein müssen, gibt es eine Einheit, die alle Menschen umfassen kann. Der Apostel drückt sie so aus: Hasset das Arge, hanget dem Guten an. Wer Anspruch darauf machen will, ein Mensch zu sein, muß in dieser Einheit mit aufgehen und darf ihr gegenüber keine Besonderheiten oder Vorzüge mehr geltend machen; denn wer das Arge liebt und das Gute haßt, ist nicht nur sein eigner, sondern aller Menschen Feind. Wodurch kann die Menschheit glücklich werden? Nur durch das Gute. Wodurch wirst du ein seliger Mensch? Nur dadurch, daß du ein guter Mensch wirst. Nur wer das Arge haßt, liebt Gott, und nur wer Gott liebt, liebt die Welt, sein Herz wird weit und groß und lernt für alle Menschen schlagen. Wie zahlreich daher auch die Mannigfaltigkeiten unter den Menschen sein mögen, auch unter uns, wie verschiedenartig unser Beruf, unsere Lebens-

stellung und -Aufgabe, unsere Bildung und Erziehung, unsere Vergangenheit und Zukunft, — zu einem Bunde können wir uns alle die Hand reichen: wir können das Arge hassen und dem Guten anhangen.

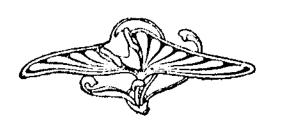
Hassen wir das Arge in uns, dann hassen wir es auch an den andern. Und je entschiedener wir ihr Arges hassen, desto heißer und heftiger lieben wir sie selbst. Denn ihr Arges ist ja nicht ihr Selbst, sondern ihr Feind. Drum erlösen wir sie aus dieses Feindes Tücke und Gewalt, soweit wir selbst daraus erlöst uns fühlen, und helfen ihnen durch jene heilige Geduld, die ein Kind ist der Liebe ohne Falsch. Wie Gott mit uns handelt, so wir mit ihnen.

Dem Ganzen gegenüber ist jeder einzelne ein Teil, oder mit andern Worten: Gott gegenüber ist keiner gut. Hat doch Jesus selbst gesagt: Warum nennst du mich gut? Niemand ist gut als Gott allein. Das Ganze wiederum ist und lebt nur, weil die Teile sind und leben; oder abermals mit andern Worten: Gott wird für uns erst dadurch eine Wirklichkeit, daß er in uns wohnt. Darum kann es auch wirklich gute Menschen geben, — Menschen, in denen Gott zur Herrschaft gelangt ist, die als einzelne im Ganzen aufgehen, in denen die Liebe alles Falsche überwunden hat, die sich opfern in Geduld. Solche Menschen sind Gottmenschen und darum gute Menschen. Sie bilden eine große, unbegrenzte Gemeinschaft in allen Religionen, in allen Zungen und unter allen Völkern. Sie kennen sich auch; sie kennen sich am Blick des Auges, am Druck der Hand, an der Sprache der Liebe, die den Menschen zum Menschen zieht. Sie haben einerlei Sinn untereinander, sie sind die lebendige Einigkeit im Geist.

Danach laßt uns trachten; es ist das Höchste, wonach wir trachten können. Wohl halten wir uns herunter zu den Niedrigen — stehen wir doch selbst noch nicht auf dem Gipfel —, aber nicht, um zu ihnen hinabzusteigen, sondern

um sie zu uns und durch uns zu Gott emporzuziehen Wehe dem Menschen, der nicht nach dem Allerhöchsten streben wollte, sobald es ihm in seinem Werte zum Bewußtsein gekommen ist. Aber je größer uns Gott wird, desto kleiner werden wir uns selbst. Die Demut fängt an, unser Glück zu sein; sie schlägt die Brücke auch zu dem geringsten Menschenkinde, auch zum Zöllner und Sünder; aus ihr wächst der Mut, vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist. Nun haben wir das schöne Hochzeitskleid an, von welchem Jesus im Gleichnis spricht.

Ein Hochzeitskleid hängt man allerdings nach der Hochzeit wieder in den Schrank. Ist uns aber das Leben eine beständige Hochzeit, ein beständiges Sitzen an dem großen Tische des Weltenwirtes geworden, dann gehören auch unsere Hochzeitskleider nicht mehr in die Truhe, sondern auf den Leib, in das Leben hinein. Kein Sonntagschristentum, sondern ein Arbeitschristentum, ein Christentum der Tat, der Wirklichkeit, ohne Phrase und Schein! Die Liebe sei nicht falsch, der Glaube sei echt, das Leben wahr! Solch fröhliche, dankbare, vertrauende Gotteskinder möge der große Vater aus uns allen machen und unsere Herzen erfüllen mit der Freude an ihm, die unsere Stärke sein wird. Amen!



Unsere Festigkeit gegenüber der römisch-katholischen Kirche.

Gustav Adolf-Fest.

1. Kor. 1, 10.

Haltet fest aneinander in Einem Sinne!

Es ist unsere erste Pflicht in dieser Abendstunde, die lieben und verehrten Mitglieder unseres Gustav Adolf-Frauen-Vereins zu begrüßen, die sich heute hier versammelt haben, um das Jahresfest ihres Vereins zu begehen. Es sind unter ihnen altbewährte Gustav Adolf-Leute, Frauen und Männer, und auch im letzten Jahre haben sie wieder in aller Stille uneigennützig das schöne Werk der Gustav Adolf-Sache in unserer Gemeinde gehegt und gepflegt, haben ihre Hände dafür gerührt und ihre Opfer dargebracht. Darum drücken wir ihnen heute im Geiste die Hand, um ihnen kundzutun, daß die Sache, welche sie vertreten, eine Gemeindesache ist, und rufen ihnen für ihre Arbeit im kommenden Jahre ein fröhliches und herzliches Glückauf zu. Der Jahresbericht im Gemeindeboten, den manche von euch gelesen haben werden, nennt die Gaben und Wohltaten, welche den Glaubensgenossen in der Zerstreuung zugewandt werden konnten, und der heutige Gottesdienst möge dazu dienen, das Interesse für die Gustav Adolf-Sache in uns allen aufs neue zu beleben.

Gestern las ich einen Gustav Adolf-Bericht aus dem Jahre 1859, geschrieben kurz nach dem Frieden von Villafranka. In diesem Berichte — er stammt aus Baden —

wird bemerkt, daß der Verein überall im Volke eine gute Aufnahme gefunden habe, sowohl bei den Katholischen wie bei den Evangelischen; seine Gegner habe er nur in den Reihen der Geistlichen, und zwar nicht nur der katholischen, sondern auch der evangelischen. Für die katholischen Geistlichen sei die Arbeit des Vereins nichts weiter als eine Förderung der Ketzerei, welcher sie ablehnend gegenüberstehen müßten. Aber merkwürdig! Was hatten denn die evangelischen Pastoren daran auszusetzen? Sie warfen dem Verein den Mangel eines deutlichen, entschiedenen Glaubensbekenntnisses vor. Darum könne man ihm nicht mit gutem Gewissen und von ganzem Herzen angehören.

Was jene damals als Mangel beklagten, preisen wir heute als einen besonderen Vorzug des Vereins. Er hat es gar nicht nötig, ein Glaubensbekenntnis auf seine Fahne zu schreiben, denn seine Arbeit ist sein Bekenntnis. Wenn ich warm bin, brauche ich nicht mehr ausdrücklich zu bekennen, daß ich an die Wärme glaube. Wenn ich auf dem Schlachtfeld mutig vorwärts dringe, ist es minderwertig, ja überflüssig, meine Siegeszuversicht in Worten auszusprechen. Mein Handeln redet wahrer, deutlicher und eindrucksvoller, als irgend ein Mund es vermöchte. Der Gustav-Adolf-Verein ist von jeher unionistisch gesinnt gewesen. Er hat in der Abwehr konfessioneller Zersplitterung stets eine wichtige Vorbedingung positiver Erfolge gesehen. Sein Wahlspruch stimmt mit der uralten Losung überein, woran die ersten Christen sich untereinander erkannten: der brüderlichen Liebe. Das ist wohl ein Hauptgrund, weshalb er sich bis auf den heutigen Tag im ganzen evangelischen Deutschland einer solchen Volkstümlichkeit erfreut, wie wir das vor anderthalb Jahren in unserer eigenen Gemeinde erleben durften. Da strömten sie zusammen aus Nord und Süd, aus Ost und West: Lutheraner, Unierte und Reformierte, Orthodoxe, Positive und Liberale, Waldenser, Baptisten

und Presbyterianer, — alle Ein Herz und Eine Seele in dem Gelübde: Laßt uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen.

Darum begrüßen wir auch heute abend den Gustav-Adolf-Verein mit ganz besonderer Freude und wollen in dieser Stunde von ihm etwas lernen. So wie er jederzeit festgestanden hat im Fernhalten des Trennenden und in der Pflege evangelischer Eintracht, so sollte auch die ganze Christenheit, Katholiken und Protestanten, sich die Hände reichen, um festzuhalten an dem Widerstand gegen alles, was uns auseinander reißen will, und an dem Aufbau dessen, was uns einigt. Um die Möglichkeit und das gute Recht dieser Forderung zu erweisen, werden wir das hauptsächlichste Hindernis ihrer Verwirklichung ins Auge fassen müssen: das Verhältnis zwischen uns und der römisch-katholischen Kirche. Je schwieriger dieses Verhältnis im Laufe des letzten Jahrhunderts geworden ist, desto fester und klarer muß unsere Stellung in demselben sein, wenn wir es freundlicher gestalten sollen. *Unsere Festigkeit gegenüber der römisch-katholischen Kirche* — das sei der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung. Diese Festigkeit muß nach zwei Richtungen hin offenbar werden:

1. in der Abwehr alles römischen Wesens und
2. in der Pflege des katholischen Geistes.

Worin besteht denn das römische Wesen? Die Geschichte gibt die Antwort; schon die Geschichte unserer eigenen Gemeinde. Die Anfänge derselben sind mit Glut und Blut geschrieben, von römischer Hand entzündet und vergossen. Clarenbach und Flisteden, die ersten Märtyrer unserer Gemeinde, deren Tod dem Evangelium in Cöln das Leben gab, so daß es seit ihren Tagen sich ausgebreitet hat durch die alte Stadt am Rhein, sie sind ein Opfer des Ketzerhasses, ein Opfer römischen Wesens geworden. Wahrheitsliebe und Gehorsam gegen das Gewissen waren ihr Unrecht.

Sie konnten und wollten sich dem Papsttum nicht beugen, sie wollten niemanden Herrn und Meister nennen als Jesum allein, — deshalb mußten sie ihr junges Leben auf dem Scheiterhaufen lassen, dort zwischen Melaten und Lindenthal, nahe der Stelle, wo heute an der Chaussee der Wegweiser mit dem schönen Namen „Clarenbachstraße“ steht.

Oder vergegenwärtigt euch die Zustände, wie sie sich im Reformationsjahrhundert in Frankreich entwickelt haben; denkt an die Bartholomäusnacht und an die Greuel, die ihr folgten. Weit über 20000 Protestanten wurden hingemordet aus keinem anderen Grunde, als weil sie Protestanten waren. Das hat nicht die zufällige Laune eines blutgierigen Tyrannen verschuldet, — nein, das ist folgerichtig aus dem römischen System erwachsen. Als die Kunde von dem Morden nach Rom drang, feierte der Papst das Ereignis durch eine Prozession nach der Kirche des heiligen Ludwig, durch ein großes Te Deum und durch das Ausschreiben eines Jubeljahres. — Ähnlich wie in Frankreich die gedungenen Mörder, wütete in den Niederlanden der Herzog Alba, um die Apostaten in den Schoß der römischen Kirche mit Gewalt zurückzuführen. Pius V. hat ihn dafür mit einem geweihten Hut und Degen belohnt und ist selbst später von einem seiner Nachfolger heilig gesprochen worden.

Seid ihr einmal durch das romantische Zillertal gewandert oder über die Berge des Salzburger Landes? Da geht sich's heut' so friedlich; da prangen die schmucken Dörfer auf den grünen Matten, und die weißen Gipfel ragen feierlich zum blauen Himmel empor. Aber es ist noch kein Jahrhundert her, daß dort blutige Tränen geflossen sind, daß die friedsamen evangelischen Bewohner Haus und Hof verlassen mußten, weil es dem Bischof des Landes nicht gefiel, daß Ketzer in seinem Sprengel wohnten. Das ist römisches Wesen.

Nun könnte man sagen: Das geschah damals, in jenen rohen und unduldsamen Zeiten, wo es auf protestantischer Seite oft ebenso zugegangen ist! Gewiß. Wir wollen es gar nicht leugnen, daß die Intoleranz auch in der protestantischen Kirche manches unschuldige Opfer gefordert hat, ja sogar noch heute vereinzelt fordert. Aber es ist doch ein Unterschied zwischen der grundsätzlichen Stellung, welche der Protestantismus und welche Rom gegenüber den auf Glaubens- und Gewissensfreiheit gerichteten Bestrebungen eingenommen hat. Durch den westfälischen Friedensschluß im Jahre 1648 wurden Protestanten und Katholiken in Deutschland hinsichtlich ihrer bürgerlichen Rechte gleichgestellt, — eine Bestimmung, die in langen blutigen Kämpfen errungen worden ist und worauf unsere Staatsverfassung als auf einem ihrer wertvollsten Fundamente heute noch ruht. Etwa ein Jahrhundert später saß in Preußen der große König auf dem Thron, welcher in seinem Staate einen jeden nach seiner Fasson wollte selig werden lassen, und zu derselben Zeit in Österreich jener Joseph II., der seinen protestantischen Untertanen zum ersten Male in den habsburgischen Landen Religionsfreiheit gewährt hat. Wie hat sich Rom dazu verhalten? Es hat all diese Festsetzungen und Verträge, welche auf die Gleichberechtigung der Protestanten mit den Katholiken hinarbeiteten, verflucht und verdammt und tut dies auch heute noch.

Kennt ihr denn nicht den Syllabus, jenes berüchtigte Verzeichnis aller möglichen „Irrtümer“ der Gegenwart, welches der Papst Pius IX. seiner Bulle Quanta cura angefügt hat? Ich weiß mich noch genau zu erinnern, als er erschien. Es war im Jahre 1864. Ich war noch ein unverständiger Knabe, etwa Quartaner, und lag gerade krank zu Hause. Da brachte mir einer meiner älteren Brüder eine Zeitung, worin jener Syllabus abgedruckt war. Derselbe enthält 84 Sätze, in welchen der Papst alles ver-

dammt, was wir mit Recht als wichtige Errungenschaften unserer Zeit preisen: die Freiheit des Kultus, des Glaubens und Gewissens, die Preßfreiheit, die Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt von der geistlichen, die Aufsicht des Staates über die Schule, das Recht der Völker, sich Obrigkeiten und Gesetze zu geben, jede von der kirchlichen Autorität unabhängige Bewegung der Wissenschaft, mit einem Wort: die Grundlagen des modernen Staates und der gegenwärtigen Gesellschaft. Als ich das las, verstand ich es zum größten Teile noch nicht, aber ich war erschrocken über das viele Fluchen und fragte meinen Vater: Wer hat das denn geschrieben? Da antwortete er: Der Papst in Rom. Seitdem dachte ich bei mir: Der Papst in Rom kann doch kein guter Christ sein, wenn er so etwas schreibt. Das waren kindliche Gedanken, in denen aber eine Wahrheit liegt, wie meist in dem, was Kinder reden. Wir Protestanten sollten doch nicht die Augen schließen gegenüber dem, was römisches Wesen ist. Wir sollten uns, wenn wir ein Fünfgroschenstück übrig haben, den Syllabus kaufen, sollten ihn in einer stillen Stunde lesen, über die Ziele der römischen Weltpolitik nachdenken und erkennen, wie nötig hier ein fester klarer Widerspruch und Widerstand auf protestantischer Seite ist.

Wie rücksichtslos dieses römische Wesen alles Menschliche verachtet, wie kalt und roh es die heiligsten Bande zerreißt, zeigt der kürzlich erschienene Roman unseres katholischen Landsmannes Lauff, Kärrekiek, der in einer kleinen Stadt am Niederrhein spielt. Er ist durchaus der Wirklichkeit entwachsen, und was er erzählt, kennen wir mehr oder weniger alle aus eigener Erfahrung.

Neben der Unduldsamkeit gehört zum römischen Wesen ein beklagenswerter, aber nicht verwunderlicher Mangel objektiven Denkens, woraus fortgesetzt die bekannten Geschichtsfälschungen entstehen. Der ultramontane Historiker



arbeitet nach dem Satze: Das Dogma korrigiert die Geschichte. Dies Prinzip schreckt vor keiner Verwirrung und Verdrehung zurück. Es gruppiert die Tatsachen so, daß Rom recht behält, und verstümmelt unbequeme Charaktere bis zur Unkenntlichkeit. Daher der bedauerliche Mangel an Verständnis für die Reformation und die Person Luthers, daher die Blindheit gegenüber den Triebkräften, welche in diesem Ereignis und diesem Manne lebendig waren. Hier waltet einzig das alleinseligmachende Vorurteil. Luther kann nun einmal nichts anderes sein als der Häresiarch, der Ketzer aller Ketzer, der Sohn des Teufels. Und wenn die Geschichte tausendmal das Gegenteil beweist, — tut nichts; Roma locuta est, Rom hat geredet, „Der Jude wird verbrannt.“

Mit diesem Mangel an Objektivität hängt der maßlose Aberglaube römischen Wesens innig zusammen. Hätte man auf religiösem Gebiet gelernt, die Dinge zu sehen, wie sie sind, so wären Ausstellungen von Reliquien nicht mehr möglich, wie sie z. B. in Trier und Aachen immer wieder stattfinden. In Aachen habe ich es einmal selbst mit angesehen, wie das Volk zu Hunderten die ganze Nacht auf dem Domplatze sich lagerte und mit Spannung den Morgen erwartete, da ihm jene alten, als wundertätig verehrten Stücke Leinwand vom Altan des Domes herab gezeigt werden sollten. Wie sie dann in heiliger Inbrunst niederknieen! Der Himmel scheint ihnen auf diese arme Erde herniederzusteigen; in ihrem Enthusiasmus fühlen sie sich von der Hand Gottes und seinen starken Engeln ergriffen, die sie über alle Erdennot und Erdenschuld hinwegtragen und stellen sie vor die Tore des Paradieses. Man sollte denken: Das ist ja wunderschön, laßt doch dem Volk seinen Aberglauben, wenn es darin glücklich ist! Ja, wenn jener Aberglaube zu nichts anderem führte als zu himmlischen Verzückungen! Gewiß, wir dürfen ihn darum noch nicht teilen; denn wir fühlen

uns in dieser dumpfen Atmosphäre der Mirakel nun einmal nicht wohl, aber wir würden vielleicht gleichgültig an ihm vorübergehen. Dabei bleibt es jedoch nicht. Jener Aberglaube zeitigt noch ganz andere Früchte, — er erzeugt die wilde Glut des Fanatismus, er entfesselt im Menschen sinnliche Leidenschaften und hetzt ihn gegen alle, die nicht mittun: das Weib gegen den Mann, die Kinder gegen die Eltern, also daß des Menschen Feinde oft die eignen Hausgenossen sind.

Oder denkt an das Fegfeuer! Was hat doch dieses eine Dogma aus der christlichen Religion gemacht? Eine Religion der Sklaven, eine Religion in Todesangst zitternder Knechte. Nehmt einmal diesen Aberglauben aus der römischen Praxis hinweg, — wer wollte wohl dann noch Ablaß begehren? wer noch eine Wallfahrt mitmachen? wer noch die Gebote der Kirche befolgen? Nur wenige! Das meiste geschieht um dieser einen Sorge willen, daß man aus den Qualen des Fegfeuers rechtzeitig gerettet werde. Solcher Aberglaube ist römisches Wesen.

Dazu kommt noch eins. Ich möchte es den Bekenntniszwang nennen. Schon der Begriff des Glaubens ist in der römischen Kirche ein ganz anderer, als wir ihn kennen. Glauben heißt für den römischen Christen blindlings annehmen, was seine Kirche ihn lehrt. Jedes Nachdenken darüber ist ihm untersagt, und wenn er ein frommer Katholik, ein treuer Sohn seiner Kirche ist, so verursacht ihm auch der geringste Zweifel an der Wahrheit der kirchlichen Lehre die allerschmerzlichsten Gewissensbisse. Wohin führt das nun im Hinblick auf die allgemeine Geistesbildung der katholischen Welt? Zu jenem Ausspruch des Mephisto:

> Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
> Des Menschen allerhöchste Kraft.

Ja, Verachtung der Vernunft und der Wissenschaft, das ist römisches Wesen. Viele von euch haben gewiß in

den letzten Monaten jene Ereignisse verfolgt, die sich um die in München erscheinende Zeitschrift „Das zwanzigste Jahrhundert“ gruppieren. Diese Zeitschrift will die sogenannten Reformkatholiken um sich sammeln oder, wie ihre Gegner sie begrüßt haben, die Margarinekatholiken, d. h. die unechten Katholiken, die Katholiken zweiter Sorte. Natürlich gehören zu diesem Kreise sehr viele höher Gebildete, u. a. auch Professoren der Theologie an katholischen Fakultäten, namentlich der bekannte Würzburger Professor Schell.

Schell hat vor kurzem ein Buch über Christus veröffentlicht, warm geschrieben, voller Begeisterung für die heilige Sache, die er behandelt. Er offenbart darin ein tieferes, wissenschaftliches Eingehen auf all die Probleme der Bibelforschung, welche unsere protestantische Theologie seit einem Jahrhundert auf das lebhafteste beschäftigen. Wer ist Christus? Diese Frage wirft er auf. Ist er ein Vater der Zukunft oder ein Kind seiner Zeit? Hören wir den echten Christus in den Gleichnissen und der Bergpredigt oder in den Streitreden des Johannes-Evangeliums? Ist der wahre Christus in der Wüste, wo er das Wunder als satanische Versuchung ablehnt, oder dort, wo die Volksscharen begeistert dem großen Wundertäter zujubeln? Haben wir den echten Christus da, wo er dem Petrus die Schlüssel des Himmelreiches gibt, oder dort, wo er seinen Jüngern verbietet, sich Vater und Lehrer nennen zu lassen oder irgend welche Herrschaft über andere auszuüben? Ist es der wirkliche Jesus, der als Schlüssel des Himmelreichs die schlichte Zuversicht des Vaterunsers jedem in die Hand gibt, oder hängt Himmelreich und Sündenvergebung von anderen Gewalten und Bedingungen ab? Hat Jesus gelehrt, daß jeder reuige Sünder, der ernstlich bittet, das Heil seiner Seele unmittelbar vom Vater empfange, — oder hat Jesus für notwendig gehalten, daß vorher stellvertretende Genugtuung geleistet und dann eine Heilsanstalt mit Sakramenten

eingerichtet und benutzt werde? Ist der echte Jesus mit der Angst der Seelenkämpfe von Gethsemane und mit dem Gefühl der Gottverlassenheit in den Tod gegangen — oder mit dem Bewußtsein, daß ihm der Tod nur der kurze Weg zur höchsten Herrlichkeit sei, daß er schon nach vierzig Stunden den Triumph der Auferstehung feiern werde? Diese und ähnliche, auch unsere evangelische Kirche tief bewegenden Fragen wirft jener katholische Theologe und Geistliche auf.

Fast scheint er uns ein Geistesverwandter zu sein. Aber umsomehr müssen wir ihn bedauern, denn wir wissen von vornherein: er kann auf diese Fragen nicht die Antwort geben, zu der sein eignes Forschen und seine Wahrhaftigkeit ihn führen, sondern er muß schließlich zu den Resultaten kommen, welche die römische Tradition festgelegt hat; er steht unter dem Banne des Bekenntniszwangs. Wehe ihm, wenn er eine andere Antwort gäbe! Armes Vöglein, müssen wir klagen, flatterst mit deinen Flügeln so lebendig und geschäftig, aber sitzest in einem rings geschlossenen Käfig, aus dem es kein Entrinnen gibt. Wenn du das Gitter nicht in kühnem Wahrheitsmut und stolzem Märtyrersinn zersprengen willst, dann gehst du unfehlbar darin zugrunde; dann wird der freie Hochflug deiner Gedanken durch römische Brutalität vom Netz des Glaubensgerichtes in Fesseln gelegt werden, und du wirst enden, wie schon viele endeten, die innerhalb der Kirche Roms ihre Überzeugung vertreten wollten, als ein geistig gebrochener Mann. Seht, Geliebte, alle Selbständigkeit zu unterdrücken, alle Freiheit der Wissenschaft zu verfluchen, alle Ehrlichkeit der Forschung zu verdächtigen, jede persönliche Glaubensüberzeugung zu töten, — das ist römisches Wesen.

Dürfen wir uns wundern, daß eine von solchem Geiste lebende Kirche schließlich zum äußersten und letzten Trugschluß dieses Geistes gelangte, zu dem Dogma der Unfehl-

barkeit des Papstes? Nein. Die römische Kirche mußte diesen Weg gehen, sie konnte nicht anders, weil seit Jahrhunderten das römische Wesen und der Geist Jesu in ihr sich bekämpften, weil sie zu wählen hatte zwischen Jesus und dem Papst. Daß sie den letzteren wählte, gebot das Lebensinteresse des Papsttums, welches sie allmächtig beherrscht.

Aber wir, meine Freunde, was haben wir zu tun? Paktieren können wir mit der Unfehlbarkeit ebensowenig wie mit der Intoleranz, kapitulieren aber erst recht nicht. Wir vermögen nur eins: uns auf den Standpunkt energischer Abwehr zu stellen, nein und abermals nein zu sagen und diesem Nein Geltung zu verschaffen mit der Ruhe und Bestimmtheit, die dem Verteidiger einer guten Position eigen zu sein pflegen. Das sei heute abend unser erstes Gelübde: fest zu stehen in der Abwehr alles römischen Wesens.

Ebenso fest wollen wir aber auch in der Pflege des katholischen Geistes stehen. Katholischer Geist ist nicht römischer Geist. Römisch und katholisch schließen einander aus, so brüderlich sie auch zusammen durch die Welt dahin zu gehen scheinen. Wer römisch gesinnt ist, kann nicht katholisch sein, und wer katholisch gesinnt ist, kann nicht römisch sein; denn katholisch heißt allgemein, die katholische Kirche ist die allgemeine Kirche, welche nicht ausschließt, sondern einschließt, welche ihre Arme weit ausstreckt und alle diejenigen ans Herz drückt, die ehrlich und treulich dem Herrn Jesus nachfolgen wollen.

Dieser Gedanke der katholischen Kirche hat schon in der ältesten Christenheit gelebt. Wir finden im Johannes-Evangelium, im hohenpriesterlichen Gebet, die schönen Worte, welche dem Evangelisten als ein Vermächtnis Jesu an seine Jüngerschaft gelten: daß sie alle eins seien, so wie du, Vater, in mir und ich in dir. Also eine Einigkeit in der Liebe und im Geiste! In Jerusalem haben die ersten Jünger

die Einigkeit so weit getrieben, daß sie es vorübergehend sogar zu einer Gütergemeinschaft brachten. Die Christen in Korinth waren jeden Tag beisammen, nahmen alle Mahlzeiten gemeinschaftlich ein und betrachteten sich als eine große Familie. Die Einigkeit, der wahre Katholizismus, war ihr Palladium. Ja, man erstrebte über die Einzelgemeinde hinaus diese Einigkeit für kein geringeres Gebiet als die ganze Menschheit.

Es gibt zwei Arten religiöser Einigkeit Die eine ist ganz eng, ein sogenanntes Konventikel. Da hat der eine wie der andere genau dieselbe Vorstellung von göttlichen Dingen. Seine fromme Art und Weise, sich zu geben, ist ganz so wie die des andern. Sie haben ihre gemeinschaftliche Sprache, in der sich alle verstehen, sie suchen ihr gemeinsames Ziel mit den gleichen Mitteln zu erreichen, gehen alle auf demselben Heilsweg und sind darin Ein Herz und Eine Seele. Diese Konventikel können daher in ihrer Mitte eine große Wärme erzeugen, aber sie haben auch eine böse Schattenseite. Sie stehen in der Gefahr, die Menschen außerhalb ihrer Gemeinschaft zu richten, und erliegen dieser Gefahr nur allzu oft.

Daneben gibt es eine andere Gemeinschaft. Sie steckt ihre Grenzen so weit, wie sie überhaupt gesteckt werden können. Sie sagt: Kein Mensch und nichts Menschliches ist mir fremd. Eine solche Gemeinschaft haben sich die Fortgeschrittenen unter den ersten Christen gedacht. Sie wollten die ganze Welt für Christus gewinnen, wollten eine neue Erde voller Gerechtigkeit und darüber einen offenen Himmel, einen freien Zugang zum Vater für jedes verlangende Menschenherz. Das war das Einheitsideal der alten Christenheit. Schade, — das Ideal war zu groß, und die Menschen, welche es verwirklichen sollten, waren zu klein. Schon durch die apostolische Zeit ziehen sich erbitterte Kämpfe, — Kämpfe gerade um die grundlegenden Anschauungen des

christlichen Glaubens, um die Frage: Wer ist Christus, und was hat er gewollt?

Als das Christentum im römischen Reiche Staatsreligion geworden war, suchte man die stets ersehnte Einheit dadurch zu schaffen, daß man auf den großen Konzilien feststellte, was jeder glauben solle. Man machte sich die Sache ziemlich leicht, schloß die Minderheiten aus und sagte als Mehrheit: Was wir glauben, ist zu allen Zeiten von allen und überall geglaubt worden. Natürlich ließ sich durch solche Mehrheitstyrannei auch keine Einheit erzielen; sie ging bald genug ganz in Scherben. Orient und Okzident trennten sich als unversöhnliche Gegner. Da versuchte es die abendländische Kirche auf dem Wege gemeinsamer Verfassung und Autorität, gemeinsamer Bräuche und Formen. Dadurch ist das Papsttum im Mittelalter bis zu einer fast weltbeherrschenden Höhe gestiegen. Aber auch diese imponierende Weltmacht stand auf tönernen Füßen, auch diese Einheit mußte zusammenbrechen. Denn in der Religion gibt es nur eine einzige Autorität: das Gewissen, Gott, **mein** Gott, der in mir sich offenbart. Davon hatten die Reformatoren ein starkes und klares Bewußtsein, und sie hofften, noch einmal eine Einigkeit im Geiste herstellen zu können. Aber ihren Epigonen war dieser Pfad zu steil, auch diese Einheit erstarrte wieder zur Uniformierung, und an die Stelle des lebendigen Papstes trat ein gedruckter Papst, traten die Bekenntnisschriften.

Daraus lernen wir wohl zur Genüge, was wahre Katholizität, was wahre Einigkeit der Christen untereinander ist. Sie steht nicht auf irgendwelcher Lehre, nicht auf einer Autorität außer mir, auch nicht auf einem gemeinsamen Bekenntnis in Worten, sondern sie steht und fällt allein mit der Gemeinschaft des Geistes Jesu Christi. Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein. Wer ihn aber hat, mag sonst seine religiösen Vorstellungen sich bilden, so gut oder

schlecht er kann, er ist trotzdem Jesu Jünger, ein Glied an seinem Leibe, er gehört zu der einen heiligen, katholischen Kirche.

Diesen Katholizismus wollen wir pflegen. Und wir haben es nötig, gerade in unserer Gemeinde, weil es viele Mischehen in ihr gibt. Nun weiß ich sehr wohl, daß mit Mischehen zuweilen große Unzuträglichkeiten und Schwierigkeiten im Familienleben verknüpft sind; aber ich weiß auch, daß diese Konflikte in den meisten Fällen nicht aus der Familie von innen herauswachsen, sondern daß sie leider oftmals auf gewissenlose Weise und unter Mißachtung der heiligsten Gefühle von außen hineingetragen werden. Möchte doch endlich einmal diese Praxis Roms, den Hausfrieden in den Mischehen im Namen der Kirche Christi zu stören, ihr Ende erreichen!

Fragt euch doch, ihr, die ihr aus Mischehen in unserer Mitte seid: Ist es denn die Religion, die euch entzweit? Nein! Wenn ihr euern Kindern in die Augen schaut und sie ans Herz drückt, wenn ihr sie zu allem Guten treulich auferzieht: Fragt ihr da, ob eure Erziehung katholisch oder evangelisch ist? Sie ist weder das eine noch das andere, sie ist christlich, human, menschenfreundlich, auf sittliche Tüchtigkeit gerichtet. Oder wenn die Stürme des Lebens über euch dahinbrausen, wenn es euch so recht sauer wird und ihr müßt eure Tränen weinen und eines tröstet dann das andere: tut ihr das mit katholischem oder evangelischem Trost? Nein, ihr tut es mit herzlichem Trost. So wie euer Mitgefühl, eure Liebe zueinander es euch eingibt, so legt ihr euch gegenseitig die Hände unter das müde Haupt. Und wenn ihr am Sarge eines lieben Familiengliedes steht und die Schauer der Vergänglichkeit kommen über eure Seele: fragt ihr da wohl, ob der, welcher im Sarge liegt, katholisch oder evangelisch war? Nein! Es ist euer Vater, eure Mutter, euer lieber Freund, eure Schwester oder euer

Kind gewesen. Solches Bewußtsein, solches Pflichtgefühl, solche Treue bis zuletzt, — das ist das wahrhaft Christliche im Familienleben der Mischehen wie aller Ehen, und wehe dem, der es wagt, in die heilige Unitas, in diese Einigkeit der Herzen mit störender oder zerreißender Hand sich einzumischen. Wahrhaftig, er ist keiner von den Nachfolgern dessen, der sanftmütig und von Herzen demütig war.

Wir halten an dem Glauben fest: Trotz aller äußern Zersplitterung, trotz aller Schroffheiten des Gegensatzes zwischen Katholiken und Protestanten, wie sie die Gegenwart durchziehen und durchwühlen, gibt es zwischen ihnen und uns eine Brücke, eine wahre Gemeinschaft im Geiste. Es gibt einen wahren Katholizismus nach dem Worte des Meisters: Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt. Diesen Geist Christi, diesen echten Katholizismus wollen wir pflanzen und pflegen. Wir wollen uns mit unsern katholischen Mitchristen eins wissen als Kinder Eines Vaterlandes, als Brüder und Schwestern Eines Volkes; ja noch mehr: als Kinder Eines himmlischen Vaters, als Brüder und Schwestern Jesu Christi, des Menschensohnes.

Das ist auch, soweit ich es weiß, der Sinn und das Ziel der Wirksamkeit des Gustav Adolf-Vereins. Er will nicht arbeiten, um die Kluft zu erweitern, sondern um evangelisches Wesen zu stärken. Wo evangelischer Sinn ist, da ist auch echt katholischer Sinn. Freilich, so wie die Dinge jetzt liegen, wird eine Vereinigung oder auch nur ein Zusammengehen beider K i r c h e n nicht möglich sein. Darum greifen wir getrost über die Kirchen hinweg nach den Menschen, ins volle Menschenleben. Da gibt's noch Begeisterung für die großen Fragen, welche das Vaterland und die Menschheit bewegen; da schätzt man noch das Konfessionslose, da erfreut man sich noch an den Gütern des nationalen Lebens, an Wissenschaft und Kunst, an sozialer Arbeit und an den

Werken der Liebe. Da wird auch für die Religion Jesu noch Raum sein, — und ist keiner da, so schaffen wir ihn. Das ist der einzige Weg, auf dem wir die Abwehr römischen Wesens nachdrücklich betreiben können, denn es läßt sich nun einmal Böses nicht mit Bösem überwinden. Nicht Auge um Auge, nicht Zahn um Zahn! Das Böse flieht nur vor dem Guten, die Dunkelheit nur vor dem Licht, die Knechtschaft nur vor der Freiheit, der Haß nur vor der Liebe. Amen!



Die Heiligen und Herrlichen im Lande.

Psalm 16, 3.

An den Heiligen, die im Lande sind, und an den Herrlichen, an denen habe ich all mein Gefallen.

Der Geburtstag unseres Kaisers liegt wieder hinter uns mit all den Paraden, den feierlichen Mahlzeiten, den mancherlei Festakten in Schulen und Vereinen, — lauter patriotischen Kundgebungen, an denen wir uns im ganzen und großen freuen dürfen. Aber manche dieser Veranstaltungen kranken an einem Übel, und dieses Übel möchte ich die patriotische Phrase nennen, die hochgestimmte Redensart, welche schließlich nichts weiter erreicht, als den Menschen in einen vorübergehenden Taumel zu versetzen. Diese Phrase ist zudem meist ziemlich aggressiv. Sie liebt es, mit dem Säbel zu rasseln und kriegerische Töne anzuschlagen. Man schaut über die Vogesen hinüber und redet immer noch von dem alten Erbfeind der deutschen Nation, von den welschen Hunden, die aufs Haupt geschlagen werden müssen, und derartigen Dingen. Es kommt einem dabei oft vor, als lebten wir noch in den kriegerischen Tagen von 1806 oder 1870.

Ich brauche euch nicht zu sagen, daß ich die großen Dichter jener Zeit, einen Arndt, einen Schenkendorf, einen Körner, sehr wohl zu schätzen weiß. Sie haben aus ihrer Zeit heraus gesungen und gesagt und sind ihrer Zeit gerecht geworden. Ihre Zeit ist jedoch nicht mehr unsre Zeit. Wir genießen Gott sei Dank seit 30 Jahren Frieden und haben durchaus keine Ursache, kriegerische Hymnen anzu-

stimmen. Zwar weiß ich sehr wohl, daß auch der Krieg seine Ehre hat; er ist der Beweger des Menschengeschlechts. Ich bin selbst 1870 mit nach Frankreich hinausgezogen. Aber ich weiß auch, daß alles, was eine Nation durch einen Krieg gewinnt, ihr auch durch einen Krieg verloren gehen kann. Das sind keine bleibenden Errungenschaften, auf welche die Zukunft eines Volkes sich zu gründen vermag. Die liegen auf einem ganz andern Gebiete.

Nicht kriegerische Eroberungen sollten wir an unsern nationalen Festtagen vorwiegend preisen, sondern die Werke und die Errungenschaften des Friedens. Nicht allein an den tapfern Helden, die auf dem Schlachtfelde das Ihre getan und denen wir ihren Ruhm und Lorbeer in keiner Weise schmälern wollen, sondern noch weit mehr an den Helden des Geistes, den Heiligen und Herrlichen im Lande, sollten wir an solchen Tagen unser ganzes Gefallen haben. Denn diese Helden haben in den weit wichtigeren Kämpfen des Geistes Siege errungen und haben dem deutschen Volke die heilige Beute dieser Kämpfe als ein unentreißbares, dauerndes Erbteil zu Füßen gelegt. Davon kann eine große Nation zehren, das ist Lebensbrot, welches Millionen speist und niemals geringer oder kleiner wird.

So wollen wir denn heute abend der Aufforderung unseres Textes folgen und wollen, gleichsam einen Nachklang zu unserer Kaiserfeier anstimmend, in Deutschlands große Vergangenheit zurückschauen und Gefallen zu gewinnen suchen an den Heiligen und Herrlichen in unserem Lande, die aus den Tagen der Vorzeit uns grüßen.

Ihr kennt alle am nächtlichen Himmel das schöne Bild des Orion. Es sind fünf Sterne: einer steht oben, einer unten, und drei stehen dazwischen wagerecht wie leuchtende Diamanten. Solch einen Orion sehe ich auch an dem Himmel der Geistesgeschichte unseres Volkes, und seine Sterne, die noch heute segnend und erleuchtend herniedergrüßen in jedes

deutsche Herz hinein, möchte ich euch nennen: der oberste und fernste ist unser Luther; die drei, welche nebeneinander darunter glänzen, sind Lessing, Schiller und Goethe, und der unterste, der uns der Zeit nach am nächsten steht, ist unser Bismarck. Laßt uns Gott danken, daß er mit seinem Geist und seinen Gaben in diesen Männern lebendig gewesen ist, und laßt uns in dieser Abendstunde ein wenig zu ihnen emporschauen, wie man es gern in stillen Augenblicken zu den Sternen tut.

Man kann wohl sagen, daß kein Mann der deutschen Nation noch heute so unentbehrlich ist als Luther. Was er unserm Volk errungen hat, läßt sich durch nichts anderes ersetzen, durch keine Kunst, keine Wissenschaft, am wenigsten durch kriegerische Eroberungen. Ich brauche aus seinem Leben nur drei Höhepunkte euch zu zeigen: jenen Tag, wo er seine Sätze an die Schloßkirchentür in Wittenberg anschlug, jenen andern, wo er vor dem Elstertor die Bannbulle samt den kanonischen Rechtsbüchern verbrannte, und den dritten, wo er auf dem Reichstage zu Worms kühn wie ein Bollwerk aus Erz gestanden und gesagt hat: „Ich kann nicht anders." Was hat er uns durch diese drei Heldentaten errungen? Er hat uns losgemacht von Rom. Ich sehe darin das Herrlichste, was die deutsche Nation in den letzten vier Jahrhunderten zu ihrem schon so reichen Geistesschatz hat einheimsen dürfen. Luther hat damit jenes alte Band zerrissen, welches Bonifatius zwischen dem römischen Papsttum und den in Deutschland entstandenen christlichen Gemeinden geknüpft hatte. Was einst eine Wohltat, ich möchte sagen, eine Notwendigkeit gewesen, war im Laufe der Jahrhunderte zur Plage geworden. Wohl hatten schon vor Luther viele Einsichtige dies erkannt. Luther aber hat das Tafeltuch mit klarer Energie entzweigeschnitten und die deutsche Nation in ihren kräftigsten Lebenstrieben, in ihrem Glauben und Denken, unabhängig gemacht. Diese Unabhängigkeit werden

wir nie wieder preisgeben. Wenn auch gegenwärtig die politischen Verhältnisse in Deutschland der Bewegung von Rom weg nicht günstig zu sein scheinen, niemals wird das deutsche Volk wieder dahin zu bringen sein, wo es vor Luther war, niemals wird es sich das Kleinod der Glaubens- und Gewissensfreiheit wieder nehmen lassen. Damit gäbe es sich selber auf. Deutschlands Heil hat in den letzten Jahrhunderten im Protestantismus gelegen, ebenso liegt Deutschlands Zukunft im Protestantismus: nicht in einem konfessionellen oder kirchlichen, sondern in einem religiösen, human gedachten, der allen geistigen Bewegungen und Bestrebungen Luft und Licht und Raum gewährt. Dieser Strom eines Lebens aus Gott wird das deutsche Volk einer reichen und glücklichen Zukunft entgegentragen, und das danken wir unserm Luther. Darum ist er ein Stern am Geisteshimmel unserer Nation, und dankbar schauen wir zu ihm auf, so oft wir unseres lieben Vaterlandes gedenken und ihm das Beste und Edelste wünschen.

Aber Luther hat nicht nur losgelöst, er hat auch die Deutschen auf dem Boden einer gemeinsamen Muttersprache und damit eines gemeinsamen, nationalen Empfindens geeinigt. Diese Wirkungen liegen nicht an der Oberfläche, aber sie sind da und haben sich im Laufe der Zeit allmählich offenbart. — Welch ein Segen zudem, daß Luther dem Cölibat seinen Nimbus genommen und damit das Familienleben wieder in seine heiligen Rechte eingesetzt hat! Damit hat er uns Deutschen aus der Seele gehandelt; denn wir sind nun einmal Familienleute, wir sind gemütvoll, zuweilen wohl etwas großväterlich und altfränkisch, aber heimatlich angelegte Menschenkinder, und auf dem Boden der Familie wächst unser Heil, unsre Zukunft und unser Glück. Diesen Boden hat uns Luther freigemacht von einem Jahrhunderte alten Fluche, — einem Fluche, den das Papsttum auf das Familienleben dadurch gelegt hatte, daß es Mönchtum

und Ehelosigkeit als Zustände besonderer Heiligkeit proklamierte.

So hat uns Luther los von Rom gemacht und uns innerlich zusammengeschweißt in dem Empfinden, Gott in den Menschen lieben zu dürfen und ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten zu können.

Ohne Luther wäre ein Mann wie Lessing nicht denkbar gewesen. Die hohe Blüteperiode unserer deutschen Dichtung im 18. Jahrhundert ist auf dem Boden des Protestantismus erwachsen. Der Geist Lessings ist deutsch, weil er human, weil er protestantisch ist. Was schätzen wir denn an ihm, was hat er uns denn Wertvolles vermacht? Zwei Gedanken nenne ich vor andern, die er dem geistigen Besitztum unserer Nation hinzugefügt hat. Den einen hat Lessing in den bekannten Ausspruch gefaßt: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle — ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater, gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“ Damit hat er einer Eigentümlichkeit unseres deutschen Geisteslebens, dem Wahrheistrieb, der Lust am Forschen, Suchen und Denken, einen klassischen Ausdruck gegeben.

Den andern Gedanken spricht Lessing in seiner Schrift über den Beweis des Geistes und der Kraft aus: „Zufällige Geschichtswahrheiten können niemals der Beweis werden für notwendige Vernunftwahrheiten.“ Hierdurch hat er das religiöse Leben vom geschichtlichen Ballast befreit und ihm den Boden angewiesen, auf dem es gedeihen kann: die Persönlichkeit des Menschen, sein Herz, seine Vernunft, sein Gewissen. Da beweist sich die Wahrheit der Religion, da rechtfertigt sie sich als unveräußerlichen Geistesbesitz.

Von solchen Gesichtspunkten aus war Lessing in der Lage, die Religion in allen Religionen zu würdigen. Aus

diesem freien, milden und gerechten Sinn für das Göttliche in der Menschheit ist sein reifstes und herrlichstes Werk erwachsen, auf welches wir Deutschen nie aufhören werden stolz zu sein: sein Nathan der Weise. Dieser Nathan ist nicht Jude oder Christ oder Muselmann, er ist ein Mensch Gottes, zu allem guten Werk geschickt, ein Mensch, wie ihn Jesus im Auge hatte, als er die Leute Kinder Gottes nannte. Wie wahrhaftig, wie bescheiden, wie gerecht ist jene Fabel von den drei Ringen! Das Gegenteil von jenem übermütigen Anspruch auf Unfehlbarkeit, wie ihn die römische Kirche zum Gipfel ihres Systems, die Geister zu beherrschen, gemacht hat und wie er leider auch uns Protestanten teilweise anhaftet als unaufgelöster Rest mittelalterlichen Denkens und Glaubens. Die Kirchen haben die Wahrheit nur, so weit sie dieselbe suchen! Die Frucht ist der einzige Beweis für die Gesundheit des Baumes! Welch ein Feld für alles geistige Wachstum, für eine sittliche, soziale und wissenschaftliche Arbeit ohne Aufhören, welch eine Bahn zur Weiterbildung der Religion hat Lessing damit vor unsern Augen aufgetan! Nie fertig zu sein in dem heiligen Streben, ein Mensch Gottes zu werden, niemals ausruhen zu dürfen auf Lorbeeren geistiger Kämpfe und Errungenschaften, sondern alle Zeit auf der Wacht zu stehen und die Gaben zu brauchen, die Gott in uns gelegt hat, — fürwahr, eine lebendige Menschheit, die da vor unsern sehnsüchtigen Blicken aufersteht, eine Menschheit, welcher man die größte und herrlichste Zukunft weissagen darf.

Neben Lessing stelle ich unsern Schiller. Den lieben wir alle von Jugend auf. Kaum ein anderer großer Sänger unseres Volkes ist ihm so sehr ans Herz gewachsen wie gerade er. Wir kennen alle den edlen Kopf mit dem wallenden Hauptthaar, mit dem gütigen und leuchtenden Blick. Schiller ist uns auch darum so wert, weil wir an der Hand seiner Werke seine ganze dichterische Entwickelung von der Jugendzeit bis zum reifen Mannesalter verfolgen können. Wie auch die äußere Form seiner Dichtungen gewechselt hat, wie viel ruhiger, objektiver, klarer und besonnener er auch in seinen spätern Werken geworden ist, aus allem spricht zu uns derselbe Mensch mit derselben Liebe zur Freiheit und Wahrheit im Herzen.

Man urteilt oft abfällig über die Räuber oder Kabale und Liebe. Aber wir müßten in jener Zeit gelebt haben, wo diese Werke entstanden sind, wo es in Deutschland noch Tyrannen gab, wo die Großen ungestraft das Glück der Kleinen mit Füßen treten und die Unschuld ihren Lüsten dienstbar machen durften, dann würden wir seinen heiligen Mut verstehen und seine kühne Begeisterung für Gerechtigkeit, Gleichheit und Brüderlichkeit, dann würden wir jene oft leidenschaftlichen Töne gerecht finden, welche dieser Dichter von Gottes Gnaden in seinen feurigen Jugendwerken angeschlagen hat.

Reiner genießen wir freilich seine reiferen Dichtungen. Ich nenne sein Lied von der Glocke. Da singt er uns unmittelbar aus dem Herzen heraus, da scheint er in unserem Namen zu reden, Selbsterlebtes und Erfahrenes deutet er uns in der wunderbaren Sprache der Poesie. Wenn wir ein neugeborenes Kindlein ans Herz drückten und brachten es zum ersten Male in die Kirche, dann läutete Schillers Glocke:

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt.
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen.

Wie hat er die Tüchtigkeit des Mannes, die Rührigkeit und Umsicht der deutschen Hausfrau geschildert:

Der Vater mit frohem Blick
Auf des Hauses weitschauendem Giebel

Überzählt sein blühend Glück.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben.
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn;
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schneeichte Wolle, den schimmernden Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Aber auch zu Tränen kann der Dichter uns rühren:
Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Und wer ist's?
Ach, die Gattin ist's, die teure,
Ach, es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinderschar,
Die sie blühend ihm gebar.

Man möchte gar nicht aufhören, wenn man einmal angefangen hat, in diese schöne Welt verklärter Wirklichkeit sich zu versenken. In Schillers Werken besitzen wir eine erfrischende Quelle edler Menschlichkeit, eine Triebfeder zu

heiligen Entschlüssen, eine Predigt würdiger und großer Taten, — und es sollte namentlich unsere heranwachsende Jugend hier immer aufs neue trinken und lauschen. Er ist der Idealist unter den deutschen Dichtern, und er soll es uns bleiben. Er soll uns begleiten durch die verwirrenden Kämpfe der Gegenwart, er soll uns aufwecken, wenn wir einschlafen wollen im Dienste des Sinnlichen. Wehe dem Geschlecht, das seinen Schiller vergessen wollte! Es würde den mächtigsten Idealen unseres Volkes untreu werden.

Wie ein Jonathan mit David, so geht Goethe Hand in Hand mit Schiller. Beide sind verschieden in ihrer Auffassung der Kunst und der Welt. Wenn wir von Schiller sagen konnten, er sei der Idealist unter den deutschen Dichtern, so können wir Goethe den Menschenkenner nennen. Er ist der Maßvolle, der ruhig Beobachtende, der zwar die gewaltige Sprache seines Freundes nicht spricht, dem auch dessen begeisterndes Pathos fehlt, der aber in die Tiefe hineinführt, in die Probleme der Wirklichkeit, in die Wonnen der Wehmut und in die großen Kämpfe des Geistes, die dem Menschen bei sich selbst durchzufechten bestimmt sind.

Goethes Lyrik ist die Sprache des Herzens. Wer wollte nicht mitsprechen in der eigenen Seele, wenn er jenes Liedchen liest, welches Goethe einst auf dem Thüringer Walde an die Wand eines Borkenhäuschens schrieb:

Über allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Zweigen
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Wie schön! Und wenn er aus der Unruhe, aus dem

verworrenen Drang des Lebens heraus nach oben blickt, — wie heilig ist seine Sehnsucht:

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz, die Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach, komm in meine Brust!

Wahrlich, das heißt beten! — Mit Kinderaugen blickt er in die Welt, es offenbart sich ihm das Schöne und Gute als Gottes lebendige Spur; aus der Hand der Wahrheit hat er der Dichtung Schleier empfangen, und freundlich breitet er ihn über die harte, rauhe Wirklichkeit. Was vormals war, lebt unter dem Hauche seines Geistes wieder auf, und die Gestalten der Vergangenheit zwingen uns, sie zu lieben, als lebten sie mit uns. Wer möchte nicht eine Iphigenie zur Schwester und einen Pylades zum Freunde haben; wer schätzte sich nicht glücklich, einen Sohn wie Hermann zu besitzen und eine Braut wie Dorothea heimzuführen! —

Aber die Krone seiner Werke ist sein Faust. Diese echt deutsche Dichtung, an der er fast sein ganzes Leben lang geschaffen, schlägt alle Töne menschlichen Empfindens und Erlebens an; sie steigt auf die Höhen kühnsten Denkens ebenso wie in die Tiefen zerstörender Leidenschaften. Und immer bleibt der Dichter bei sich selbst, stets ist er wahr.

Klingt's nicht wie Sehnsucht nach dem Glück deiner eigenen Jugendzeit, wenn Goethe seinen Dichter im Vorspiel sagen läßt:

So gib mir auch die Jahre wieder,
Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar;

Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Täler reichlich füllten.
Ich hatte nichts, und doch genug!
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.
Gib ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe schmerzenvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gib meine Jugend mir zurück!

Oder fliehe mit dem Doktor aus dem Staube der Gelehrsamkeit in die Arme der gütigen, ewig jungen Natur und lausche dem alten Faust, wie er aus seiner Studierzelle zum Mond aufblickt und ruft:

O, sähst du, voller Mondenschein,
Zum letztenmal auf meine Pein,
Den ich so manche Mitternacht
An diesem Pult herangewacht:
Dann über Büchern und Papier,
Trübsel'ger Freund, erschienst du mir!
Ach, könnt' ich doch auf Bergeshöhn
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wissensqualm entladen,
In deinem Tau gesund mich baden.

Nicht wahr, da wird ein Stück unseres eigenen Wesens offenbar. Diesen Menschen verstehen wir, dem drücken wir im Geist die Hand und sagen: Du bist wie ich, und ich bin wie du.

Und dazu die Gestalt Gretchens! Es gibt in der deutschen Dichtung keine, die ihr an die Seite gestellt werden könnte. Holde Unschuld gepaart mit gesundem, natürlichem Sinn.

Diese ahnungsvolle Träumerei der Jugend, der erwachenden Liebe, wenn sie das Lied vom König in Thule singt. Dann die wachsende Leidenschaft:

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Und weiter der tiefe Fall, der unwiderbringliche Verlust! Niemals hat wohl ein Dichter die menschliche Seele in ihrem Zittern und Zagen, in ihrem Schuld- und Bußgefühl ergreifender geschildert als unser Goethe, wenn er Gretchen, vor dem Muttergottesbilde knieend, seufzen läßt:

Ach, neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Not!
Das Schwert im Herzen,
Mit tausend Schmerzen
Blickst auf zu deines Sohnes Tod.
Zum Vater blickst du,
Und Seufzer schickst du
Hinauf um sein' und meine Not.
Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur du, nur du allein!

Endlich im Kerker der Wahnsinn der Verzweiflung und in diesem Wahnsinn die Sühne, welche die Seele vollzieht, indem sie dem Verführer zuruft: Heinrich, mir graut vor dir!

Aber das Bedeutendste hat Goethe in die Person des Faust selber gelegt. Wer ist dieser Faust? Er wirft die Frage auf, die von alten Zeiten her die Menschen immer

wieder aufgeworfen haben: Was ist der Mensch? Dies Rätsel hat die Menschheit nie ruhen lassen.

Schaut in die griechische Sage hinein. Da hören wir von dem Rätselwesen erzählen — halb Mensch, halb Tier — der Sphinx, welche den Leuten das Rätsel ihres eigenen Daseins aufgibt. Schon dadurch, daß sie dies tut, hat sie jahrelang Furcht und Schrecken im Lande verbreitet. Als aber endlich Ödipus kommt, das Rätsel löst und sagt: Dein Problem ist der Mensch, — muß der Rätsellöser den Fluch seiner eigenen Lösung tragen. Er wird in die furchtbarsten Widersprüche verstrickt. Sobald er sich ausleben will, gerät er in das tiefste sittliche Verderben hinein. Ödipus tötet den eigenen Vater und heiratet die Mutter. Gebrochenen Herzens, freudlos und hoffnungslos, betritt der geblendete Greis, nur von Antigone begleitet, den heiligen Hain und betrauert sterbend den kurzen Traum, einmal Mensch gewesen zu sein. Das ist die Antwort des griechischen Altertums auf die Frage: Was ist der Mensch?

Auch das Christentum hat diese Frage gestellt und beantwortet. Nicht durch das Schicksal getrieben, das sich unabwendbar aufdrängt, sondern aus freier Entschließung des Herzens, aus Mitleid mit der Menschheit geht des Menschen Sohn seinen Weg. Seine Liebe gilt seinem Geschlecht, nicht mehr ihm selbst, — darum wird sein Leben freiwilliges Sterben. Als die christliche Kirche ihr Christusbild schuf, die blutende und sterbende Gottesliebe, die Liebe am Kreuz in himmlischer Verklärung, schrieb sie unter dieses Bild: Ecce homo! Seht, welch ein Mensch! Seht, das ist der Mensch!

Aber auch dies war nicht das letzte Wort. Es kam eine neue Zeit mit neuen Erkenntnissen, und mit neuer Gewalt drängte sich die Frage auf: Was ist der Mensch? Groß ist die Zahl derer, welche seit anderthalb Jahrhunderten als Rätsellöser aufgetreten sind. Man suchte die

Antwort in der Philosophie, im Dogma der Kirche, in der Kunst, in den Lehren der Moral. Goethe griff ins volle Leben hinein und gab uns statt einer Theorie einen Menschen: den Faust.

Dabei ist besonders zu beachten, daß der Dichter neben seinen Helden zwei andere Menschenbilder stellt, welche uns in ihrem Gegensatz zu Faust die Begrenzung des Begriffes „Mensch“ vor Augen halten sollen: Wagner und den Schüler. Wagner, der trockene Schleicher, welcher den Menschen nach dem taxiert, was er auf der Schulbank gelernt hat, der Pedant, welchen es ärgert, daß die Natur sich nicht in Folianten pressen läßt, kommt im zweiten Teile der Dichtung auf den Gedanken, nach seinem Bilde selbst einen Menschen zu schaffen. Er kocht und braut in seinem Laboratorium, und siehe da, es entsteht in der Retorte ein menschenähnliches Wesen. Der Dichter nennt es Homunkulus, den Zwergmenschen, die Karikatur des Menschen. Dieser Homunkulus hat alle häßlichen Eigenschaften der Menschlichkeit geerbt. Er ist giftig und gallig, kleinlich und furchtsam, prüde und lüstern. Er will frei sein und wagt es doch nicht, seinem gläsernen Gefängnis zu entschlüpfen. Nach den Regeln der Chemie erzeugt, will er alles Leben in Regeln zwängen. Nur für sich selbst erkennt er keine Pflichten an und läßt undankbar den eignen Vater im Stich. Das ist der Zwergmensch.

Dem gegenüber steht der Schüler. Der ist von seiner Mutter in die Welt entlassen mit leidlichem Geld und frischem Blut und möchte wie Wagner vieles wissen und alles lernen. Im Laufe der Zeit ist er auch zu den obersten Graden der Wissenschaft hinaufgestiegen. Nun bläht er sich selber zur Gottheit auf. Wenn ich nicht will, sagt er, so darf kein Teufel sein; die Welt sie war nicht, eh' ich sie erschuf. Das ist der Übermensch, der sich selbst jenseits von gut und böse stellt, sich in seinem eigenen Lichte spiegelt und sich selbst entschränkt.

Zwischen diesen beiden Extremen, dem Zwergmenschen und dem Übermenschen, steht der echte Mensch. Das ist Faust. Wodurch wird nun Faust zum Menschen? Nicht dadurch, daß er grübelt und forscht — das führt ihn nicht zu innerer Harmonie —, sondern erst dadurch, daß sich Mephisto zu ihm gesellt. Dieser Mephisto ist nicht der Gegensatz zum Menschen, vielmehr ein Teil desselben, nur vom Dichter als Gefährte personifiziert. Er lebt in uns allen, er ist die Nachtseite unserer Natur, die Verneinung, das Böse, welches nicht von außen, aus Himmel oder Hölle, an uns herantritt, sondern mit uns zur Welt kommt als unser unzertrennlicher Kamerad. Erst durch den Verkehr mit dem Bösen wird sich Faust über das Gute klar, erst dadurch wird in ihm der Entscheidungskampf herbeigeführt, der ihm schließlich zum Siege verhilft. Natürlich ist dieser Sieg keine direkte Fahrt auf feurigem Wagen in den Himmel hinein, sondern es geht durch viele Niederlagen hindurch. Es irrt der Mensch, solang' er strebt. Auch Faust irrt; ja, er irrt nicht nur, er sündigt. Aber er bleibt im strebenden Bemühen, weil der Geselle in ihm ist. Der stachelt und reizt ihn, der schafft als Teufel, so daß Faust erlöst werden kann. Durch das Böse wird er gerettet.

Das könnte gotteslästerlich erscheinen und ist doch ein uralter christlicher Gedanke. Der Apostel Paulus hat ihm in dem bekannten Worte Ausdruck verliehen, daß Gott die ganze Menschheit unter die Sünde beschlossen habe, damit er sich aller erbarmen könne. Auf Pauli Schultern steht Augustin, das größte religiöse Genie der mittelalterlichen Kirche. Er beglückwünscht geradezu die Menschheit zu dem Sündenfall des Stammvaters, denn nur in einem sündigen Geschlecht habe Gott seine Liebe offenbaren können; gäbe es keinen Gotteshaß, dann gäbe es auch keine Gottesliebe. Von Paulus und Augustin ist Luther inspiriert, und Luther in seiner Zelle zu Erfurt ist dem Faust in

seiner Studierstube innig verwandt. Beide ringen nach Licht und Leben; der eine auf religiösem, der andere auf dem Gebiete der Erkenntnis. Beide sind unvollkommene, aber wahrhaftige Menschen, Menschen, auf deren Gestalten tiefe Schatten lagern, aus deren Angesicht aber eine heilige Sonne leuchtet: die freie Überwindung des eignen Selbst im Dienste der Menschheit. Das ist die große, bleibende Bedeutung der Faustgestalt, die uns Goethe geschaffen hat. Darum sollten wir auch oft in dieses Buch der Weisheit und Wahrheit hineinschauen und nicht oberflächlich an diesem herrlichsten Schatz der deutschen Literatur vorübergehen.

Indes die Zeit drängt. Wir wollten ja auch noch von dem fünften Stern am deutschen Himmel reden: von unserm Bismarck. Wenn ich euch Bismarck mit kurzen Worten schildern soll, dann möchte ich sagen: er ist der Siegfried der deutschen Nation gewesen, der das Schwert der Wahrheit geschmiedet und mit diesem Schwerte den alten Drachen der deutschen Selbstsucht und Zersplitterung ins Herz getroffen hat. Wir wissen es heute noch gar nicht zu schätzen, welche Wirkungen von dieser gewaltigen Persönlichkeit noch ausgehen werden in unser Volk hinein. Aber danken wollen wir es ihm, daß er ein Diener seines Volkes gewesen ist, daß er sein Deutschland bis zum letzten Atemzuge lieb gehabt hat. Was war das für ein herrliches, erbauliches Verhältnis zwischen ihm und dem alten Kaiser Wilhelm! Das war deutsche Treue. Die geht durch gute und böse Tage und läßt nicht voneinander. Sie mahnt uns an Dietrich und Chriemhilde, an Hagen und Gunther. Das war die Treue, welche festhält bis zum Tode. Wohl dem Volke, das solche Männer hervorzubringen vermag! Heil dem Geschlecht, das sie versteht und an ihrem Vermächtnis sich labt und stärkt!

Das sind die Heiligen und Herrlichen im Lande, an denen wir heute abend unser Gefallen haben wollten. Nicht

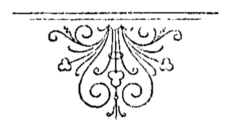


in dem Sinne, daß wir gedächten, auf den Lorbeern, die sie errungen haben, auszuruhen, sondern um ihre Hände zu ergreifen, damit sie uns höher tragen, als sie selber gekommen sind. Denn wir mögen von diesen Freunden erwählen, welchen wir wollen: sie werden uns schließlich alle zu dem Heiligsten und Herrlichsten führen. Sie alle sind im Innersten verwandt mit unserm Herrn und Meister Jesus Christus: mit dem Geist, der einen Glaubenskampf gekämpft hat, schwerer als Luther, mit dem Geist, der aus der Wahrheit gewesen ist, der niemals etwas gegen sein Gewissen hätte tun können, der für die Freiheit und Erlösung des Menschengeschlechts das Leben einsetzte, für die Freiheit in dem lebendigen Gott, für die Erlösung aus Mißtrauen und Selbstsucht; mit dem Geist, der ein Menschenkenner war, der mit den Zöllnern und Sündern am Tische saß, weil ihn des irrenden Volkes jammerte, und der die Kindlein an seine Brust drückte, weil ihn aus ihren Augen der Himmel des Werdens und Wachsens lächelnd grüßte; mit dem Geist, der ein Patriot gewesen wie wenige, der seinem Volke sein Herzblut geopfert und es erziehen wollte, daß es wie ein Licht hineinleuchtete in die Völkerwelt. Zu ihm werden sie uns alle führen, auf diesem oder jenem Wege.

Wenn wir daher unseres Vaterlandes Herrlichkeit preisen, dann wollen wir nicht auf diejenigen schauen, welche rechts und links neben uns wohnen — denen wünschen wir alles Gute und alles Gedeihen —, sondern wollen die Augen aufheben zu den Sternen, die an dem geistigen Horizonte unserer Nation aufgegangen sind, und sie als weithin leuchtende, laut redende Propheten begrüßen, die Gott unserm Volke gesandt hat. Wehe, wenn uns gepredigt werden müßte: Ihr tötet die Propheten und steinigt, die zu euch gesandt sind! Nein, danken wollen wir unserm Gott, daß er unser Volk so reich bedacht hat, und demütig wollen wir werden und bescheiden bleiben, sintemal wir wissen, daß

es trotz all dieser Segnungen noch ein ringendes, ja ein blutendes Volk ist. Noch sind viele Tränen zu trocknen, viele Wunden zu heilen, noch bleiben viele hohe Ziele zu erreichen übrig.

Ihm, dem Allgewaltigen, dem großen, weltdurchdringenden Geist, der alle Nationen nach ihrer Weise zieht und erzieht, ihm befehlen wir unser deutsches Volk und unsern deutschen Kaiser und bitten ihn, daß seine Liebe und sein Leben uns durchdringen möge. Amen!



Der vorsichtige Wandel.

Fastnachtsonntag.

Epheser 5, 14—21.

Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Toten, so wird dich Christus erleuchten. So sehet nun zu, wie ihr vorsichtig wandelt, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen. Und schickt euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit. Darum werdet nicht unverständig, sondern verständig, was da sei des Herrn Wille. Und sauft euch nicht voll Weins, daraus ein unordentlich Wesen folgt, sondern werdet voll Geistes, und redet untereinander in Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern, singet und spielet dem Herrn in euren Herzen; und saget Dank allezeit für alles Gott, dem Vater, in dem Namen unseres Herrn Jesu Christi; und seid untereinander untertan in der Furcht Gottes.

Man pflegt das Walten Gottes über der Welt und den Menschen häufig mit dem Worte Vorsehung zu bezeichnen. Damit wird man aber diesem Walten nicht vollständig gerecht. Es ist auch ein vorsehender Gott denkbar, der sich um die Menschenkinder gar nicht kümmert: er sieht alles voraus, läßt es aber auch gehen, wie es kommt, wie er es vorhergesehen hat. Jesus hat Gottes Walten tiefer und weiter aufgefaßt, wenn er ihn Vater nennt. Ein Vater ist für sein Haus nicht nur eine Vorsehung, nicht nur der Mann, welcher mit offenen Augen das Kommende zu sehen versucht und auch wirklich dies und jenes sieht, sondern ein Vater ist vor allen Dingen der Erzieher seiner Familie. Darin gipfelt seine Tätigkeit. So werden wir auch von unserm Gott sagen dürfen: er erzieht die Mensch-

heit, er führt sie so, daß er durch die Entwicklung der Gesamtheit an jeden einzelnen herankommt und ihn beeinflußt. Natürlich nicht mit Mirakeln und äußern Zeichen, sondern durch die Wechselwirkung zwischen Geist und Geist, Person und Schicksal, Freiheit und Gebundenheit; durch Anregungen und Anstöße, durch Hindernisse und Hemmungen. Dadurch wandelt er die Herzen, reizt die Kräfte, rüttelt den Willen auf und gibt uns Lust und Kraft, seine Mitarbeiter an andern zu werden. Das von ihm eingegebene Wort, d. h. die durch Menschen ausgesprochenen Gedanken der Wahrheit, der Schönheit, der Güte sind geeignet, dich durch Lehren und Locken in der Gerechtigkeit zu erziehen, d. h. so zu bilden, daß du ein Gottesmensch wirst, ein göttlicher Mensch, ein Gottmensch — können wir geradezu sagen, wie Jesus gewesen ist, ein Mensch, zu allem Guten geschickt, in welchem Gott die Oberhand gewonnen hat. Das ist die Erziehungsarbeit Gottes an unsern Seelen.

An zwei Geschichten wollen wir's uns noch klarer machen. Ihr kennt alle die Fabel von der Sonne und dem Wind. Die haben einmal eine Wette gemacht, wer unter ihnen am stärksten sei, und sind miteinander eins geworden, wer zuerst einem Wandersmann den Mantel abziehen könnte, der solle die Wette gewonnen haben. Darauf hebt der Wind an, aus vollen Backen zu blasen, und versucht alle seine Kräfte. Je stärker er aber bläst, desto fester nimmt der Wandersmann seinen Mantel zusammen. Alles Toben ist vergeblich, und der Wind gibt die Wette verloren. Darauf kommt die Sonne an die Reihe und beginnt zu scheinen heiß und immer heißer. Der Wandersmann aber knöpft seinen Mantel auf, dann zieht er ihn aus und hängt ihn über die Schulter, und zuletzt, da er eines grünen, schattigen Baumes ansichtig wird, wirft er den Mantel weg und legt sich nieder in den Schatten. Die Sonne hat die Wette gewonnen.

Die andere Geschichte erzählt von einem Manne, der den Schlüssel zu seinem eisernen Geldschrank verloren hat. Nun braucht er eine wichtige Urkunde, die in dem Geldschrank liegt. Er schickt zu dem Schmied, daß dieser ihm den Schrank aufmache. Der Schmied, ein gewaltiger Mann, arbeitet mit seinem Brecheisen im Schweiße des Angesichts an dem Geldschrank; aber vergeblich, die Tür bleibt verschlossen. Da ruft der Herr den Schlosser herbei. Das ist ein kleines, schmächtiges Männlein, so daß der Schmied schier über ihn lacht und denkt bei sich: Wenn ich's nicht fertig brachte, so kannst du es erst recht nicht. Aber siehe da, der Schlosser hat an seinem großen Ring ein Schlüsselchen besonderer Art, mit allerlei Haken und Häkchen. Das schaut er prüfend an, steckt es in das Schloß hinein und öffnet ohne Mühe den widerspenstigen Geldschrank.

Das sind zwei Beispiele der Methode, wie Gott an die Menschenherzen herankommt: er wirkt durch die Energie seiner erweckenden Liebe und anderseits durch die überzeugende Logik seiner Weisheit. Er wird uns zu heiß oder zu klug und gewinnt in beiden Fällen. Es paßt freilich nicht jeder Schlüssel für jedes Schloß, oft muß auch lange gesucht und probiert werden, welcher Haken in die verschlungenen Gewinde des Seelenlebens hineinzugreifen vermag; aber das Leben rastet nicht, Gott ruht nicht, bis der Mantel des Egoismus fällt, bis die Tür des Geldschranks aufspringt, bis der Wille sich beugt und das Herz sich öffnet, — das Herz, in dessen Tiefen so viele wunderbare Schätze ruhen, noch viel schönere als in der allerreichsten Kasse.

In ähnlicher Weise, teils durch die Wärme der Liebe, teils durch die ruhige Klarheit der Folgerung, möchte auch unser heutiger Text an uns arbeiten und uns zu einem vorsichtigen Wandel ermahnen und erziehen. Drum sei der vorsichtige Wandel der Gegenstand unserer Betrachtung.

Wenn einer wandeln will, so muß er aufgewacht sein. Nun gibt es Leute, die wachen von selber auf; und wenn es noch so früh am Morgen wäre, sie sind zur Stelle zu rechter Zeit. Sie haben etwas Unruhiges in sich, — ein nervöses Pflichtgefühl, das ihnen zur Gewohnheit geworden ist. Andere besitzen und vermögen das nicht, sie schlafen in den Tag hinein und brauchen einen Wecker, der ihnen zuruft: Wache auf, der du schläfst!

So steht es auch auf dem Gebiete des sittlichen Lebens. Manche sind beständig auf der Wacht, und wenn der Schlaf sie überfallen will, wenn die Leidenschaften ihnen die Sinne umnebeln möchten, vertreiben sie mit energischem Willensentschluß die bösen Traumgeister und blicken bald wieder wach und sicher in die Welt hinein. Aber es gibt auch andere — und ich glaube, das ist die Mehrzahl —, die können ohne Wecker nicht vorwärts kommen, und dieser Wecker ist in letzter Linie der lebendige Gott selbst.

Gott weckt auf alle mögliche Weise. Er weckt mit sanftem Streicheln, mit dem Kuß der Liebe. Das ist eine schöne Sache, so geweckt zu werden. Er kann aber auch wecken, indem er mit Fäusten an die Tür klopft, daß es durch das ganze Haus donnert und dröhnt. Zuweilen macht er's auch so, wie einmal ein Prediger seine schlafenden Zuhörer weckte. Der fing plötzlich an, lateinisch zu sprechen, da horchten sie alle auf. So beginnt auch Gott, unerwartet mit dir lateinisch oder hebräisch oder gar chinesisch zu reden, — in einer Sprache, welche du nicht mehr verstehst, so daß du anfängst, an ihm irre zu werden: diese dunkle Rede, diese Rätselsprache des Schicksals, — ist das noch mein Gott? Ja, es ist dein Gott, es ist der Gott, der dich wecken will, damit Christus dich erleuchte. Christus der Geist, der sich selbst gefangen nahm unter den Gehorsam des Glaubens, Christus der Herr, der auch in Banden noch frei war, weil er feststand in seinem Gott,

Christus der Held, der ohne Klagen nach Golgatha hinaufgegangen ist und am Kreuze den Sieg über sich selbst errungen hat. Mit diesem Christus sollst du gehen und seine Freundeshand ergreifen. Drum wache auf, der du schläfst, fahre auf aus deinen Träumen von einem Genuß ohne Mühe, von einem Glück ohne Unruhe, von einem Sieg ohne Kampf. Das Leben ist keine ambrosische Nacht in den Armen der Wonne, sondern ein heißer Tagemarsch durch Staub und Geröll. Wache auf und siehe zu, wie du vorsichtig wandeln mögest.

Dieser vorsichtige Wandel besteht darin, daß wir nicht als die Unweisen, als die Narren und Toren, durchs Leben gehen, sondern als die Weisen. Zwei Tempel stehen von altersher in der Menschheit aufgerichtet und ragen mit ihren Kuppeln über die Häupter der kleinen Erdensöhne empor. Der eine ist im vornehmsten, einfachsten Stile gehalten; er verschmäht jeden Prunk und alles Ornament, aber sein Dach wird von Säulen reinsten Marmors getragen, seine Wände fügen sich ohne sichtbares Band zur festen Einheit aneinander, und über seiner Pforte steht unaufdringlich eingemeißelt das Wort „Sapientia". In ihm thront die Weisheit, die Gottestochter, die der Allmächtige schuf als den Anfang seiner Wege, die ihm als Werkmeisterin zur Seite war, ganz Entzücken Tag für Tag, spielend geschäftig auf dem Erdenrund, und hatte ihr Entzücken an den Menschenkindern. — Der andere Tempel protzt und prahlt in prunkender Pracht. Aus gebackenen Steinen baut er sich auf, blendendes Blech überkleidet die Mauern, grelle Bilder der Lust decken die Wände, — und über dem Eingang prangt weithinleuchtend, wie aus brennenden Buchstaben gefügt, das Wort „Stultitia". Hier haust die Torheit, die Erzeugte der Nacht, und ruft: Wer einfältig ist, kehre hier ein! Gestohlenes Wasser ist süß, und heimliches Brot schmeckt lieblich. Leeret meinen Becher,

berauscht euch an meinem Trank, wiegt euch ein in holdes Vergessen!

Wenn die Menschenkinder wüßten, was in dem Hause der Torheit ihrer wartet, so würden nicht so viele eintreten, um schließlich arm am Beutel, krank am Herzen wieder hinausgeworfen zu werden. Aber das ist nun einmal des Menschen Verhängnis, daß er die Folgen seiner eigenen Narrheit nicht übersieht und daß er's nicht glauben will: Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang. Deshalb wollen wir uns in dieser Morgenstunde alle von der göttlichen Weisheit einladen lassen, von welcher die Schrift sagt, daß sie keusch ist, friedsam und gelinde, läßt sich sagen, ist voller Barmherzigkeit, unparteiisch und ohne Heuchelei. Wohl dem Menschen, der ihr gehorcht, so daß er Tag für Tag an ihren Türen wacht und hütet die Pfosten ihrer Tore. Wer sie findet, der findet Leben; wer sie aber verfehlt, der frevelt gegen sich selbst; alle, die sie hassen, wollen den Tod. Ihr Anfang ist Gottesfurcht, ihr Ende Erkenntnis des Ewigen. Bist du weise, so bist du dir zu gut weise; bist du aber ein Spötter, so wirst du allein es tragen.

Es gibt eine alte Sage von dem Stein der Weisen, welcher den Urstoff aller Stoffe enthalten und die Kraft besitzen sollte, unedle Metalle in Gold zu verwandeln und so die Menschen zu beglücken. Noch heute suchen viele in ihrer Torheit nach ihm. Er existiert auch wirklich, aber er ist kein Mineral, sondern eine Pflanze, kein Zaubermittel, sondern eine Gotteskraft. Sie liegt in dir selbst, in deinem Willen, in deinen selbstlosen Entschlüssen, in deiner Treue und Liebe, in deinem Vertrauen und deiner Beständigkeit. Ununterbrochen setzt sie unbewußtes Leben in bewußtes um, gibt dir ein Auge nach dem andern für dich und deine Umgebung, für deine Welt und deinen Gott und lehrt dich vorsichtiglich wandeln.

Wenn wir das Treiben überschauen, das in diesen Tagen sich wieder in unserer Stadt entfalten wird, dann sehen wir die Weisheit ihr Haupt verhüllen und die Torheit ihre Glieder entblößen. Ich richte nicht und verdamme niemanden.

> Sehe jeder, wie er's treibe,
> Und wer steht, daß er nicht falle.

Die Freuden der Menschen sind nicht alle gleich. Aber wenn ich als denkender Mensch in dieses gedankenlose Toben hineinblicke, dann fällt mir doch das Wort des Mephisto ein:

> Den Teufel spürt das Völkchen nie,
> Und wenn er sie beim Kragen hätte.

Es ist das törichte Völkchen, welches über die nächsten Stunden nicht hinausblickt, während ein weises Menschenkind von der Gegenwart aus die Zukunft schafft. Warum hat uns Gott den Verstand gegeben, warum uns die Kraft verliehen, unser Schicksal im Bunde mit ihm selbst zu gestalten? Doch nur, damit wir zugreifen, damit wir bilden, prüfen und zurichten, in der Erscheinungen Flucht das Bleibende finden, durch Menschenseelen und Menschengeschicke hindurch in Gottes Angesicht schauen und in seinen Augen lesen. Drum sehet zu, daß ihr vorsichtig wandelt, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen.

Und schickt euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit. Was heißt denn „böse Zeit"? Die Zeit ist für dich nur dann böse, wenn du sie nicht mehr zu beherrschen vermagst, wenn sie dich in ihren Strom nimmt und dich fortreißt. Und würdest du von den rollenden Wogen der Zeit auch zu hohem Wohlstand getragen, — solange du selbst diesen Wohlstand nicht trägst, sondern er dich, so lange ist es böse Zeit. Du gibst die Zügel deines eigenen Wesens aus der Hand an eine fremde, blinde Macht, du schickst dich in jenem häßlichen Sinne in die Zeit, daß du sie über dich gebieten lässest, aber nicht in dem Sinne, daß du sie dir

dienstbar machst und dir auch aus widrigen Schicksalen die Kräfte sammelst, welche dir und deinen Nächsten ein Heil werden können. Drum schickt euch in die Zeit nicht als Asketen und Murrende, die sich zurückziehen vom Webstuhl der Zeit, sondern als fröhliche, dankbare Gotteskinder, die zu allen Zeiten die Fußtapfen des himmlischen Vaters über den Ackerboden der Welt hin eingedrückt sehen und darum diesem Vater vertrauen, sich ihm weihen und opfern, damit er in jeglicher Zeit, sei sie gut oder böse, in uns und durch uns wirke und seinen Tempel baue.

Ja, werdet nicht unverständig, sondern verständig, was da sei des Herrn Wille. Des Herrn Wille ist nicht zu allen Zeiten und für alle Menschen derselbe. Man hat von den zehn Geboten gesagt, sie seien die Uroffenbarung Gottes. Dahinter möchte ich ein Fragezeichen setzen. Die Uroffenbarung Gottes redet in anderen Lauten, — in Lauten, die sich nicht in menschliche Sprache fassen lassen, die man nicht mit Buchstaben auf Tafeln schreiben kann. Die Uroffenbarung Gottes sind die gewaltigen Mächte der Natur: der Sturm in seiner Kraft, das Erdbeben mit seiner Zerstörung, des Feuers schaffende oder vernichtende Stärke, der blaue Himmel über uns, die Sonne, die uns bescheint, Mond und Sterne, die uns leuchten. Daran haben die Menschenkinder zuerst buchstabiert und den Namen eines Gottes sich zurechtgelegt. Für Gebote, wie die bekannten zehn, war die Menschheit erst viel später reif. Sie setzen bereits eine gewisse Kultur voraus: Zeiteinteilung, Eigentum, Familienleben, Rechtsschutz usw., — sie sind zusammen mit ähnlichen Gesetzen anderer Völker der Fußboden für eine höhere Etage im Wohnhaus der Menschheit; aber was heute für uns in jedem einzelnen Falle der Wille Gottes sei, können wir aus ihnen, wie überhaupt aus geschriebenen Geboten, nicht erkennen. Sie haben es mit allgemeinen Regeln für teilweise vergangene Ver-



hältnisse zu tun, nicht aber mit persönlichen Pflichten und originellen Lebenslagen. Deshalb müssen wir einen andern Weg betreten.

Am deutlichsten offenbart sich Gottes Wille in dir selbst. Da gibt's eine unaufhörlich redende Offenbarung. Freilich gehört ein geschärftes Ohr, das Gehör des Geistes und der Wahrheit, und ein verständiger Sinn dazu, um zu verstehen, wie und was Gott zu dir spricht. Ist dies Gehör und dieser Sinn vorhanden, dann hörst du ihn sagen: schäme dich! oder: freue dich! oder: komm zu mir, gehe weg, gib dich mir, halte an dich, brenne, bleib kalt, lauf, stehe still! All diese Einzeltöne klingen aber schließlich zu Einem Akkord zusammen, der lautet: liebe, opfere dich! Darum frage ihn: Herr, wo hast du am meisten Arbeit für mich? wo kann meine Seele glühen, wo kann ich mein Leben verlieren, um es reiner und stärker wiederzufinden? Dann zeigt er dir den Weg dazu, erleuchtet deinen Verstand, stählt deinen Willen, erwärmt dein Herz. Nun fürchtest du keine Schweißtropfen, keine Träne mehr; nun ist dir die Welt die Werkstatt seines Geistes, die heilige Arena, wo dem die Palme winkt, der ruhelos dem Frieden nachjagt, um ihn an die Ruhelosen zu verschenken.

Derb klingt allerdings in diese Seelenstimmung die Mahnung des Apostels: Saufet euch nicht voll Weins, daraus ein unordentlich Wesen folgt, sondern werdet voll Geistes. Aber sie hat die gute Wirkung, uns auf dem Boden der Wirklichkeit, auf welchem alles Göttliche sich zu bewähren hat, festzuhalten und zu orientieren. Soll ich diese Mahnung zu einer Bußpredigt gegen diejenigen ausspinnen, welche sich dem Trunke ergeben haben? Ich glaube, es sind wenige hier, auf welche eine solche Predigt passen würde. Aber in Gefahr stehen wir in dieser Beziehung alle, und deshalb erlaubt mir, euch freundlich zu schützen vor einem unvorsichtigen Wandel. Weder durch

die zahllosen Kriege, welche die Weltgeschichte kennt, noch durch die grausamsten Krankheiten, Schwindsucht, Krebs u. a., sind in der Menschheit solche Verwüstungen angerichtet worden wie durch die Unmäßigkeit im Trinken. In England fand man vor einigen Jahren im Flusse Mersey den Leichnam eines jungen Mannes und in dessen Kleidertasche einen Zettel mit den Worten: „Stellt keine Nachforschungen über meine Person an. Ich ende als Opfer der Trunksucht. Mein Leben ist nutzlos verloren." Da das Gericht den Fund der unbekannten Leiche veröffentlichte, erhielt es über 200 Briefe von besorgten Eltern, welche ein solches Ende für ihre verschwundenen Söhne befürchteten. — Wieviel bitteres Herzeleid offenbarten wohl diese 200 Briefe!

Auch in diesen Tagen wird man in Köln wieder der Unmäßigkeit frönen; es werden viele Menschen betrunken nach Hause kommen. Vielleicht geschieht's nur dies einzige Mal im Jahre, aber scheußlich ist's doch. Ein betrunkener Mensch! Ich will noch lieber einen sehen, der sich von seinem Jähzorn hinreißen läßt; es liegt wenigstens etwas Kraftvolles darin, wenn's auch rohe Kraft ist. Aber ein betrunkener Mensch, — ein Mensch, der von einem Bürgersteig zum andern taumelt, der nicht mehr allein die Treppe zu seiner Wohnung hinaufgehen kann, der nur noch mit schwerer Zunge zu lallen vermag, lallen wie ein unmündiges Kind, der ist ein Ekel und Abscheu. Unter die Stufe des Tieres ist er hinuntergesunken, denn niemals betrinkt sich das Tier. Drum sauft euch nicht voll Weins, daraus ein unordentlich Wesen folgt, sondern werdet voll Geistes.

Der Wein kann allerdings den Geist anregen. Solange der Mensch den Wein beherrscht, kann dieser ihm ein guter Freund sein. Sagt doch der Psalmist: Der Wein erfreut des Menschen Herz. Und wie manchem Alten und Schwachen ist ein gutes Glas Wein schon ein Labsal gewesen, das ihm wieder neue Kräfte zugeführt hat. Alle Gabe Gottes

kann uns ein Segen oder Fluch werden, je nachdem wir uns dazu stellen. Aber es ist nur ein Scherz, daß uns der Wein voll Geistes machen könne. Der Strom des Geistes fließt aus andern Quellen. Das Wort ist der goldene Becher, ist die heilige Schale, worin die belebende Flut des Geistes uns dargereicht wird. Daraus müssen wir trinken, wenn wir innerlich voll neuer Regungen und Gedanken, voll Glauben und Hoffnung werden wollen. Ich denke dabei nicht nur an das Bibelwort. Gott sei Dank, daß er seine Offenbarung weit hat hinausströmen lassen über die Grenzen eines gebundenen Buches. Zu allen Zeiten hat er durch Menschen zu uns geredet, und wir kennen außer der heiligen Schrift noch viele heilige Schriften, lautere Quellen göttlichen Geistes.

Wenn die Menschen sich doch daran gewöhnen wollten, aus diesem lebenden Brunnen Erholung und Erquickung der Seele zu trinken! Wenn sie doch nicht stundenlang in Wirtshäusern und beim Kartenspiel die kostbare Zeit totschlagen, sondern dafür mehr Bücher, gute Bücher lesen wollten! Viel, viel eifriger, als es im allgemeinen geschieht, müßten die Menschen lesen. Warum hat denn Gott die vielen tüchtigen Schriftsteller werden lassen? Warum hat er uns denn eine so große Menge edler Dichter und tiefer Denker an die Seite gestellt? Sie wollen weniger erhoben und umso mehr gelesen sein. Schon die Schule muß die Freude an unserer Literatur in uns wecken. Darum darf sie die Schriftsteller im Unterricht nicht grammatisch zerfasern, sondern muß die Schüler in das Verständnis ihrer Gedanken einführen. Welten sollen sich vor dem Lesenden und Lauschenden auftun, mit geistigen Wirklichkeiten soll er vertraut werden, er soll das Land entdecken, das ihm so nahe und doch oft so ferne liegt: die eigene Seele. Dadurch werden wir geübt, die seichte und oberflächliche Ware vom gediegenen Gut zu unterscheiden und uns eingehend mit

wichtigen, ernsten und großen Gedanken zu beschäftigen. Das Lesen der Zeitungen ist ja gewiß nicht zu entbehren, aber einseitig betrieben zerstreut und zersplittert es auf die Dauer die Kräfte, welche gesammelt und vereinigt werden sollten. Darum immer wieder hin zu den Büchern, hin zu den Werken der Heiligen und Herrlichen im Lande, von denen ich euch kürzlich predigte, damit sie unsere persönlichen Freunde und Erzieher werden.

Mit dieser Absicht auf das Persönliche lies auch die Bibel. Nicht nur, **was** da gesagt ist, beschäftige dich, sondern auch, **wer** es sagt. Dann verliert das Bibelwort allmählich das Lehrhafte, das Dogmatische, was ihm durch die Jahrhunderte mißverständlicherweise angehängt und aufgebürdet ist, und gewinnt dagegen wieder den belebenden Charakter des ursprünglichen, ohne Absicht aus dem Herzen quellenden Zeugnisses und Bekenntnisses einer persönlichen Überzeugung und Erfahrung, eines inneren Erlebnisses.

Gestern brachte mir ein junger Freund seine erste wissenschaftliche Arbeit, auf Grund deren er den Doktortitel erworben hat. Ich hatte leider keine Zeit, das ganze Büchlein zu lesen, aber welchen Fleiß, welch vielseitiges Einzelstudium setzen schon die ersten 12 oder 15 Seiten voraus. Das lobe ich mir, wenn so ein junger Mensch all seine freien Stunden darauf verwendet, sich geistig zu bilden, seinen Gesichtskreis zu erweitern und sein Wissen zu bereichern. Wie schön ist das! Unvergängliche Güter speichert man da auf, gerade in der Jugendzeit, wo der Sinn noch so frisch und empfänglich ist. Wir begreifen leicht und behalten noch gut. Dagegen beobachten wir mit Schmerzen, daß viele unserer Jünglinge und jungen Mädchen ihre Zeit mit den nichtigsten Dingen vertändeln. Sie gehen verständnislos, ja spottend an den reich sprudelnden Quellen des Geistes vorüber, die Gott unserm Volk

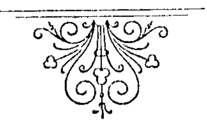
aufgetan hat. O werdet voll Geistes, ihr lieben Freunde alle, und wo er sich regt, da dämpft ihn nicht. Der Geist ist die einzige Großmacht in dieser Welt, die alles überwindet, aber von niemandem als vom Geiste überwunden wird.

Dann könnten wir auch dem Herrn singen und spielen in unserm Herzen; dann würde uns auch die Religion ein Leben im Geist, eine Geistesfreude werden. Unser ganzes inneres Leben würde auf einen andern Grundton gestimmt sein: auf den Grundton der Gottesnähe, der siegenden Kraft, die sich über alle Trägheit und Hemmung des Fleisches emporringt; auf den Grundton der Demut, daß wir uns untereinander achten in der Wertschätzung der Seelen, daß einer den andern höher hält wie sich selbst, daß wir uns Erlöser und Erretter werden — Erretter, die sich die Hand reichen, die Wankenden stützen und die Versinkenden wieder emporziehen zum Wandel im Geist. Welch eine herrliche Menschheit, welch eine liebliche Gemeinde der Gotteskinder, die also vereinigt wären im Geiste Jesu Christi.

Das ist der vorsichtige Wandel, von dem unser Texteswort spricht. Es ist kein ängstlicher Wandel, als ob man auf Eiern ginge; es ist auch kein heuchlerischer Wandel, der sich ein paar gute Werkchen als Mäntelchen umhängt, sondern ein frischer, energischer Wandel, so wie ihn der Bergsteiger übt, wenn er einen Gipfel erklimmen will. Da muß er vorsichtig sein, weder zur Rechten noch zur Linken darf er von dem schmalen Pfad abweichen, der allein ihn auf die Höhe führen kann. Aber gerade in dieser Vorsicht kommt über ihn ein getroster Mut, eine freudige Zuversicht. Er weiß, er ist auf dem richtigen Wege. Und wenn er dann droben steht, liegt ihm die Welt zu Füßen, und der ganze weite, prächtige Horizont öffnet sich vor ihm. Er freut sich des Sonnenlichtes und des Himmelsglanzes,

und dankt seinem Gott, der ihn so frei und groß gemacht hat.

So wollen auch wir wandeln, vorsichtig wandeln, nicht nur immer weiter, sondern auch immer höher, Gott immer näher, immer völliger hinein in die Tiefen des Geistes, immer freudiger empor auf die Höhen der Liebe. Amen!



Jesus auf seinem Todesweg.

Passionszeit.

Markus 14, 22—42.

Am Abend kam Jesus mit den Zwölfen, und indem sie aßen, nahm Jesus das Brot, dankte und brach's und gab's ihnen und sprach: Nehmet, esset, das ist mein Leib. Und er nahm den Kelch und dankte und gab ihnen den, und sie tranken alle daraus. Und er sprach zu ihnen: Das ist mein Blut des neuen Testaments, welches für viele vergossen wird. Wahrlich, ich sage euch, daß ich hinfort nicht trinken werde vom Gewächs des Weinstockes bis auf den Tag, da ich es neu trinke in dem Reich Gottes. Und da sie den Lobgesang gesprochen hatten, gingen sie hinaus an den Ölberg. Und Jesus sprach zu ihnen: Ihr werdet euch in dieser Nacht alle an mir ärgern. Denn es steht geschrieben: Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe werden sich zerstreuen. Petrus aber sagte zu ihm: Und wenn sie sich alle ärgerten, so wollte doch ich mich nicht ärgern. Und Jesus sprach zu ihm: Wahrlich, ich sage dir, heute in dieser Nacht, ehe denn der Hahn zweimal kräht, wirst du mich dreimal verleugnen. Petrus aber redete noch weiter: Ja, wenn ich auch mit dir sterben müßte, wollte ich dich nicht verleugnen. Desselbigen gleichen sagten sie alle. Und sie kamen zu dem Hofe mit Namen Gethsemane. Und er sprach zu seinen Jüngern: Setzt euch hie, bis ich hingehe und bete. Und nahm zu sich Petrus und Jakobus und Johannes, und fing an zu zittern und zu zagen, und sprach zu ihnen: Meine Seele ist betrübt bis an den Tod, bleibet hie und wachet. Und ging ein wenig fürbaß, fiel auf die Erde und betete, daß, so es möglich wäre, die Stunde vorüberginge; und sprach: Abba, mein Vater, es ist dir alles möglich, überhebe mich dieses Kelchs; doch nicht, was ich will, sondern was du willst. Und kam und fand sie schlafen. Und sprach zu Petrus: Simon, schläfst du? Vermochtest du nicht, eine Stunde zu wachen? Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Und ging wieder hin und betete und sprach dieselbigen Worte. Und kam wieder und fand sie abermals schlafend; denn ihre Augen waren voll Schlafs, und wußten nicht, was sie ihm antworteten. Und er kam zum dritten Male und sprach zu ihnen: Ach, wollt ihr nun schlafen und ruhen? Es ist genug, die Stunde ist kommen. Siehe, des Menschen Sohn wird überantwortet in der Sünder Hände; steht auf, laßt uns gehen; siehe, der mich verrät, ist nahe. —

Der eben verlesene Text zeigt uns den Herrn Jesus auf seinem Todesweg. Das ist uns ein wohlbekanntes Bild. Viele denken, wenn sie sich Jesum vorstellen, überhaupt nur an seinen Tod und über diesen hinaus. Man pflegt von ihm als dem Gekreuzigten und Auferstandenen zu reden und glaubt, diese Worte schlössen die ganze Lebens- und Liebesfülle Jesu in sich. Auch das sogenannte apostolische Glaubensbekenntnis macht einen Sprung von Jesu Geburt unmittelbar auf seine Kreuzigung und seinen Tod, als ob das, was dazwischen liegt, keine Bedeutung habe. Ja, schon bei Paulus finden wir einen Anfang dieser Anschauung. Paulus erwähnt keinen einzigen Ausspruch Jesu, er redet nicht von seinem Leben, häufig dagegen von seinem Tode und seinem Wiederauferstehen; wohl von seinem Leben in und über der Gemeinde, aber nicht von seiner geschichtlichen Existenz.

Ist es denn berechtigt, daß wir Jesu Tod höher stellen als sein Leben? Ich meine, beides müßte gleichgestellt werden, denn Jesus ist nicht in die Welt gekommen, um zu sterben, sondern zunächst, um zu leben, und aus seinem Leben hat er uns einen ebenso großen Segen zurückgelassen wie aus seinem Tode.

Wie kam denn Jesus auf den Todesweg? Hat er schon bei seinem öffentlichen Auftreten an einen frühen Tod gedacht? Ich glaube nicht. Betrachtet die ersten Monate seines Wirkens: Wie lebensfroh wandert er durchs Land, welche Freude am Dasein pulsiert in seiner Predigt, die ganz auf die Wirklichkeit gerichtet ist, auf diese Welt, wo er die Kinder Gottes zu einem Reiche Gottes sammeln will. Als er an den Ufern des Sees Genezareth seine Jünger um sich schart, ist er glücklich wie ein Vater in seiner Familie. Noch kein Schatten fällt auf dies sonnige Bild seiner ersten Wirksamkeit. Aber es dauert nicht lange, da steigen schon die Wolken auf. Er ahnt in seiner feinempfindenden Seele, daß

er sein Ziel so, wie er sich's gedacht, nicht erreichen werde. Er merkt, daß er auf einen bewußten Widerstand stößt, daß gerade diejenigen, welche mit ihm die Sache Gottes hätten in die Hand nehmen sollen, die geistlichen Führer des Volks, ihm entgegenarbeiteten. Dazu kam der Tod Johannes des Täufers, — ein deutlicher Fingerzeig für Jesus, ein memento mori. Des Täufers Mörder, Herodes, erkundigte sich auch nach ihm. Es ist im Morgenlande nicht gut, die Aufmerksamkeit des Herrschers zu erregen, namentlich nicht für einen beim Volke beliebten Mann. So zieht sich Jesus vorerst an den Libanon zurück, in die Gegend, wo ihn das heutige Evangelium*) uns zeigt. Hier ist es ihm in der Stille des Verkehrs mit seinen Jüngern klar geworden, daß er vor der Zeit sterben müsse, und von diesem Augenblicke an hat er seine Todesgedanken den Freunden mitgeteilt.

Es ist begreiflich, daß die Jünger solche Worte nicht verstanden. Petrus fährt ihn an und ruft: Das widerfahre dir nicht! Aber einen Satan nennt ihn darauf der Herr. Jesus will nicht mehr in trügerischen Optimismus zurückgelockt werden. Er hat bereits verzichtet, hat sich mit dem Gedanken eines gewaltsamen Endes vertraut gemacht und möchte den schweren Kampf nicht noch einmal durchkämpfen. Petrus will Jesu Angesicht der Hoffnung und dem Leben zuwenden, während er es dem Tode zugekehrt hat. Darum zieht er hinauf nach Jerusalem. Dort saßen die Hohenpriester und Schriftgelehrten auf Mosis Stuhl, dort will er die Entscheidung herbeiführen. Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert um des Evangeliums willen, der wird's finden, — mit diesem Wahlspruch tritt er seinen Todesweg an. Er geht ihn nicht wie ein Lamm, das sich willenlos zur Schlachtbank führen läßt, sondern im Gegenteil wie ein Held, der ganz genau weiß,

*) Mark. 8, 27—30.

was er will, und der sich durch keine Rücksicht bestimmen läßt, seinen einmal gefaßten Entschluß wieder aufzugeben.

Wir aber wollen unserm Helden im Geiste nachfolgen auch in dieser Passionszeit wieder, und wollen heute mit solcher Nachfolge den Anfang machen. Jesus auf seinem Todesweg — sei der Gegenstand unserer Betrachtung. Der Evangelist malt uns zwei Bilder:

1. das letzte Abendmahl des Herrn Jesus und
2. seinen Kampf in Gethsemane.

Wenn wir vom Abendmahl eine richtige Vorstellung gewinnen wollen, müssen wir uns über die Bedeutung des Todes Jesu klar zu werden versuchen; denn Jesus hat am Abendmahlstisch nicht gelegentlich von seinem Tod gesprochen, sondern hat die Darreichung des Brotes und des Weines mit seinem Tode in Gedankenverbindung gebracht. Worin liegt die Bedeutung des Todes Jesu? Darauf gibt es verschiedene Antworten.

Einige meinen, daß dieser Tod für Gott eine Notwendigkeit gewesen sei. Ohne den Tod Jesu, der sich als der Unschuldige für die Schuldigen geopfert habe, könne Gott der Menschheit nicht gnädig sein und sein Zorn nicht abgewandt werden. Dieser Tod habe also in dem Verhalten Gottes zur Menschheit einen Wechsel herbeigeführt, habe Gott gleichsam umgestimmt. Das heißt aber nicht christlich, sondern jüdisch von Gott denken. Damit wird Gott unter das von Jesus verworfene Wort gestellt: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Das Unrecht muß durch Opfer gut gemacht werden, und solches Opfer wird hier nicht als freie sittliche Tat gefaßt, sondern als juristische Notwendigkeit, als Forderung des Rechts. Diese jüdische Anschauung hat in der alten Christenheit Raum gewonnen und sich in der bekannten Lehre von der durch Christus geleisteten Stellvertretung und Genugtuung Gott gegenüber weitergebildet. Im 13. Jahrhundert erhielt diese Lehre ihre endgültige Fassung,



wurde dann von den Reformatoren übernommen und gehört noch heute, wenn auch etwas abgeschwächt, zum Dogmenbestand der evangelischen Kirche.

Jesus steht ihr fern. Jesus sagt von dem Zöllner im Tempel: Er ging hinab gerechtfertigt in sein Haus. Warum? Weil er an seine Brust geschlagen und gesagt hatte: Gott sei mir Sünder gnädig! Im Gleichnis vom Schalksknecht erläßt der Herr dem Knecht eine unendlich große, für denselben unbezahlbare Schuld. Warum? Weil der Knecht ihn bittet. In der Erzählung vom verlorenen Sohn nimmt der Vater den Wiederkehrenden mit Freuden an sein Herz und in sein Haus. Warum? Weil der Sohn in sich gegangen ist, weil er spricht: Ich bin nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße. Dem Gichtbrüchigen ruft Jesus zu: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben. Seine Jünger lehrt er beten: Vergib uns unsere Schuld; und macht die Erfüllung dieser Bitte davon abhängig, daß auch wir unsern Schuldigern vergeben. In der Bergpredigt sagt er: Mit dem Maß, womit ihr eurem Nächsten zumeßt, wird Gott auch euch zumessen.

Das sind Jesu Gedanken über das Verhalten Gottes dem Sünder gegenüber. Daraus geht eins ganz klar hervor: Bei Gott ist nach Jesu Meinung keine Umstimmung nötig. Gott ist auch vor Jesu Tod schon der Gütige, Väterliche, Treue. An der Sünde hat er kein Wohlgefallen, aber dem Sünder bewahrt er unverbrüchlich sein Wohlwollen, für ihn hat er das große, weite, offene Herz und die ausgebreiteten Arme. Schuldgefühl und Reue genügen ihm, darüber hinaus erwartet er keine Genugtuung mehr, am allerwenigsten das Opfer eines Unbeteiligten.

Wie sollte es auch anders sein? Kann Gott etwas werden, was er nicht schon war? Ruft doch schon der Fromme des alten Bundes ihn an als seinen Hirten, ja als den Vater, der sich über seine Kinder erbarmt, dessen Gnade

weit wie der Himmel sich ausbreitet über alle, die ihn fürchten. All diese betenden, glaubenden, hoffenden Menschen, und an ihrer Spitze Jesus selbst, hätten sich dann über Gott einer Täuschung hingegeben, sie hätten ihn für größer gehalten, als er war. Nein, Jesu Tod war für Gott keine Notwendigkeit.

Für uns aber ist er ein Segen. Jesu Tod ist nur im Zusammenhange mit seinem Leben zu verstehen, denn er ist die Besiegelung, die Vollendung seines Lebenswerkes; er ist das Bekenntnis: das, was ich gelebt habe, kann nicht untergehen, auch wenn ich sterbe. Wäre Jesus dem Tode ausgewichen, so hätte er sein Leben Lügen gestraft. Die Entwicklung der Dinge hatte sich derart zugespitzt, daß er seine Person einsetzen mußte, wenn seine Sache zum Siege geführt werden sollte. Nur das Evangelium von dem Helden und Märtyrer konnte sich die Welt erobern, ein Feigling wäre niemals als Auferstandener verkündigt worden. Das wäre nicht nur eine innere Unmöglichkeit gewesen, sondern es würden auch die Gegner diese Predigt gar bald der Lächerlichkeit preisgegeben haben, so daß sie hätte verstummen müssen. Der jähe Tod des Meisters rief die Anhänger auf den Plan, das Kreuz wurde das Panier ihres neuen Glaubens, an ihm entzündete sich ein religiöser Heldenmut ohnegleichen. Die Liebe und Anhänglichkeit, die sich in den letzten Wochen vor Jesu Tod scheu zurückgehalten hatte, umklammerte mit heiliger Inbrunst das Marterholz des Hingerichteten; der Name des Gekreuzigten wurde zum Symbol einer Erlösung, welche dem Tode die Macht nahm und dem Leben zum Siege verhalf. In der selbstlosen Hingabe der eignen Person an Jesu Reich und Gemeinde sah man fortan die höchste Bewährung christlicher Treue, das Opfer wurde die Krone des Lebens.

Der Opfergedanke ist durch Jesu Tod in seiner ursprünglichen Einfachheit wiederhergestellt. Im Opfer liegt

die Anerkennung, daß der Mensch Gott gehört, daß er ihm daher mit Leib und Seele zum Dienste verbunden ist. Dieses Verhältnis des Zwanges, der Gebundenheit, entkleidet sich im Opfer des gesetzlichen Charakters und tritt als Selbstgewolltes, als sittliche Tat ans Licht. Jesu Leben ist dafür ein deutlicher Beweis. Schon als er aus dem Elternhause in Nazareth schied, weil er es nicht übers Herz bringen konnte, den Willen der Mutter zu erfüllen, gehörte er seinem himmlischen Vater, der ihn rief und hinaustrieb in sein heilsbedürftiges, hungerndes Volk. Und als er nun dieses Volk von sich abfallen, als er sehen mußte, wie gerade die am höchsten geehrten Autoritäten seiner Zeit, die Hohenpriester und Schriftgelehrten, ihn einen Gotteslästerer schalten, wie seine Lieblinge ihn mit Füßen traten, ein Judas ihn verriet, ein Petrus ihn verleugnete, wie alle ihn verließen und flohen und niemand in seiner letzten Stunde bei ihm ausharrte, als einige verschüchterte Seelen mit ihrer stummen Teilnahme, da kam es über ihn mit Himmelsgewalt: fest, unzerreißbar fest an Gott gekettet, dem er sich opferte, ließ er trotzdem die Menschen nicht los und versöhnte in seinem gottinnigen, menschenliebenden Herzen die feindlichen Mächte, die sich scheinbar unversöhnlich gegenüberstanden. So ist sein Tod ein Triumph des Glaubens, daß Gott und Menschheit zusammengehören, wie weit sie auch oft bewußt oder unbewußt sich voneinander trennen; und darin liegt der Segen, das Heil dieses Todes für alle, die solche Versöhnung in sich selbst vollziehen möchten.

Gehen wir nun zur Betrachtung des heiligen Abendmahls über. Von unserer Auffassung des Todes Jesu fällt natürlich ein anderes Licht auf diese Feier, als die Kirchenlehre darauf fallen läßt. Sie war improvisiert, aus dem Bedürfnis des Augenblicks geboren. Jesus hatte sich nicht vorgenommen, ein Sakrament zu stiften; er hat nicht daran gedacht, einen Gebrauch einzusetzen, der gleichsam als Ein-

gangspforte dienen sollte zu seinem Reich. Er saß mit seinen Jüngern beim Osterlamm und fühlte in lebhafter Vorahnung der kommenden Ereignisse das Weh des Abschieds. Er hatte schon das Brot gebrochen, wie es nach alter jüdischer Sitte der Hausvater tat. Es waren auch schon zwei Kelche herumgereicht worden, wie das beim Passahmahl üblich war. Nun nahm Jesus das gebrochene Brot und sagte: Dies ist mein Leib, dann reichte er den dritten Kelch herum und sprach: Dies ist das Blut eines neuen Bundes, welches für viele vergossen wird. Und alle tranken daraus. Alle essen von dem einen Brote, alle trinken aus dem einen Kelche. Brot und Kelch aber werden ihm zum Sinnbild seines Leibes und Blutes, zum Sinnbild seiner Persönlichkeit, welche entschlossen ist, nach Gottes Willen in den Tod zu gehen und sich zu opfern. Wer ihn genießt, nimmt seinen Opfermut in sich auf, und dieser Opfermut des einen für den andern ist die starke Liebeskette, welche seine Jüngerschaft für immer aneinander und an ihn binden wird. Drum scheint mir Richard Wagner in seinem Parsival den Gedanken Jesu richtig gedeutet zu haben, wenn er bei der Abendmahlsfeier der Gralritter die Worte sprechen läßt:

Nehmet vom Brot,
Wandelt es kühn
In Leibes Kraft und Stärke;
Treu bis zum Tod,
Fest in Müh'n
Zu wirken des Heilands Werke.
Nehmet vom Wein,
Wandelt ihn neu
Zu lebensfeurigem Blute;
Froh im Verein
Brüdertreu
Zu kämpfen mit seligem Mute.



Diese Gedanken, welche einst an Jesu Abendmahlstisch ihn bewegten, sollten wir auch heute noch in den Vordergrund stellen. Warum meiden so viele, und oft gerade die Gewissenhaftesten, diese schönste Feier des christlichen Kultus? Weil sie nicht an ein Mysterium außerhalb ihrer Seele glauben können. Das Abendmahl ist aber weder ein solches Mysterium, noch hat es mit einem solchen zu tun. Seine Feier fordert von niemandem das Opfer der Vernunft; sie setzt weiter nichts voraus als ein Herz voll Liebe zu den Menschen und voll Dankbarkeit für das, was Jesus uns ist, was er uns hinterlassen hat und heute noch gibt. Wer unter uns möchte sich nicht ein solches Herz voll Liebe wünschen? Wer möchte nicht gern im Geiste denen die Hand reichen, die mit ihm in der Nachfolge Jesu stehen? Das wäre eine Abendsmahlsfeier, herrlich wie einst, wenn wir alle diesen Jesus tatsächlich in uns aufnähmen, von seinem Geiste uns speisen, von seiner Liebe uns tränken ließen; wenn keines mehr einsam seine Tränen weinen müßte, keines mehr unter seiner Bürde zusammenbräche, sintemal die andern neben ihm stehen und ihm die Last abnehmen! Dann wäre unser ganzes Christenleben eine ununterbrochene Kommunion in der Tat und Wahrheit, und unsere kirchliche Feier würde uns ein schönes Symbol dieser außerhalb der Kirche vorhandenen Wirklichkeit werden.

Wie die Sache aber heute steht, ist es leider fast umgekehrt. In der Gemeinde fehlt der Geist der Abendmahlsgemeinschaft, und ich glaube nicht, daß er dadurch in die Menge hineingetragen wird, daß wir ihn dann und wann am Altar pflegen. Solange wir Jesu Gedächtnis nur im Gotteshause feiern, ist es ein schwindsüchtiges Gewächs, das vielleicht den einzelnen hier und da erquickt, aber nie die Masse zu kräftigen vermag. Erst wenn dein ganzes Leben ein Gedenkstein dessen geworden ist, der einst in schwerer Stunde sich selbst seinen Jüngern gab, wirst du ein Gast

an deines Gottes Tisch, der nicht bloß sich, sondern auch seine Tischgenossen sättigt; erst dann erfährst du, was es heißt: Gehe ein zu deines Herrn Freude. Für Jesus war es die letzte Freude, daß er seine Getreuen noch einmal um sich hatte. Möge es unseres Lebens dauernde Freude bleiben, daß die noch bei uns sind, für welche wir leben dürfen, und daß wir in solchem Leben die Entschlossenheit gewinnen, für sie zu sterben — täglich zu sterben —, indem wir uns vergessen und verlieren, um sie zu erhalten, zu bereichern, zu segnen und in die Gemeinschaft Gottes hineinzutragen.

Das ist die wirksamste Verwertung der Abendmahlsgedanken, wie sie unser Text in seiner Schlichtheit uns nahelegt. Was will demgegenüber der Streit um die Abendmahlslehre besagen? Lassen wir doch endlich einmal diese Dinge beiseite! Halten wir uns doch an das Leben, an die Wirklichkeit, aber nicht an Worte! Dann könnte die Abendmahlsfeier wieder ein Triumph der Liebe Christi werden, verständlich für jeden, der die Treue zu schätzen weiß.

Nachdem sie den Lobgesang gesprochen, gehen sie hinaus an den Ölberg und kommen in den Garten Gethsemane. Ihr kennt alle die erschütternde Geschichte: Jesus fängt an zu zittern und zu zagen, und seine Seele ist betrübt bis in den Tod. Wir verstehen ihn, denn wir haben keinen Halbgott vor uns, der lächelnd über den Staub der Erde dahinschwebt, sondern einen Menschen, dem der Tod ebenso grausig entgegentrat, wie er uns entgegentritt. Wie wir leiden, litt auch er; der Menschheit Jammer faßte ihn an, wie er auch uns in dunkeln Stunden anfaßt. Unsern Bruder sehen wir vor uns, wie er niedersinkt in den Staub. Drum erleben wir auch seine Worte: Ach, Vater, es ist dir alles möglich, überhebe mich dieses Kelches.

Hast du nicht auch schon so in Angst und Not vor deinem Gott gelegen? Wenn dein Herz blutete, wenn dir Gott mit

seiner gewaltigen Hand die Seele zerriß und dich in des Todes Staub erniedrigte, — nicht wahr, da stieg dem Schicksal zum Trotz der unzerstörbare Rest des kindlichen Vertrauens aus der Tiefe der Seele empor; du klammertest dich an den großen, allgewaltigen Gott, der dich mit Füßen trat, und nanntest ihn dennoch deinen Vater! Es war der uralte Kampf zwischen Wollen und Sollen, zwischen Freiheit und Schicksal. Ach Vater, es ist dir alles möglich, — in diesen verlockenden Zufluchtsort, in dieses heilige Asyl barg sich deine bange Seele. Überhebe mich dieses Kelches, es ist mehr, als ich zu tragen vermag! O, seid ihr Menschen, dann fühlt ihr Jesu Not.

Aber konntet ihr denn auch Jesu Sieg erringen? Der Vater überhob ihn des Kelches nicht. Er sagte: Nein, du wirst ihn trinken, — nicht weil du ihn verdient hättest, sondern weil du ihn trinken wolltest; und was du willst, ernstlich willst, wirst du auch durchführen. Das ist der große Sieg, den Jesus errungen hat, der Sieg über sich selbst. Der Wille über ihm fließt mit dem Willen in ihm in eins zusammen: Nicht, was ich will, Vater, sondern was du willst.

Leicht ist es nicht, dem Herrn Jesus auf diesem Wege nachzufolgen. Den meisten ergeht es wie dem Petrus, Jakobus und Johannes in unserer Geschichte. Sie bleiben, wenn das Leid mit seinem ganzen Ernst auftritt, am liebsten in respektvoller Entfernung. Sie sind darum noch nicht hartherzige Menschen. Nein, sie meinen es gut mit denen, die ihre Tränen weinen müssen. Aber nur an sie selbst soll das Leid nicht herankommen: das widerfahre mir nur nicht! Sie schließen die Augen vor der harten Wirklichkeit und fangen an zu schlafen. Andere mögen für sie ringen und kämpfen. Über ein zärtliches Mitgefühl kommen sie nicht hinaus.

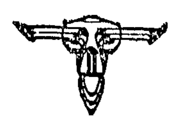
Aber wahrhaftig, das Schicksal fragt nach euren feigen Wünschen nicht. Es kommt, es kommt, wie ängstlich ihr auch davor zittert und zagt. Euch schlafenden Seelen, denen es

am heiligen Kampfes- und Leidensmut fehlt, euch rufe ich zu: Wie lange wollt ihr denn schlafen und ruhen? Wachet und betet, kämpft und ringt, daß ihr dem Feinde gewachsen seid, wenn er angreift. Der Geist ist wohl willig, aber das Fleisch ist schwach. Vielleicht hat der, welchen du auf dem Schlachtfeld im Stich lässest, so manche Nacht für dich gewacht; und nun kannst du nicht eine einzige Stunde mit ihm und für ihn wachen? Du hast noch nicht genug gerungen, hast dich selbst zu sehr geschont. Und doch lebst du nur, wenn du kämpfst; denn das Leben ist Kampf und an seinem Ende steht der Tod, meist als Feind, als letzter, grimmigster Feind, nur selten als Freund. Zittern und Zagen ist keine Schande, das hat Jesus auch getan, denn es ist menschlich; aber schlafen und ruhen, wenn die Posaune ruft, das ist Schaden an der Seele und Verrat an der großen Kampfes- und Leidensgemeinschaft der Menschheit.

Es ist ein Glück, daß Jesu Gebet in Gethsemane nicht „erhört" worden ist, denn dadurch ist Jesus erst in die Möglichkeit versetzt worden, seinen Sieg zu erringen. Die „Erhörungen" sind überhaupt ganz anders geartet, als die leidensscheuen Menschenkinder sich dieselben vorstellen und wünschen. Du bist nur ein einzelnes Glied an einem großen Leibe, und um eines einzigen Gliedes willen kann Gott, der für alle sorgt, seine auf das Wachstum des Ganzen abzielenden Ordnungen nicht ändern. Durch das Ganze sorgt er für den einzelnen. Drum warte nicht auf einen Wechsel der äußeren Verhältnisse, wie dringend du ihn auch wünschen magst, hoffe nicht auf Zeichen und Wunder, sondern vernimm Gottes Antwort in deiner Seele. Stehe vom Gebet so auf, wie Jesus in Gethsemane aufgestanden ist, voll neuen Mutes, nunmehr auch das Schwerste zu tragen. Das ist die wahre Gebetserhörung, die freilich nur dem zuteil wird, der sich entschlossen hat, ein Gotteskämpfer in der Nachfolge Jesu zu werden.

Traue dir selbst aber nicht zu sehr, auch wenn du einen Sieg errungen hast. Jesus geht dreimal hin und spricht dieselben Worte. In den Stürmen des Lebens ist es nicht anders. Der Kampf erzeugt bei manchem einen gewissen Heroismus, eine Begeisterung der Selbstverleugnung, so daß man in der Hitze des Gefechts Großes erreicht; aber man bleibt auf solchen Höhen nicht lange. Man muß wieder herunter. Die Wellen türmen sich aufs neue empor, vielleicht noch wilder und ungestümer als das erstemal. Dann gilt es, die Erfahrungen zu verwerten, die man zuvor gemacht; nicht zu vergessen, daß einmal schon der Sieg errungen ward und daß dem, der da hat, gegeben wird. Du gehst den alten Weg, du sprichst dieselben Worte, du arbeitest mit den gleichen Gedanken und Entschlüssen, aber du wirst höher hinaufgetragen als zuvor. Es kommt über dich die wonnige Erfahrung, daß du stärker geworden, du schaust von oben auf das tobende Meer, und schließlich lacht dir das Schäumen seiner Wogen ins Herz hinein wie dem wetterfesten Seemann, der sich in Stürmen am wohlsten fühlt.

Darum mit nach Gethsemane, und zwar vom Abendmahlstisch hinweg! Hand in Hand mit einander in die Kämpfe und Anfechtungen des Lebens hinein! Das ist Jesu Weg. Ein Todesweg zum Leben, ein Opfergang, ein Siegeszug! Nur wer sein Leben verliert, kann wahres Leben finden. Amen!



Der sterbende Jesus.

Passionszeit.

2. Kor. 5, 15.

Christus ist darum für alle gestorben, auf daß die, welche leben, hinfort nicht sich selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben ist.

Am vorigen Sonntag haben wir unsern Meister auf seinem Todesweg bis nach Gethsemane begleitet und waren Zeugen seines Zitterns und Zagens und wie seine Seele matt gewesen ist bis an den Tod. Von da an vollzieht sich das erschütternde Drama mit großer Beschleunigung. Judas verrät des Menschen Sohn mit einem Kuß. Die Häscher schlagen ihn in Bande, eine kurze Gegenwehr seiner Jünger ist vergeblich, Jesus weist sie selbst zurück. Noch in derselben Nacht wird er vor den hohen Rat gestellt. Nachdem man allerlei falsche Zeugen gegen ihn herbeigebracht, die seine Worte verdreht und zu seinen Ungunsten gewendet hatten, fragt ihn der Hohepriester, ob er wirklich der Sohn Gottes, d. h. der Messias, sei; und als er diese Frage bejaht, sprechen sie ihn des Todes schuldig. Da sie aber das Urteil nicht selber vollziehen können, so führen sie ihn zu dem Landpfleger Pontius Pilatus. Der hätte Jesus gern los gegeben, denn er findet keine Ursache des Todes an ihm; aber aus Furcht vor dem andrängenden Volke und vor dem Einfluß der Hohenpriester übergibt er Jesus den Händen seiner Feinde, und sie führen ihn hin, daß er gekreuzigt werde.

In diesen Wochen geht die Christenheit jenen Weg mit Jesus hinauf nach Golgatha. Auch wir stehen in dieser Morgenstunde an jener denkwürdigen, weltgeschichtlichen Stätte und blicken hin auf den sterbenden Jesus. Der

sterbende Jesus — sei der Gegenstand unserer Betrachtung. Vieles wäre darüber zu sagen. Wir wollen versuchen, in vier Fragen uns die wichtigsten Gedanken klar zu machen, die sich an den sterbenden Jesus knüpfen. Diese Fragen lauten:

1. Warum mußte Jesus sterben?
2. Wie ist er gestorben?
3. Wofür ist er gestorben?
4. Was ist die Frucht seines Sterbens?

Warum mußte Jesus sterben? Wir haben auf diese Frage schon vor acht Tagen vom Standort der evangelischen Berichte aus die Antwort gegeben. Heute wollen wir von einem allgemein geschichtlichen Gesichtspunkt aus zu antworten versuchen.

In der Geschichte der Religionen gehen zwei geistige Strömungen nebeneinander her. Wir können sie mit den Worten bezeichnen: Überlieferung und Fortschritt, oder auch: Buchstabe und Geist, Gegebenes und Werdendes, Festgelegtes und solches, was sich überhaupt nicht festlegen läßt. Diese beiden Strömungen laufen oft lange Zeit einträchtig nebeneinander her, so daß man kaum glauben sollte, sie seien verschiedener Art. Auf einmal aber tritt eine Krisis ein, und man entdeckt, daß in den scheinbar parallelen Richtungen entgegengesetzte Kräfte walten. Solch eine Entdeckung führt zu tragischen Konflikten, zu ernsten Kämpfen. Es sind die großen Zeiten, die Höhepunkte der Religionsgeschichte. Sie fordern Opfer, sie erzeugen Märtyrer. Ohne Märtyrer muß die Religion erstarren oder versumpfen, ohne sie gibt's keine Weiterbildung, kein Wachstum. Diese Märtyrer sind Propheten einer neuen Zeit, in ihnen sprudelt und lodert Gottes Geist; sie fühlen sich an keinen Buchstaben, an kein Gesetz gebunden. Der Löwe brüllt, sagt Amos, wer sollte sich nicht fürchten? Jehova redet, wer will da schweigen?

Wer tötet aber die Propheten? Nicht der Pöbel, — der wird nur als Werkzeug benutzt von klugen Hintermännern. Auch nicht die Stillen im Lande, — die erschrecken wohl in ihrer kleinen Welt vor solchen beherrschenden Geistern, aber im Grunde genommen verstehen sie dieselben nicht genügend, um sie zu fürchten. Nein, die Gerechten töten die Propheten, die Hüter der Frömmigkeit, die Wächter auf den Mauern Zions. So sehen wir es an Stephanus, an den Blutzeugen der ersten Christenheit, an einem Huß, Hieronymus, Savonarola, Servet, an den zahlreichen Opfern des Reformationsjahrhunderts. In ihnen allen lebte prophetischer Geist, und gerade die Vertreter der Ordnung haben das Urteil über sie gesprochen. So ist es auch bei Jesus gewesen. Der hohe Rat hat ihn nicht aus blindem Haß verdammt, sondern weil er sich sagte: Hier steht alles auf dem Spiel, was uns bisher heilig und ehrwürdig gewesen ist. Jesus muß sterben, damit nicht das ganze Volk verderbe. Eine heilige Fürsorge treibt also die Gerechten, die Propheten zu töten. Seltsamer Widerspruch der Weltgeschichte!

Die Propheten sind wie Sturmwinde. Man weiß nicht, von wannen sie kommen und wo die Wirkung ihres Geistes ein Ende finden wird. Vor Sturmwinden fürchten sich aber die meisten Menschen. Sie bedenken nicht, daß die Stürme nötig sind, um die verdorbene Luft zu reinigen, und daß ohne sie keine Kreatur auf Erden mehr atmen könnte. So ist es auch im geistigen Leben. Auch da müssen die Stürmer und Eroberer kommen, deren Ideen wie ein Orkan dahinbrausen und nicht darnach fragen, was unter ihrem Druck zusammenstürzt und was stehen bleibt. Weil aber die Gerechten sich zu Hütern des Bestehenden berufen fühlen, können sie mit den Sturmwinden nichts anfangen; sie müssen die Propheten töten.

Das Bessere ist immer des Guten Feind. Doch ist von einem zum andern oft ein weiter Schritt. Denn wer das

Gute besitzt, wiegt sich gar leicht in einen glücklichen Schlummer der Behaglichkeit ein. Darum muß dann und wann ein mahnender Rufer kommen, welcher die Schläfer aus ihrem Traum in den Kissen des Guten aufrüttelt, damit sie nicht vergessen, daß es über dem Guten ein Besseres gibt und daß, wenn dies erreicht ist, ein noch Besseres winkt. Wer sich aber in seinen Besitz verliebt hat, läßt nicht gerne davon; er wird zornig, wenn man ihm ansinnt, den Besitz auf seinen Wert zu prüfen; hält er ihn doch für unvergleichlich. Darum töten die Gerechten die Propheten. Die Gerechten fühlen sich als Beherrscher der Wahrheit, die Propheten aber als Kinder derselben. Die Gerechten wähnen, über der Wahrheit zu stehen und halten das, was andere vor ihnen erarbeitet haben, für ihr eigenes Werk. Die Propheten dagegen schauen ehrfurchtsvoll zu der Wahrheit auf als zu einem verschleierten Bilde und wissen, daß nie ein Mensch den Schleier vollständig lüften wird. Sie würden es für einen Frevel halten, die Wahrheit zu meistern, und sind zufrieden, wenn sie in stillem Entzücken ihren Kuß empfangen. Die Gerechten hantieren mit der Wahrheit wie mit einem fertigen Gesetz, die Propheten lassen sich von ihr überwältigen und folgen ihrem schöpferischen Wort.

Darum legen die Gerechten allen Wert auf die Konfession, auf die Lehre, auf das Besondere in Sitte und Gebrauch; die Propheten dagegen fragen nicht nach dem Dogma, sondern nach der Religion. Sie wissen, daß in allen Konfessionen die Religion das Wesentliche und Wertvolle ist, daß nicht die Form den Geist, sondern der Geist die Form erzeugt, und daß auch die ausgeprägteste konfessionelle Eigenart einen lebendigen Glauben nicht hervorbringen kann. Der quillt vielmehr aus den geheimnisvollen Tiefen des inneren Bedürfnisses, da der Mensch anfängt, sich nach Gott zu sehnen und ihn zu suchen. Darum sind alle Propheten Erlöser der Religion, Befreier der Himmels-

tochter aus den Banden der Satzung und des Buchstabens. Sie wirken und schaffen im Sinne des Goetheschen Wortes:

Wem zu glauben sei? Redlicher Freund, ich will es dir sagen:

Glaube dem Leben; das lehrt besser als Zeugnis und Buch. Ja, die Propheten glauben dem Leben, und daher den Zeugnissen und Büchern nur so weit, als dieselben von ihnen erlebt werden können.

So konnte es auch Jesus nicht anders ergehen, er mußte den Gerechten zum Opfer fallen, denn auch er glaubte dem Leben. Jesus vertraute auf den Gott im Menschenherzen, den versuchte er in anderen zum Leben zu erwecken, wie er in seiner eignen Seele zum Leben erwacht war. Drum wies er die Menschen auf die Schätze hin, die sie in sich trugen, und lenkte dadurch ihre Gedanken ab von dem, was die Gerechten als Gottheit verkündigten und verehrten. Er lebte sein eignes Leben, er lebte seinen Gott. Er war ganz Prophet. Sein Tod war deshalb eine geschichtliche Notwendigkeit, begründet in der Eigentümlichkeit des Gegensatzes zwischen dem Rechte der Person und dem der Überlieferung.

Wir fragen weiter: Wie ist Jesus gestorben? Nicht plötzlich, sondern allmählich: sein Lebensweg ist fast ein Jahr lang ein Todesweg gewesen. Mit brennendem Herzen trat er unter sein Volk. Es gibt in der Weltgeschichte keinen glühenderen Patrioten. Ihn jammerte seines Volkes, er wollte es aus Nacht zum Licht, aus innerer Knechtschaft zu göttlicher Freiheit führen. Aber was antwortete man ihm? Er treibt die Teufel durch Beelzebub aus! Er hat selber den Teufel! Weil er der Natur zum Recht verhalf, nannten sie ihn einen Fresser und Weinsäufer; weil er im Menschen den Menschen wertete, hieß er der Zöllner und Sünder Geselle. Welch eine Verkennung seiner edelsten Absichten, welch ein Stich in sein ehrliches und wohl-



meinendes Herz! Von zehn Menschen, die ihm zum Dank verpflichtet sind, folgt nur einer der inneren Stimme, — und dieser eine ist kein Jude, sondern ein Samariter. Wo sind die neun? fragt Jesus enttäuscht. Hat sich keiner gefunden, der Gott die Ehre gäbe, wie dieser Fremdling? Das war ein Zusammenbruch wertvoller Hoffnungen, ein Sterben vor dem Tode.

Denkt ferner an Jesu Verhältnis zu seiner Familie. Sein Abschied vom Elternhaus war wohl der schwerste Schritt, den er hat tun müssen. Und doch konnte er nicht daheim bleiben. Er hätte sein Gewissen, seine innerste Überzeugung mit Füßen getreten, wenn er in Nazareth geblieben wäre. Seine Brüder verstanden ihn nicht, auch die Mutter nicht. Welch ein Schmerz für einen treuen Sohn, wenn aus dem Mutterherzen keine Antwort mehr laut wird auf die heiligsten Fragen, welche die Seele des Kindes bewegen, kein Echo auf den dringenden Ruf des zur Klarheit und Opferfreudigkeit erwachten Geistes!

Jesus sucht sich eine neue Familie. Die den Willen Gottes tun, sind fortan seine Mutter, seine Brüder und Schwestern. Einige zieht er näher an sich, weil er das Bedürfnis nach Freundschaft und Mitteilung hat. Aber welche Erfahrungen muß er auch da machen! Wie lange soll ich bei euch sein? ruft er ihnen zu. Sie können's nicht lernen, daß seine Worte Geist und Leben sind; es fehlt ihnen immer aufs neue an Verständnis und Teilnahme. Mit welch kindischen Erwartungen sehen sie der Zukunft entgegen! Welch sinnliche Vorstellungen machen sie sich von dem, was Jesus zu bringen hat! Sie hoffen auf zwölf Stühle, darauf sie sitzen und richten werden die Geschlechter Israels, und streiten wie die Knaben, welcher unter ihnen im neuen Davidsreich der Größeste sein wird. Das waren seine Freunde. Unter diesen beschränkten und eigennützigen Schülern hat er ein ganzes Jahr lang gearbeitet und sozu-

sagen nichts gefangen; denn als die Entscheidungsstunde kommt, verrät ihn Judas mit einem Kuß, und Petrus, welcher einen letzten Anlauf nimmt, ihm treu zu bleiben, verleugnet dreimal des Menschen Sohn. Jesus blickt ihn an, wie einst der sterbende Cäsar seinen Mörder Brutus angeschaut hat, und hat ihm zugerufen: Auch du, mein Sohn Brutus! Seht, ihr Lieben, so starb Jesus.

Können wir uns da wundern, daß er am Kreuz das Wort der Verzweiflung ausgerufen hat: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Der älteste und einfachste Erzähler*) berichtet uns nach diesem Worte kein weiteres mehr, sondern sagt: Jesus schrie noch einmal laut und verschied. So ist Jesus gestorben. Die Gerechten haben den Propheten getötet. Der letzte Aufschrei der gequälten Seele war eine Frage, ein furchtbares Warum, — und darüber der dunkle Himmel.

Aber die Propheten lassen sich nun einmal nicht töten. Die Antwort auf Jesu Warum hat die Nachwelt gegeben. Gott hatte ihn verlassen, damit die Menschen ihn erwählen sollten. Erst als die Seinen ihn nicht mehr besaßen, verstanden sie ihn, erkannten sie seinen Wert. Jesu Tod machte ihn erst lebendig für die Menschheit. Einst hatte er es ahnend vorausgesagt, daß dieser Tod eine Erlösung für viele werden würde, — er hat sich nicht getäuscht. Jetzt wurden die gebundenen Kräfte frei, jetzt blühte über seinem Grab ein neuer Frühling des Geistes und der Liebe auf, jetzt fiel es seinen Freunden wie Schuppen von den Augen, und staunend begriffen sie die hohen Güter, für die er sein Leben eingesetzt hatte. — Das führt uns zu der weiteren Frage: wofür ist Jesus gestorben?

Unser Text antwortet: für alle, d. h. für solche Werte und Kräfte, die alle bedürfen und allen zugänglich sind. Was sind das für Güter, die wir alle brauchen? Es sind die allereinfachsten, die Güter, die den Menschen zum Menschen

*) Markus.

machen. Du brauchst nach ihnen nicht theologisch oder philosophisch zu spekulieren, um etwa hinter merkwürdige Geheimnisse zu kommen, — nein, diese Dinge liegen einem jeden, der über sich selbst und die Welt nachzudenken angefangen hat, in nächster Nähe. Jesus ist nicht für eine neue, bisher nicht dagewesene Religion gestorben, sondern für die Religion, für die mit der Menschheit stehende und fallende, die nicht gebracht, sondern geweckt werden muß. Er ist gestorben für die Wirklichkeit der Liebe, für das Recht des Menschenherzens, für das Reich Gottes als eine soziale Erneuerung der Menschheit, für den Sieg Gottes in unsern Seelen, für die Wahrheit, die persönliche, sich selber treubleibende Wahrheit. Sind das etwa unbedeutende oder unerreichbare Güter? Wahrlich, es gibt keine höheren und keine näheren. O, wenn doch nur die eine Predigt Jesu von der Gottes- und Menschenliebe in der Christenheit Widerhall gefunden hätte, wie er es bis zum Tod geglaubt und gehofft! Wahrhaftig, die Christenheit würde ein anderes Angesicht zeigen. Worin sucht ihr denn eure Religion? Geht ihr denn nicht allzu oft auf Neben- und Abwegen? Haltet euch an das Bequemste, das Äußerliche und Sinnliche, aber in die Tiefen der Seele steigt ihr nicht hinab; ob auf dem Altar da drinnen im Herzen das heilige Feuer der Liebe loht, wird nicht gefragt. Habt ihr, lebt ihr den Gott, der aller Menschen Vater ist, der, einmal in uns aufgewacht, uns zwingt, die Menschen Brüder zu nennen, und uns mit allen auf das innigste verbindet? Ist euer Christentum bewußte Humanität oder schwebt es unklar in überirdischen Regionen, die Gottheit verherrlichend auf Kosten der Menschheit und der Menschlichkeit? Dann wäre Jesus für euch nicht gestorben.

Oder kennt ihr das Reich Gottes? Besteht dieses Reich etwa in kirchlichen Einrichtungen, erschöpft es sich in den Werken der innern Mission? Nein, das Reich Gottes

ist allseitiges Leben Gottes in der Welt: himmlische Liebe, heilige Vernunft, heldenmütiger Wille. Es ist eine groß angelegte, gesellige Gemeinschaft aller Menschenkinder, wobei es sich vor allen Dingen um Eins handelt, um Menschenwohl. Ist's dir denn immer um Menschenwohl zu tun, mein lieber Freund, oder glaubst du nur dann fromm zu sein, wenn du trachtest nach der Seligkeit deiner eignen Seele? Mit diesem Trachten allein bist du noch kein Bürger im Reiche, kein Jünger dessen, der für Menschenwohl und Menschenheil gestorben ist. Gibt es doch nichts Herrlicheres, als Menschen glücklich zu machen, und für dieses Herrlichste setzte Jesus sein Leben ein.

Er tat's für den Sieg Gottes in unsern Herzen. Ach, es wohnt, es herrscht so viel Niedriges und Gemeines im Menschen. Und doch möchte dein Herz groß und gut, rein und edel sein. Dafür gibt's nur einen Weg. Mußt Gott in dir siegen lassen, mußt deinen Willen unter die großen Gedanken der Gerechtigkeit, Güte und Treue beugen, mußt diese Gedanken selber denken, leben und wollen. Dann siegt die heiligste Macht in dir, dann fühlst du dich so frei und glücklich und bleibst dabei so dankbar und demütig, weil du weißt: das ist der große Gott, der in mir kleinem Menschenkinde wohnt und herrscht, der große Gott, den ich umarmen und zu dem ich Vater, lieber Vater sagen darf. Dafür ist Christus gestorben.

Wir können auch noch hinzufügen: für die Wahrheit. Nicht für irgendwelche Buchwahrheit. Es gibt überhaupt im geistlichen Leben keine gedruckte Wahrheit, sondern nur innere, persönliche Wahrheit. Alles, was dir nicht zum persönlichen Eigentum, zu einem vor dem Gewissen und der Vernunft sich rechtfertigenden Besitz geworden ist, ist für dich noch keine Wahrheit. Es kann eine Theorie, ein Lehrsatz, eine Behauptung sein, aber eine Wahrheit wird es erst dann, wenn du es dir innerlich erkämpft, durch das Erleben



lebendig gemacht hast. Das hat Jesus getan. Darum gehörte er zu den einsamen Menschen, und noch heute geht er mitten in der Christenheit einsame Wege. Die Jünger der Wahrheit sind selten, denn die Wahrheit fordert lautern Sinn, heißen Kampf, furchtlosen Mut. Den haben so wenig Menschen. Jesus ging ganz allein hinauf nach Golgatha. Drum bilde dir nicht ein, mein Lieber, daß du aus der Wahrheit seiest, solange du Jesu Wahrheitsmut noch nicht in deiner Seele trägst, den Wahrheitsmut, mit dem er starb, um dessenwillen er sterben mußte.

Was ist denn nun aber schließlich die Frucht seines Sterbens? Der Apostel drückt es wunderschön aus, wenn er sagt: Er ist darum für alle gestorben, auf daß die, welche leben, hinfort nicht sich selbst leben, sondern ihm, der für sie gestorben ist. Das ist Jesu Vermächtnis.

Wie oft hat seine Kirche dieses Vermächtnis veruntreut und verfälscht! Sie wähnte, man lebe für Jesum, wenn man für die Kirche lebt. So ist's möglich geworden, daß heute noch im Namen Jesu geflucht und gebannt, im Namen Jesu blühendes Leben zerstört und mit Füßen getreten wird. So ehren wir aber Jesu Vermächtnis wahrhaftig nicht. Jesus hat an keine Kirche mit rechtlichen Ordnungen und schulmäßigen Lehren gedacht. Seine Erbschaft ist Leben in Gott, Gottinnigkeit; sein Reich die vom Geiste Gottes durchdrungene und geheiligte Welt. Nur dann lebst du für Jesus, wenn du für die Vielseitigkeit des Göttlichen im geistigen Leben der Menschheit ein offenes Auge, wenn du für eine Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, also für freie, persönliche Beziehungen des Menschen zur Gottheit, Sinn und Verständnis gewonnen hast. Solange du noch unter dem Banne der Sinnlichkeit stehst, solange das zeitlich Beschränkte, das gesetzlich Geregelte dir das Wichtigste in der Religion ist, solange fehlt dir der Glaube an Jesu großes, die Menschheit adelndes Wort:

Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele!

Wer aber wie Jesus ein Kind ans Herz drücken und in Kinderaugen etwas lesen kann von einer wunderbaren Welt des Gemüts, von einem Samenkorn des Geistes, das in der Zukunft Früchte bringt; wer wie Jesus sich mit den Zöllnern und Sündern zu Tische setzen und allen Menschen ohne Unterschied ein herzliches Wohlwollen entgegenbringen kann; wer wie Jesus für seine Feinde zu beten vermag und tilgt in seiner Seele allen Haß und Neid, alles Gift und allen Hochmut, — dem wird der Blick geschärft für Gottes Schönheit in Jesu, dem Menschensohn: der lernt in der Wertschätzung der Mitmenschen sich selbst achten und sorgt dafür, daß die Gegenwart Gottes in ihm nicht gestört, das Kleinod seines Glaubens nicht entwertet, sein inneres Heiligtum nicht entweiht werde. Er lebt für den, welcher für uns alle gestorben ist.

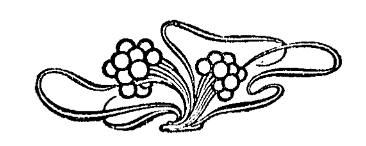
Er ist ein Nachfolger Jesu. Stark durch den Frieden der eigenen Seele überwindet er die Welt und beherrscht sie. Er fürchtet sich nicht, mit Jesus ans Kreuz zu gehen, mit ihm zu erfahren, was Gottverlassenheit ist. Mit dem Meister in die Finsternis hinuntersteigend, gewinnst du Mut, dem Lichte entgegenzustreben, weil dir nun erst das Licht göttlich erscheint. Still wird es in deiner Seele, die heilige Harmonie zwischen dir und der ewigen Weltordnung kehrt bei dir ein, du siehst in allem, was dir begegnet, das Angesicht deines Vaters. Sein Auge blickt dich an, sein Mund redet zu dir, und du kannst antworten:

Was mein Gott will, gescheh' allzeit,
Sein Will' ist stets der beste.

In dieser heiligen Fassung hat Jesus den Todesweg angetreten, so gerüstet trittst auch du all deine Wege mit ihm an. Du lebst für ihn, der für dich gestorben ist.

Was brauchen wir daher, wenn die Frucht aus Jesu Tod auch bei uns zur Reife gelangen soll? Keine neuen Einrichtungen, — die kommen von selbst; auch keine alten Lehren, — die haben nur als Sinnbild wirklichen Lebens einen Wert; sondern wir brauchen vor allen Dingen neue Menschen, Menschen, die aus selbstverleugnender Liebe geboren sind. Menschen des Opfersinnes, der Hingabe an das Ganze, echte Patrioten, Gottesstreiter, Menschenfreunde. Die brauchen wir, das sind Jesu Nachfolger; in ihnen bleibt sein Tod uns eine Lebenskraft, in ihnen steht er auch heute noch immer wieder vom Tode auf.

Ihr kennt alle das Bild, welches ein Großer unter dem Malergeschlecht geschaffen hat: Christus mit der Dornenkrone auf dem Haupt, mit der stillen Liebe und der heiligen Geduld im Angesicht. Ecce homo hat der Maler darunter geschrieben: Sehet, welch ein Mensch! Ja, Geliebte, welch ein Mensch! Gott an und für sich sehen wir nicht und können wir nicht sehen, aber Gott in einem Menschen sehen wir und können wir sehen. Darum wünsche ich, daß man von uns allen sagen könnte: Ecce homo, welch ein Mensch! Wie treu bis zuletzt! Wie geduldig und stark auch unter dem Dornenkranz! Wie göttlich groß auch auf dem Leidensweg! Das wäre die herrlichste Frucht aus Jesu Sterben. Und wirst du auf diesem Märtyrergang ein Opfer deiner Liebe, so danke Gott, daß du nicht vergeblich lebtest, daß du für andere stirbst. Etliche werden in deine Fußtapfen treten und an dir sich aufranken und emporarbeiten Gott entgegen. Amen!



Die sieben Kreuzesworte.

Passionszeit.

Joh. 6, 66—69.

Von der Zeit an gingen viele seiner Jünger hinter sich und wandelten hinfort nicht mehr mit ihm. Da sprach Jesus zu den Zwölfen: Wollt ihr auch weggehen? Da antwortete ihm Simon Petrus: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte ewigen Lebens; und wir haben den Glauben gewonnen und erkannt, daß du bist der Heilige Gottes.

Es gibt verschiedene Arten der Zugehörigkeit zu Christus. Ihr Unterschied beruht darauf, daß größere oder geringere Schwierigkeiten zu überwinden sind. Die am leichtesten herzustellende und darum auch am weitesten verbreitete Zugehörigkeit zu Christus gründet sich auf das Bewußtsein: er ist mein Heiland und Erlöser, er hat alles für mich getan, was überhaupt getan werden muß; er vertritt mich im Gericht Gottes, er steht geradezu an meiner Stelle. In diesem Glauben erglüht das Herz für Jesus, es findet seine Wonne in der Hingabe an ihn, anbetend steht der Mensch vor seinem Erretter. Dabei wird das Gefühl ganz, der Wille gar nicht in Anspruch genommen. Es ist ein Ruhen in Jesus, — ein Ruhen, welches unter Umständen bei wenig tatkräftigen Naturen auch einen Stillstand geistlichen Wachstums bedeuten und die Fortschritte in der Heiligung ausschließen kann.

Eine andere Art der Zugehörigkeit zu Jesus stellt schon größere Anforderungen. Es ist die Wertschätzung dessen, der seine Jünger daran erkennen will, daß sie Liebe untereinander haben und üben. Dazu gehört Überwindung der eignen Selbstsucht und der Entschluß, die Menschen aus keinem andern Grunde zu lieben, als weil es schön und gut ist.



Die dritte und schwierigste Stufe ist aber die Nachfolge des Jesus, der uns zuruft: Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, ist meiner nicht wert. Auf diesem Wege ist ein Verzicht nötig; unter Umständen ein Verzicht auf alles, was das Leben schön und das Gemüt glücklich macht; Entschlossenheit zu unablässigem Kämpfen, Arbeiten und Streben. Als Lohn winkt oft nichts anderes als Kreuz und abermals Kreuz. Das ist die unbequemste Gemeinschaft mit Jesus. Drum wenden sich auch auf diesem Wege der Nachfolge so viele seiner Jünger hinter sich und wandeln hinfort nicht mehr mit ihm. Eine große Zahl derer, welche Herr! Herr! sagen, welche seiner Wunden sich getrösten, welche die Liebe preisen als das den Menschen adelnde Gut, wenden Jesu den Rücken, wenn es gilt, ihm nach Golgatha zu folgen, wenn er an uns herantritt und spricht: Hier hast du mich mit meinem Kreuz und meiner Dornenkrone!

Auch heute schreitet er uns also voran, wendet sein Angesicht zurück und fragt: Wollt ihr auch weggehen? Gehört ihr auch zu den weichen, gefühlsseligen Christen? Wollt ihr von mir nur erquickt und gelabt sein? Wollt ihr nur selber selig werden? Oder könnt ihr euch mit mir entschließen, die Welt dadurch selig zu machen, daß ihr euch für sie opfert? Wohlan, ihr Lieben, laßt uns darauf die Antwort geben, die einst Petrus gab: Herr, wohin sollten wir gehen; du hast Worte ewigen Lebens! Aus deinen Worten packt göttliche Kraft uns an; von dieser Kraft möchten wir uns durchdringen lassen; drum reichen wir dir, unserm Vorläufer und Vorkämpfer, die Hand und scharen uns heute andächtig um dein Kreuz.

Vom Kreuz herab hat Jesus besonders eindringliche Worte ewigen Lebens geredet, und diese seine sieben Kreuzesworte wollen wir heute, beim Beginn der Karwoche, zum Gegenstande unserer Betrachtung machen.



Ihr kennt sie alle. In den drei ersten macht Jesus seinen Abschied mit der Welt. Er wird von seinen Feinden zur Schädelstätte hinausgeführt, und als sie ihn an das Kreuz schlagen, spricht er die Worte: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.

Könnt ihr ihm dieses Wort aus voller Seele nachsprechen? Wenn euch einmal die Menschen Unrecht getan haben, so recht schmerzliches, bitteres Unrecht, da habt ihr wohl gesagt: Ich will vergeben, aber Gott wird rächen, was du an mir tatest. Jesus denkt größer. Er ruft Gott nicht zur Rache, sondern zur Vergebung an. Er wünscht auch seine Feinde in bleibender Gemeinschaft mit Gott zu sehen. Er mag nicht verderben, sondern möchte erhalten. Das eigne Ich ist in den Hintergrund getreten. Er lebt nur noch in anderen, sogar in denen, die ihn verwundet und geschlagen haben. Er hat sie noch so lieb, daß er sie an das Herz des großen Gottes legt.

Sie wissen ja nicht, was sie tun. Ist das nur eine Redensart? Nein, daraus spricht die wunderbare Gerechtigkeit der Liebe. Jesus hält seine Gegner nicht für Kinder der Bosheit, er kann sich selbst in diesem für ihn so überaus schmerzlichen Augenblick in ihre Seele, in ihr Denken und Wollen hineinversetzen und sagt sich: Sie eifern mit Unverstand, aber sie eifern um Gott; sie wollen wirklich Gottes Ehre retten und seine Sache verteidigen.

Und ist es nicht also, daß unter den Mördern Jesu viele waren, die ehrlich glaubten, sie täten Gott einen Dienst mit dieser Hinrichtung? War er nicht in ihren Augen ein Volksverderber? War er nicht drauf und dran, das Heiligste, was von den Vätern überliefert war, zu untergraben und zu stürzen? Sollten wir den Entschluß nicht begreiflich finden, zur Abwendung des Ärgernisses einen derartigen Übeltäter aus dem Wege zu räumen, zumal da die Mittel des Rechts zu Gebote standen? Solch ein Gerechtigkeits-

gefühl, solch eine sachliche Beurteilung menschlichen Handelns spricht aus den Worten: Sie wissen nicht, was sie tun.

Wie wenig gleichen wir darin unserm Meister! Wir sind nur allzuschnell bereit, die Menschen, namentlich wo es sich um religiöse Gegnerschaft handelt, durch die eigene Brille zu sehen. Und diese Brille ist oft von Vorurteilen stark gefärbt. Wir können uns nur schwer in fremdes Leben und Denken versetzen. So wenig wahrheitsliebend sind wir oft, daß wir schroff aburteilen, ohne auch nur geprüft zu haben. Drum bitte ich dich heute abend, mein Lieber, da wir unter dem Kreuze dessen stehen, der sterbend für seine Mörder bat: Sei gerecht gegen deinen Feind, werde besonnen in deinem Urteil, zügle deine Leidenschaften, lebe dich in des Gegners Seele hinein! Dann wird dir auch das Wort möglich werden: Vergib ihm, mein Vater, er weiß nicht, was er tut; er versteht mich nicht; seine Vergangenheit, seine Erziehung, sein ganzes Denken und Glauben hindern ihn daran. Ich kann ihn auch nicht ändern, kann ihm sein Anderssein nicht zum Vorwurf machen. Vergib ihm, Vater, er weiß nicht, was er tut.

Mittlerweile sind zwei Übeltäter mit Jesus gekreuzigt worden, einer zur Rechten und einer zur Linken. Der eine von ihnen macht seinem Genossen Vorwürfe, weil dieser in den Hohn der verblendeten Menge mit eingestimmt hat, und spricht zu ihm: Du fürchtest dich auch nicht vor Gott, der du doch in gleicher Verdammnis bist? Und wahrlich, wir sind billig darin; denn wir empfangen, was unsere Taten wert sind, aber dieser hat nichts Ungeschicktes gehandelt. Darauf wendet er sich zu Jesus und sagt: Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst. Und Jesus antwortete ihm: Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.

Aus diesem Worte spricht ein ebenso starker Glaube an die Menschen wie an Gott. So wie Jesus während

seines ganzen Lebens nach dem Grundsatz handelte, den glimmenden Docht nicht auszulöschen und das zerstoßene Rohr nicht zu zerknicken, so tut er auch hier. Er gibt diesen verurteilten Schächer nicht auf. Er glaubt an einen Rest des Guten in ihm, und darum wendet er sich ihm — man möchte fast sagen — kameradschaftlich zu, reicht ihm auf dem letzten Wege die Hand und sagt: Komm, wir wollen miteinander ins Paradies gehen; heute noch werden wir am Ziele sein.

Und welch einen starken Glauben an Gott setzt dieses Wort voraus! Jesus verheißt dem Mörder das Paradies. Ist's aber auch sicher, daß Gott ihn in sein Paradies aufnehmen wird? Steht nicht eine unübersteigliche Scheidewand zwischen jenem und dem Gott, zu welchem er zu kommen begehrt? Jesus antwortet darauf bei sich selbst mit einem klaren Nein. Er traut seinem Gott alles zu; eine Barmherzigkeit und Güte, eine Liebe und Gerechtigkeit, so weit und großherzig, wie sie nur ausgedacht werden kann. Und es ist nicht das erstemal, daß uns Jesus mit einem solchen Gottvertrauen entgegentritt. In seinen Gleichnissen hat er uns diesen himmlischen Vater noch viel schöner dargestellt: als einen, der den verlorenen Sohn ans Herz drückt, der alles ausgleicht und aus dem Wege räumt, sobald er sieht, daß der Mensch sich aufrichtig zu ihm kehren will. Sich selbst gleichbleibend, hat Jesus bis zu seiner letzten Stunde den Glauben festgehalten an den barmherzigen Gott. Er nimmt den Schächer an die Hand und sagt ihm: Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.

Heute noch! Jesus hat sich den Tod als den unmittelbaren Eingang in das Leben gedacht. Er kennt keine Zwischenstufen und Wartezeiten. So wie man eine Tür zwischen zwei Räumen öffnet und von dem einen in den andern geht, so geht Jesus durch das Tor des Todes in das Paradies hinein.

Möchte doch auch in uns der Glaube an die Menschen und ihren Wert lebendig werden! Möchten wir doch ein Auge gewinnen für alles, was auch in entarteten Seelen noch nach Licht und Freiheit strebt und ringt! Es gibt Menschen, die uns in abstoßendem Gewande entgegentreten, verkommen, mit wildem Blick; ihre Seele scheint bis zum äußersten verwahrlost zu sein. Sie gelten den meisten als unwiederbringlich verloren für unsere Gemeinschaft. Und doch können Glaube und Liebe sie retten. Versuche es nur, überwinde dich selbst, schaue in den eignen Busen hinein: Wenn du ohne Sünde bist, so wirf den ersten Stein auf sie! Ohne dein Zutun, durch treue Elternliebe, durch weise Fürsorge, durch ernste erziehende Arbeit derer, die es gut mit dir meinten, bist du behütet und bewahrt worden. Wessen willst du also dich rühmen, wenn du im Leben geachtet dastehst? Wer gibt dir das Recht, einen gefallenen Menschen zur Schwelle herabzuwürdigen, auf welche du trittst, um dich selbst um eine Stufe zu erhöhen? Nein, laßt uns die Menschen auch in ihren Verirrungen noch als Menschen achten; laßt uns im Geiste des sterbenden Meisters auch solchen die Hand reichen, denen man sie nur mit innerer Überwindung anzubieten vermag: Komm, Freund, heute noch sollst du mit mir im Paradiese sein, — im Paradiese einer helfenden Liebe, einer selbstlosen Barmherzigkeit. Ich glaube, daß in diesem Eden noch immer der Baum des Lebens blüht.

Jesus läßt seine Blicke über die Menschen schweifen, die sein Kreuz umstehen. Da gewahrt er eine, die seine Aufmerksamkeit plötzlich ganz ausschließlich in Anspruch nimmt, — seine Mutter. Als er sie erblickt und neben ihr den Jünger, den er lieb hatte, sagt er zu seiner Mutter: Weib, siehe, das ist dein Sohn! und zu Johannes: Siehe, das ist deine Mutter. Feindesliebe ist schön, Sünderliebe ist etwas Großes, aber dankbare Kindesliebe, — Kindesliebe

bis zum letzten Augenblick ist wohl eines Menschen schönster Schmuck. Wir werden Jesu Kindesliebe um so höher werten müssen, wenn wir bedenken, welch große Schwierigkeiten er in dem Verhältnis zu den Seinigen zu überwinden hatte. Ich habe euch kürzlich davon gesprochen, daß weder seine Geschwister noch seine Mutter ihm vertrauten, daß er ohne den Segen der Eltern das Vaterhaus verließ und auch später keinen Halt an denen fand, welche ihm durch die Bande der Natur am nächsten standen. Aber seine Mutter hat sich durch die ausdauernde Treue des Sohnes überwinden lassen. Maria ist ihm gerecht geworden. Es ist eine tapfere, heldenmütige Frau, die unter seinem Kreuze steht, während die Jünger ihn verlassen haben und sind geflohen. Solche Muttertreue weiß Jesus zu schätzen. Er fühlt, daß er Abschied nehmen muß; er fürchtet vielleicht, daß seine Brüder das tiefe Gemüt und den demütigen Sinn der Mutter nicht verstehen möchten; in der letzten Stunde will er ihr noch ein Vermächtnis zu ihrem Troste hinterlassen und weist sie deshalb auf den Freund hin: Siehe, das ist dein Sohn.

Wie ein Mensch vor seinem Tode gelebt hat, so lebt er nach seinem Tode unter uns weiter, so bleibt von ihm ein Samen des Segens oder des Fluches zurück. Wenn der Grausame, der Verführer, der Tyrann stirbt, stehen die Seinen mit geteiltem Empfinden an seinem Lager. Wie er im Leben die Menschen gegeneinander gehetzt hat, so läßt er auch im Tode noch den Stachel des Feindseligen, des Mißtrauens, des Neides in den Seelen der Seinigen zurück. Wenn aber ein Gerechter die Augen schließt, wenn ein guter Mensch sich zum letzten Abschied anschickt, dann verbreitet er Segenswärme, Liebesdank und Liebesglanz noch um sein Sterbebett, noch um sein Grab. So wie er die Seinen bis ans Ende geliebt hat, so reichen sich die Übrigbleibenden im Gedanken an ihn brüderlich und schwester-

lich die Hand und pflegen den Geist der Gemeinschaft, der von ihm ausgeht. Drum rufe ich euch allen, denen Menschen ans Herz gewachsen sind, ermunternd zu: Siehe, das ist dein Sohn; siehe, das ist deine Mutter. Achtet es nicht gering, daß ihr euch noch habt, daß ihr euch noch lieben könnt. Auch für euch wird ein Golgatha kommen, wo ihr einander Lebewohl sagen müßt. Stimmt nicht alles zwischen euch, ihr Lieben, so lernt euch beizeiten verstehen; räumt den Argwohn fort, damit nicht unversehens das Dunkel euch überrasche, und ihr könnt den Weg der Verständigung nicht mehr finden, den ihr jetzt im Lichte des Tages zu betreten euch nicht entschließen mögt.

Stunden sind vergangen, und Jesu Qualen haben sich gesteigert. Er ruft: Mich dürstet! Da bringen sie einen Schwamm mit Essig, stecken diesen auf ein Rohr und tränken ihn.

Seit Jesus diesen Schmerzensruf am Kreuze hat laut werden lassen, vernehmen wir ihn immer wieder um uns her. Mancher stille Seufzer dringt an unser, durch Jesu Geist geöffnetes Ohr und gibt uns Kunde von ungestilltem Verlangen und brennendem Bedürfnis, das vergebens nach Befriedigung sucht. Viele dürsten nach Liebe und finden sie nicht, nach einem Worte der Ermutigung, der Anerkennung, der Freundlichkeit, und es wird ihnen nicht zuteil. Die Menschen gehen achtlos an ihnen vorüber, ja, sie zertreten wohl gar das schüchterne Veilchen, weil es so still im Verborgenen blüht. — Andere dürsten nach dem lebendigen Gott. Im Getümmel der Welt, in den Enttäuschungen des Lebens, unter den Schlägen des Schicksals haben sie ihn verloren. Nun kommen die Pharisäer und Schriftgelehrten mit ihren Verdammungssprüchen, nennen sie Gottlose und Lästerer, und sie sind doch nichts anderes als aufrichtige Menschen, die sich nicht mit dem Schein zufrieden geben wollten, die nach lebendigem Wasser dürsteten und haben in der Wüste keine Quelle murmeln hören: Ich komme von

Gott und fließe für dich. Sie verschmähten einen Gott, dem sie das Opfer der Vernunft bringen sollten, und doch können sie ohne ihn nicht glücklich sein.

So dürstet gar manche Seele wie ein dürres Land, und wir haben vielleicht den Trank bei uns, welcher die Schmachtenden erquicken könnte, aber wir geben ihn nicht her. Wir sind achtlos, fühllos, ganz und gar in unsere eignen Interessen verstrickt. Vom Leben und seinem Glücke berauscht, hören wir nicht, wie der Hirsch nach frischem Wasser schreit, wie die Mühseligen und Beladenen seufzen: Mich dürstet, erquicke mich! Und doch ist es so schön, solchem Rufe zu folgen. Wenn man einem Fiebernden auch nur einen Tropfen an die Lippen bringt, und er schlürft ihn lechzend ein, — welch eine Freude, zu beobachten, wie ihm das wohltut! Drum sucht eure Brüder und Schwestern auf und erquickt sie. Wäre es auch nur mit einem freundlichen Wort, mit herzlicher Teilnahme; es tut oft viel, viel wohler, als du in deinem Behagen und deiner Zufriedenheit ahnst. Ja, laßt uns einander zurufen: Kommt her zu mir, ihr Mühseligen und Beladenen, ich will euch erquicken, — dann werden wir Jünger dessen, der einst in großer Qual gerufen hat: Mich dürstet!

Aber noch ist die äußerste Tiefe der Not nicht erreicht. Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Da schreit nicht der Leib, da schreit die Seele, die sich einer hoffnungslosen Finsternis preisgegeben sieht, wie es der 22. Psalm, der mit diesem Worte anhebt, so ergreifend schildert: Hunde haben mich umgeben, und die Rotte der Bösen hat sich um mich gemacht; sie haben meine Hände und Füße durchgraben; ich könnte alle meine Gebeine zählen; du legst mich in des Todes Staub. Ein Mensch, der sein Leben lang Gott vor Augen und im Herzen getragen hat, der nichts anderes kannte, als seinem Vater zu gehorchen, — ein solcher Mensch verlassen von seinem Gott in der Stunde,

wo er ihn am nötigsten hatte! Und doch fragt Jesus noch nach ihm, auch in diesem furchtbaren Seelenzustande ruft er Gott noch an. Seine Zweifel verwandeln sich in Gebet. Das nenne ich beten. Das ist ein Schrei aus der Tiefe der Not, ein Ringen des Geistes nach Licht und Halt, nach Kraft und Trost.

Und wirklich! Er findet Gott wieder! Er kann noch rufen: Es ist vollbracht! Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände!

In diesen beiden Worten liegt ein Rückblick in die Vergangenheit und ein Ausblick in die Zukunft. Eines hängt vom andern ab. Du hast keinen Ausblick in die Zukunft, wenn dir nicht in deiner Vergangenheit etwas entgegentritt, woraus dir eine Zukunft erwachsen kann. Nicht darauf kommt es an, daß du noch lange lebst, oder über den Tod hinaus lebst, sondern darauf, ob du das Leben, welches noch vor dir liegt, für dich und andere zu einem Segen gestalten kannst. Das ist das Entscheidende. Das Leben an sich ist kein Gut, nur sein Inhalt macht es lebenswert. Ein unnütz Leben ist ein früher Tod, — drum frage dich, was du vollbracht hast.

Jesus hatte viel vollbracht. Er hatte schon als Kind seinen Vater gesucht, und von dem Augenblick an, wo er ihn gefunden, hat er dem Vater gedient. Dieser Dienst bestand nicht im Opfern dessen, was außer ihm lag, auch nicht in Fasten oder Zeremonien, sondern darin, daß er sein Leben im Dienst der Brüder verlor. Ihm war das Geheimnis aufgegangen, daß man sein Leben verlieren muß, um es zu finden. So ist sein ganzes Dasein ein fortgesetztes Opfer für die gewesen, denen er sein Herz geweiht hatte, weil er in ihren Seelen das Ebenbild seines Vaters sah. Wer so gelebt hat, kann sagen: Es ist vollbracht.

Wenn ihr nun in eure Vergangenheit zurückschaut, dann fragt nicht, ob eure Wirksamkeit ins Große geht oder

sich auf kleine Kreise beschränkt, ob ihr mit der Hand oder mit dem Kopf etwas vollbringt, sondern fragt nur, ob ihr in der Treue beharrt und in der Liebe, die nimmer aufhört. Auch das schlichteste Tagewerk wird zu einem herrlichen Vollbringen göttlicher Gedanken und Absichten, wenn du es tust im Dienste deiner Pflicht. Wenn es dir eine Freude wird, Lasten zu tragen, Sonnenschein zu bringen, Liebe zu entzünden, Kräfte zu wecken; wenn dein Leben dir köstlich scheint, weil es Mühe und Arbeit ist, — dann vollbringst du etwas. Ob's auch kein Mensch dir sagt, kein Lied dich preist, keine Zeitung dich rühmt, glaube mir, es gibt Herzen genug, die dir im Stillen danken. Mehr begehre nicht, mehr erwarte nicht! Sei fröhlich und getrost: Du hast etwas vollbracht.

Es ist und bleibt ein göttlich Ding, sich selbst zu verleugnen. Drum wirkt, solange es Tag für euch ist; es kommt die Nacht, da niemand mehr wirken kann. Seid nie träge in dem, was ihr noch tun könnt. Bleibt brünstig im Geiste. Hättet ihr auch nur noch einen kleinen Rest von Kraft, es ist doch immer noch ein Rest. Auch damit kann man etwas vollbringen. Und läget ihr kraftlos da und könntet niemandem mehr eine Bürde abnehmen, dann mögt ihr immer noch für andere leiden und im Leiden die gewaltige Predigt halten, daß ein geduldiger Geist größer ist als ein stolzer Geist.

Zuletzt löst Gott alle Fesseln, befreit von jedem Druck und sagt: Nun gut, mein Kind, es ist vollbracht! Du aber schlingst dankbar die Arme um seinen Hals und antwortest: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände!

Jesus hatte diese Vaterhände nicht immer als liebkosende gefühlt. Im Gegenteil, diese Hände haben ihn auf einen erregten Kampfplatz gestellt; sie haben ihm in Gethsemane den Kelch gereicht und vor Pilatus die Dornenkrone aufs Haupt gedrückt; sie haben sein Volk mit Blind-

heit geschlagen, also daß er Haß und Undank erntete, wo er Liebe und Wohlwollen gesät hatte: und doch hat Jesus im letzten Streit noch diese Vaterhände umklammert, hat sich ihnen anvertraut, nur ihnen sich anvertrauen wollen, und ist mit der Gewißheit gestorben: hier ruht sich's gut.

Wie schön wäre es, wenn wir auch so sterben könnten, wenn Tod und Leben für uns aufgehört hätten, Gegensätze zu sein, und uns der Tod nichts anderes bedeutete, als die größte Tat des Lebens selbst.

Drum wollen wir sorgen, daß wir den Vater finden, so lange wir in seinem Lichte das Licht noch sehen, so lange unsere Seele noch geöffnet ist, ihn zu hören. Er spricht auf allerlei Weise zu dir. Zuweilen in der Einsamkeit, wenn dir der Mut entfallen will und du hoffnungslos in die Zukunft schaust. Auf einmal geht dir ein neuer Gedanke auf; es fängt etwas an, sich in dir zu regen, — du fragst verwundert: woher? Es ist dein Vater, der mit dir redet. — Oder du stehst vielleicht weinend am Krankenbett eines lieben Menschen und siehst nur noch eins kommen: die Trennung. Aber dein Vater steht bei dir und sagt: Mein liebes Kind, wer mich behält, kann nichts verlieren. Oder es gelingt dir etwas, worauf du besonderen Wert legtest, und du bist nun froh und wohlgemut, und deine Seele strömt über von heller Begeisterung und siegender Kraft, — sieh, es ist dein Vater, der gute, starke Vater, welcher weiß, daß dem Menschenkinde Freude nötig ist, wenn es nicht verwelken soll, wie das Blümlein ohne Sonnenstrahl, Freude, sein schönstes Gottesgeschenk.

Von diesem Vater hat Jesus uns die Botschaft gebracht, die Worte ewigen Lebens, aus seinem Leben mit Gott geboren. Drum glauben und erkennen wir in ihm den Sohn und wollen durch ihn und mit ihm Gottes Söhne und Töchter sein. Amen!

O daß du auf meine Gebote merktest!

Konfirmation.

Jesaias 48, 18.

O daß du auf meine Gebote merktest! Dann würde dein Friede sein wie ein Wasserstrom und dein Heil wie Meereswellen.

Liebe Kinder! Zum ersten Male habt ihr einen wichtigen und bedeutungsvollen Markstein an eurem Lebensweg erreicht. Dieser Markstein ist der Tag eurer Konfirmation. Hinter euch liegt ein bekanntes Land, vor euch ein unbekanntes.

In jenem bekannten Land fühltet ihr euch wohl. Es ist ja das Paradies eurer Kindheit, aus welchem ihr heraustretet. In diesem Paradies haben die Engel Gottes über eurem Haupt gewaltet, haben euch an der Hand geführt und euch bis hierher vor allem Schaden an eurer Seele bewahrt. Ihr kennt diese guten Engel; von Kindesbeinen an haben sie euch freundlich angeblickt und ihr Leben in den Dienst eures Lebens gestellt. Es ist euer Vater und eure Mutter, Elternliebe, die nie aufhört, die nicht das Ihre sucht, die für ein geliebtes Kind alles opfern kann, — sie hat wie goldener Sonnenschein euer Leben erwärmt und erleuchtet. Drum sage ich: Ihr kommt aus einem Paradies, aus der glücklichen, wunderschönen, niemals wiederkehrenden Kinderzeit.

Wenn nun aber auch das vor euch liegende Land ein unbekanntes für euch ist, so soll euch das nicht schrecken; denn ich darf euch sagen und weissagen: es ist ein gutes und reiches Land, es ist das Leben mit seiner Mannigfaltigkeit, mit seinem Ernst und seiner Freude, mit seinen Aufgaben und Erfolgen. In dieses Leben sollt ihr eintreten.

Es wird aber nur dann für euch ein wirkliches Leben werden, wenn ihr darin Frucht bringt. Seht, liebe Kinder, es wäre nicht das Schlimmste, wenn ihr frühzeitig sterben müßtet. Für die Eurigen wäre das vielleicht sehr schmerzlich, für euch selber jedoch nicht. Wenn ihr aber ein unnützes Leben führen würdet, so wäre das viel trauriger als ein früher Tod; es wäre ein fortgesetzt verwundender Stachel für die Herzen derer, die euch lieb haben; es wäre vor allen Dingen ein Fluch, der auf eurer Seele lasten würde und dem ihr nicht entfliehen könntet. Drum möge das Leben, in welches ihr eintretet, ein Gott geheiligtes sein, ein Leben in Treue und Arbeit, in Glaube und Geduld, in Liebe und Selbstverleugnung.

Damit ihr dazu tüchtig werdet, rufe ich euch das vorhin gelesene Prophetenwort als einen heiligen Gotteswunsch zu, den ich euch heute, wo ich zum letztenmal in der bisherigen Weise mit euch reden darf, in die Seele graben und als Losungswort auf euren Lebensweg mitgeben möchte: O, daß du auf meine Gebote merktest!

Ihr habt die zehn Gebote gelernt. Ich will sie euch heute nicht noch einmal einzeln ans Herz legen, sondern will sie zusammenfassen, wie der Herr Jesus sie zusammengefaßt hat in die zwei Gebote, die ihr alle kennt: Liebe deinen Gott aus ganzer Seele und mit allen deinen Kräften, und deinen Nächsten wie dich selbst.

Fangt nicht mit dem ersten an, sonst wird es euch nicht gelingen. Wenn ihr Gott unvermittelt lieben wolltet, so würdet ihr bald fragen: Wer ist denn dieser Gott? Wo ist er? Wie kann ich ihn denn lieben? Ich sehe ihn nicht, fasse ihn nicht, begreife ihn nicht. Drum gebe ich euch den guten Rat: Fangt bei dem letzten an; liebt euren Nächsten wie euch selbst. Dann werdet ihr nach und nach eure Liebe dem weihen, der die Welt in seinen Händen trägt, der in allem Guten und Schönen, in allem wahrhaft Menschlichen,

in der treuen Liebe der Eurigen sich euch offenbart. Wenn jemand unter euch sprechen wollte: Ich liebe Gott, — wäre aber gegen seine Mitmenschen gleichgültig und kalt, dann wäre er ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er doch sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht. Drum fangt an und gelobt es euch, euren Nächsten zu lieben.

Bleibt vor allen Dingen treue und gehorsame Kinder in eurem Elternhause. Ich weiß, es kommen für euch jetzt die Jahre, wo das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern eine Probe zu bestehen hat, wo es eine notwendige Umgestaltung durchmachen muß. Ihr tretet in die Zeit, wo man euch zutraut, die eigene Kraft immer selbständiger zu gebrauchen, wo ihr aber doch die Leitung der Eltern noch nicht entbehren könnt. Drum versteht uns recht, ihr lieben Kinder. Wir wollen nichts als euer Bestes, aber wir können euch noch nicht vollständig aus unserer Führung entlassen. So wie ihr es bei der Mutter gelernt habt, als ihr noch ganz kleine Kinder waret, so wollen wir euch auf dem Wege der Pflicht und Selbstverantwortung Schritt für Schritt gehen lehren. Drum kommt uns zuversichtlich entgegen. Wir Eltern erbitten weiter nichts von euch, als euer kindliches Vertrauen. Genießen wir dies, so wird alles andere von selbst kommen.

Wie traurig, wenn euch dieses Vertrauen zu den Eltern verloren ginge! Ihr würdet euch in ihrer Gegenwart gedrückt, unbehaglich, unglücklich fühlen; das Elternhaus, das euch eine Stätte des Heils und Friedens sein möchte, würde euch zu einem peinlichen Aufenthalt werden. Ihr würdet vielleicht die Stunde herbeisehnen, wo ihr, auch ohne Elternsegen, in die weite Welt hinausziehen könntet, von der ihr nicht wißt, was sie euch bieten wird. Aber wenn ihr Vertrauen behaltet, wenn ihr eurem Vater und eurer Mutter Tag um Tag offen und frei ins Auge schauen könnt und

nie vergeßt, daß sie eure besten Freunde sind, dann werdet ihr sie nach und nach lieben lernen mit freier, selbständiger, dankbarer Liebe. Der Gehorsam des Unmündigen wird zur Freundschaft des Mündigen ausreifen, ein immer bewußteres Band wird sich zwischen ihren und euren Herzen knüpfen, und wie auch das Leben uns dann äußerlich trennen mag, innerlich bleiben wir zusammen, so lange unsere Herzen schlagen. Seht, das wäre eine schöne Probe eurer Menschenliebe.

Blickt heute auch in den Kreis eurer Geschwister hinein. Manche von euch stehen in einer großen häuslichen Gemeinschaft, und wie fein und lieblich ist es da, wenn Brüder und Schwestern einträchtig beieinander wohnen. Habt ihr ältere Geschwister, dann bleibt gegen sie freundlich und ordnet euch ihrer reicheren Erfahrung gern unter. Und habt ihr jüngere Brüder und Schwestern, dann sorgt für sie mit väterlichem und mütterlichem Sinn; macht sie euch nicht zu Sklaven eurer Launen, sondern wißt, daß sie euch mit aufs Gewissen und ans Herz gelegt sind. Wenn ihr sie liebt, werdet ihr für euer häusliches Tun und Treiben einen schönen Inhalt finden, und es wird sich das Familienleben so recht tätig und innig gestalten. Einer sucht des andern Glück, einer trägt des andern Last. Drum fangt mit dem Nächstliegenden und Einfachsten an: liebt eure Eltern, liebt eure Geschwister.

Dann werdet ihr ganz von selbst in eine immer weiter greifende Liebe hineinwachsen, dann wird euch allmählich jeder Mensch wie ein Bruder und eine Schwester; dann werdet ihr erkennen, daß in allen, auch in denen, die euch vielleicht im Anfang nicht gefallen, doch ein guter Kern, eine göttliche Gabe vorhanden ist. Ihr werdet andern gegenüber geduldig werden, weil die Menschen auch mit euch Geduld haben müssen; mit einem Wort: Ihr werdet in der Menschheit euren Gott finden. Schöner und deutlicher kann

er sich euch nicht offenbaren als durch Menschen, durch Menschenliebe und Menschengüte.

Darin liegt ja auch die Bedeutung Jesu für uns. Weil er das vollkommene Menschenkind ist, darum ist er der Gottessohn, das Gotteskind. Weil er als Mensch, als unser Bruder an uns herantritt und sagt: Nehmt auf euch mein Joch und lernet von mir, — darum ergreifen wir seine starke Hand und wissen, er führt uns zu unserm Vater. Auch euch, liebe Kinder, wird er näher und immer näher kommen, ihr werdet ihn wahrhaft lieb gewinnen, weil in seinem Herzen auf jeden ehrlichen Ruf des eurigen ein Echo erklingt und weil in eurer Seele nichts Großes und Edles leben kann, was ihr nicht auch in seiner Seele wiederfindet, was nicht auch in seinem Leben als göttliches, unvergängliches Gut sich bewährt hat.

Liebt euren Nächsten, dann werdet ihr an den Herrn Jesus glauben lernen und an seiner Hand zu dem Höchsten emporsteigen: Gott zu lieben von ganzem Herzen, mit ganzer Seele, mit ganzem Gemüt und aus allen Kräften.

Nun gilt euch die schöne Verheißung des Textes: Euer Friede wird sein wie ein Wasserstrom. Friede! Ist das nicht ein wunderschönes Wort? Vielleicht habt ihr etwas davon geahnt in den Stunden, wo die Last eurer Pflichten einmal von euch genommen war, z. B. in der goldenen Ferienzeit, wenn ihr mehr Freiheit genießen und euch der Sorglosigkeit, der stillen Behaglichkeit hingeben konntet. Das ist aber nur ein kindliches Vorgefühl, ich möchte sagen: ein Gleichnis. Der wahre Frieden wird nur im Kampf errungen, und er besteht trotz aller äußeren Unruhe.

Ein reines Herz und ein gutes Gewissen, — das ist Friede. Selig sind, die reinen Herzens sind. Drum bewahrt euch dieses Köstlichste und Herrlichste: Ein reines Herz und ein gutes Gewissen. Das ist freilich nicht leicht. Ihr tretet

hinaus in die Welt mit ihren Anfechtungen. Man wird versuchen, in das reine Herz unreine Gedanken zu tragen; sie werden auch aus der eigenen Seele aufsteigen und euch vielleicht auf eine harte und schwierige Probe stellen. Macht euch darauf gefaßt, daß ihr euer reines Herz und euer gutes Gewissen auf eurem Lebenswege verteidigen müßt, — verteidigen gegen viele Feinde eurer Seele und eures Friedens. Aber bleibt auch da getrost. Wenn ihr in dieser Verteidigung aufrichtig seid, wenn es euch um nichts anderes zu tun ist als um die Gemeinschaft eurer Seele mit Gott und die Übereinstimmung mit seinem Willen, wenn ihr um des guten Gewissens willen Opfer bringen könnt, dann werdet ihr ein Glück erobern, dem kein anderes zu vergleichen ist. Einen andern Weg zum Frieden gibt es nicht.

Setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Drum bitte ich euch, ihr lieben Söhne, vergeßt nicht, daß ihr die Ehre eures Namens und eures Hauses vor der Welt zu wahren habt. Haltet euch unbefleckt, und wenn euch die bösen Buben locken, so folget ihnen nicht. Bleibet nüchtern und einfach, redlich und treu. Seid nie träge in eurem Beruf, setzt euren Stolz darein, daß ihr vor Gott und Menschen euer Brot allezeit ehrlich verdient. Bleibet fromm und haltet euch recht, denn solchen wird es zuletzt wohl gehen.

Und ihr, liebe Töchter, werdet für euer Haus und für alle Kreise, in die euch das Leben führen wird, eine Kraft der Freundlichkeit und Gütigkeit. Laßt euren Schmuck nicht in äußeren Dingen bestehen; glaubt nicht, daß des Weibes Glück darin liegt, daß es glänze vor der Welt. Nein, es gibt für euch ein viel höheres Gut, das ist der verborgene Mensch des Herzens, das Gemüt. Wenn ein Mädchen kein Gemüt hat, ist es darum noch kein Mann; es ist aber auch kein Weib, kein Mädchen mehr. Pflegt deshalb die Schätze des Gemütslebens: den keuschen Sinn, die Innigkeit, die

Zucht und den Frohsinn. Dann könnt ihr ein Sonnenschein werden für die, welche mit euch verkehren; dann könnt ihr neue Wärme dorthin tragen, wo die Liebe erkalten will, und werdet Engelsdienste tun, wo Tränen geweint werden, Wunden bluten und Finsternis die Seele bedeckt. Das ist der hohe herrliche Beruf des Weibes.

Drum wünsche ich euch allen, ihr lieben Kinder, daß ihr reinen Herzens und guten Gewissens bleibt, dann wird euer Friede sein wie ein Wasserstrom.

Ein Wasserstrom ist an der Mündung nicht wie an der Quelle, sondern er wächst und schwillt, denn er nimmt von rechts und links eine Menge Zuflüsse auf. So wird es auch euch in eurem Leben ergehen. Euer Denken und Empfinden wird angeregt, wird befruchtet werden. Gebt wohl darauf acht, woher die Anregung kommt, was für Samen in euren Herzensacker hineingestreut wird; ob der edle Samen guten Vorbildes oder der Unkrautsamen bösen Beispiels. Wachsen wird beides, das Gute wie das Arge. Ihr wißt auch, daß das Unkraut schneller wächst wie der Weizen, und daß es eilig und geschäftig ist, die guten Keime zu ersticken und zu erdrücken. Drum prüft euren Umgang! Schließt euch nicht an jeden Menschen an. Seid vorsichtig in der Wahl derer, denen ihr Vertrauen schenkt. Habt ihr sie aber treu erfunden, dann gebt euch ihnen ganz, dann haltet echte Freundschaft, — solche Freundschaft, in der man sich untereinander erzieht und eines des andern Förderung sucht.

Und noch auf einen anderen Umgang mache ich euch aufmerksam, der nicht im Verkehr mit Personen sich vollzieht und doch einen tiefgreifenden Einfluß übt: das sind die Bücher, die ihr lesen werdet. Ich bitte euch nicht, daß ihr nur Bibel und Gesangbuch in die Hand nehmt. Die werdet ihr gewiß nicht liegen lassen, sondern immer wieder dazu greifen. Aber neben ihnen stehen im Schrank oder auf dem Brette noch viele andere Freunde, die euch Gott auch gesandt

hat, die auch sein Wort reden und die Welt des Geistes uns aufschließen: ich meine unseres deutschen Volkes große Dichter und Denker. Wenn ihr in eurem Leben auf eure Freistunden achten wollt, dann wünsche ich euch dazu ein gutes Buch. Viele Menschen gelangen deshalb nicht zur inneren Befriedigung, weil sie's von Jugend an versäumt haben, in ihren Mußestunden sich an das Lesen zu gewöhnen. Sie haben ihre freie Zeit vergeudet und verdorben.

Ihr wißt, wie ich das meine. Ihr kennt sie ja auch schon, die bösen Kameraden, die kein höheres Vergnügen wissen als das Wirtshausleben, Trinken und Spielen und die noch schlimmern Dinge, welche sich daran knüpfen. Aber kennt ihr denn auch die stillen Freunde, die nach Erkenntnis trachten, die gerne lernen, wie es vordem in der Welt ausgesehen hat, die einem edlen Dichter die Hand reichen, seine Gedanken zu den ihren machen, ihr Herz aus seiner Lebensfülle nähren und ihren Charakter an seinen Idealen läutern und stärken? Kennt ihr die guten Kameraden, die eine Kunst üben, an dem Schönen Gefallen finden und in das Verständnis desselben eindringen möchten? Das sind empfehlenswerte Freunde. Durch sie strömen Zuflüsse in euer Leben hinein, die es nicht vergiften, sondern es reinigen, indem sie das Trübe und Schlammige, was etwa eingedrungen ist, wieder ausscheiden und ans Ufer treiben.

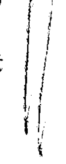
Vor allen Dingen aber lauscht den Worten eures besten Freundes, lauscht auf die Gedanken Jesu. Manche derselben haben wir in den letzten zwei Jahren uns miteinander zu eigen gemacht. Nun werdet eure eignen Lehrer und versenkt euch immer tiefer in das, was Jesus euch zu sagen hat. Er hat Worte ewigen Lebens: Worte, die in der Freude uns mäßigen und im Leid uns aufrichten, Worte, die uns in den schweren Stunden des Kampfes mit uns selbst und mit der Sünde den Sieg bedeuten, wenn wir sie zur Tat und Wahrheit machen. Nehmt daher Jesu Worte nicht als

einen Schulkram in das Leben mit hinaus, sondern als eine lebendige Quelle. Und wären es ihrer nur wenige, die euch wirklich zum Eigentum werden: wenn sie euch nur ganz gehören und ihr ganz ihnen, dann habt ihr daran einen nie versiegenden Zufluß für euren Lebensstrom, und euer Heil wird sein wie Meereswellen.

Friede ist wie ein Strom, der sanft dahin fließt, aber das Heil ist wie Meereswellen, die ewig unruhig sind, niemals glatt wie ein Spiegel, sondern immer wieder einander verdrängend und überwältigend. So werdet ihr auch euer Heil nicht in sicherm Besitz errungener Güter und im Rasten auf demselben, sondern im Ringen und Streben, in der Unruhe des Kampfes zu suchen haben. Vielleicht werdet ihr auf die Höhen irdischen Daseins hinaufgetragen, aber traut dem nicht. Bald kommt eine größere Welle, und ihr müßt weichen. Auch was du von deinen Vätern ererbst, mußt du erwerben, um es zu besitzen. Vor allem aber will der Glaube erworben, erarbeitet werden. Für ihn gilt die Überlieferung der Väter im günstigsten Fall als Fundament zu einem Neubau, den ihr selbst aufführen müßt.

Denkt ja nicht, ihr nähmet vom Konfirmationsaltar einen fertigen Glauben mit in das Leben hinaus. Was ihr gegenwärtig an Glauben und Glaubenskraft in euch tragt, ist nur ein Samenkorn für die Zukunft, und was daraus werden wird, hat Gott in eure Hand gelegt. Drum kämpft um euren Glauben, ringt darnach, daß ihr zu einer klaren, festen Überzeugung im Leben gelangt. Ein jedes unter euch suche sich nach seiner Art das unbegreifliche Wesen Gottes zu erklären, jedes suche Gott so zu ergreifen und zu halten, daß ihr auf du und du miteinander kommt. Nicht wie Gott an sich ist, sondern was Gott für dich ist: das bleibt das Bestimmende und Entscheidende in deinem Leben, das ist der Glaube, der Berge versetzt und selig macht, das ist das Heil, welches als ein Licht über deinem Leben leuchtet,

also daß du keine Finsternis mehr kennst. Begnügt euch deshalb nicht damit, anzunehmen, daß ein Gott sei, sondern sorgt dafür, daß jedes von euch seinen persönlichen Gott habe. Die letzte Quelle alles Guten nennen wir in unserer stammelnden Kindersprache Gott; wen aber das Leben zum Manne geschmiedet hat, der gibt auch seinem Gott einen männlichen, charaktervollen Namen.



Weil nun aber über diesem Gott nichts Höheres ist, so trachtet nach diesem Höchsten. Fragt euer eigenes Herz: Was fehlt dir? Und dann fragt euren Gott: Was gibst du mir? Ich kann euch versichern, der ewige Geist wird euch nicht ohne Antwort lassen. Wie ein Vater zu seinen Kindern wird er zu euch reden. Er wird euch nahe sein, wenn ihr ihn ganz fern wähnt, und wird zu euch sprechen: Fürchte dich nicht, ich bin ja bei dir; weine nicht und weiche nicht, denn ich bin dein Gott! Er wird euch nahe sein, wenn ihr euch vielleicht ganz sicher vor ihm glaubt, und euer Gewissen erschüttern und fragen: Auch du mein Kind, schämst dich nicht, mir untreu zu werden? auch du verleugnest es, daß etwas von mir in deiner Seele lebt? Er wird euch nahe treten auf den Höhepunkten eures Lebens, wenn des Glückes Sonne euch verlockend scheint, und wird zu euch sagen: Vergiß über allem irdischen Wohlsein dein Glück nicht, mich und meine Liebe, die nimmer aufhört; verliere dich selbst, verliere deine Seele nicht: keine Ruhe wird sie finden, sie ruhe denn in mir. Ja, durch das Leben wird Gott zu euch reden, ihr lieben Kinder, drum tut dem Leben eure Ohren auf, lernt aus dem Leben ums Leben kämpfen. Dann wird Heil euch umfluten wie Meereswellen: leuchtend und schön, kühn und groß, drängend, streitend und strebend.

O, daß du auf meine Gebote merken und mich von ganzem Herzen und von ganzer Seele liebbehalten möchtest! Dann wird dein Friede sein wie ein Wasserstrom und dein Heil wie Meereswellen.

Es liegen zwei Wege vor euch, liebe Kinder: der breite und der schmale Weg. Ihr wißt alle, was ich damit meine. Der Herr Jesus sagt, daß auf dem breiten Wege viele und auf dem schmalen Wege wenige gehen. Sollten wir denn nicht wünschen, daß er bei euch einmal unrecht behielte, daß von euch recht viele den schmalen Weg erwählten, da man sich selber erzieht und keinem andern Panier nachgeht als dem der Pflicht? Wollt ihr nicht diesen Weg erwählen? wollt ihr nicht alle eure Kräfte in den Dienst des Guten stellen und euch selbst und eure Mitmenschen glücklich machen? Ja, ihr wollt es. Drum ergreift die Hand dessen, der uns auf dem schmalen Weg der Führer worden ist, und sagt zu ihm:

Jesu, geh' voran
Auf der Lebensbahn;
Und wir wollen nicht verweilen,
Dir getreulich nachzueilen.
Führ' uns an der Hand
In das Vaterland. Amen!





Auferstehung.

Ostern.

Joh. 11, 25.

Jesus spricht: Ich bin die Auferstehung und das Leben.

Am Golde hängt,
Nach Golde drängt
Doch alles.
Ach wir Armen!

So bezeichnet Gretchen in ihrer naiven Art das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens, und ich glaube, sie spricht damit eine Wahrheit aus. Das Gold hat eine starke Anziehungskraft. Es stillt nicht nur den Hunger des Menschen und verschafft ihm Kleider und Obdach, sondern es gewährt ihm darüber hinaus viele Genüsse und Annehmlichkeiten, die seinen Sinnen schmeicheln; es gibt ihm die Mittel zur Befriedigung leidenschaftlicher Triebe, es berauscht ihn derart, daß schon das bloße Ruhen auf ihm eine Wollust ist für den, welcher sein Herz daran hängt.

Hängen aber wirklich alle daran? Sollte das Gold das einzige und letzte Trachten des Menschenherzens sein? Gibt es keinen andern Zug in unserer Seele, welcher diesem Zug zum Glänzenden und Blendenden und doch Kalten und Ertötenden die Wage hielte? Doch. Ebenso richtig ist es, wenn ich sage: Nach Leben drängt, am Leben hängt doch alles. Wir haben in uns auch einen starken Trieb zum Geistigen und Übersinnlichen. Drum glauben wir auch nicht an den Tod, schließlich auch nicht ans Gold, sondern an das Leben. Das Lebensbedürfnis geht durch fast alle Religionen

hindurch; sie leben geradezu vom Hunger nach Leben. Freilich hängt die Wirklichkeit den Brotkorb meist höher, als wir wünschen. Sie dämpft die Freude am Leben durch das Walten des Todes. Sobald wir das Leben mit ganzer Hingabe und Inbrunst erfassen und umfassen, hebt der unerbittliche Endiger, der ewige Loki, seinen warnenden Finger empor. Längst ehe er den letzten Schnitt durch unsern Lebensfaden macht, hat er dessen Fasern gelockert. Er spielt mit uns wie die Katze mit der Maus; seiner Beute gewiß, läßt er unsere schönsten Hoffnungen jahrelang an einem seidenen Fädchen hängen und steht bereit, den Menschen von seiner erträumten Höhe in die Tiefe zu stürzen.

Weil nun auf der einen Seite der unauslöschliche Durst nach Leben vorhanden ist und auf der andern Seite die unheimliche Gewißheit, sterben zu müssen, kämpft der Mensch gegen die Wirklichkeit des Todes und glaubt an eine Auferstehung, d. h. an den Sieg des Lebens über den Tod. Wenn auch der Tod zu herrschen scheine, das letzte Wort werde dennoch das Leben behalten. Das ist der Osterglaube. Heute geben wir uns ihm ganz gefangen, heute soll er unsere Seligkeit sein, heute wollen wir ihn mit der ganzen Christenheit, ja, mit allen glaubenden und hoffenden Menschenkindern bekennen als die Kinder des Lichts, als die Lebensbedürftigen und Lebenskräftigen. Von der Auferstehung wollen wir in dieser Ostermorgenstunde miteinander reden. Dabei werden wir zweierlei Auferstehungen ins Auge zu fassen haben:

1. Auferstehungen, von denen wir erzählen können, und
2. eine Auferstehung, die wir uns allen wünschen müssen.

Achtet darauf, daß Jesus sich in unserm Text nicht den Auferstandenen, sondern die Auferstehung nennt. In dem letzteren Worte liegt mehr. Denn ein Auferstandener ist etwas Fertiges, Abgeschlossenes, ich möchte sagen: Erledigtes, und es bleibt noch fraglich, ob ein solcher, wenn er nicht

zugleich die Auferstehung ist, auch andere mit sich in sein Auferstehungsleben hineinziehen könnte. Ein Auferstandener wäre eine edle, erhabene Gestalt, wie sie etwa der Künstler aus Marmor bildet und stellt sie dann vor unsere Augen. Wir bewundern sie, werden von ihr gefesselt und rufen: Wie schön! — aber schließlich bliebe sie immer das Marmorbild, kalt und unnahbar.

Anders liegt die Sache, wenn jemand die Auferstehung ist. Dann bedeutet er nichts mehr für sich, sondern alles für andere. Seine Person ist gleichsam liquidiert, in Geist und Kraft aufgelöst, und diese bleiben nicht da, wo sie zuerst entsprungen sind, sondern bewegen sich fort wie eine Quelle, deren Wasser nimmer ruhen kann. Es muß unaufhörlich weiter, muß irgendwo eindringen und durchdringen. Es muß beleben und befruchten, es kann nicht anders. Solch ein Erzeuger neuen Lebens, ein Schöpfer neuer Kräfte ist Jesus, und deshalb sagt er nicht: Ich bin der Auferstandene, sondern: Ich bin die Auferstehung, — nicht der für seine Person lebendig Gewordene, sondern das Leben für andere.

Wollen wir uns das noch anschaulicher machen, so müssen wir in Sinnbildern und Gleichnissen reden. Wie das Weihnachtsfest seinen Christbaum, so hat das Osterfest seine Ostereier. Das Ei ist ein zutreffendes Bild der Auferstehung. Im Neste liegend, scheint es tot zu sein, aber wenn die brütende Mutterwärme darüberkommt, dann regt sich in ihm das verborgene Leben, sprengt die Fesseln und tritt als etwas Selbständiges, Wachsendes und Fortzeugendes an das Licht.

Oder denkt an die Feuerflamme, welche zu allen Zeiten als Gleichnis des Lebens gegolten hat. Wirkungslos ruht der Funke unter der Asche; aber er schlummert nur, seine Kraft ist nur gebunden, nicht erstickt. Der Wind bläst hinein, er gibt dem ruhenden Zwerge neue Nahrung, seine Glieder dehnen sich, er wächst zum gewaltigen Riesen heran und je

länger, desto majestätischer lodert die züngelnde Flamme empor, das Tote in feuriges Leben verwandelnd. Auf ihren eignen Schultern steigt sie in die Höhe, aus ihrem Haupte springen ihre Kinder, — fürwahr, eine wunderherrliche Auferstehung.

Wer kennt nicht den Schmetterling, dieses liebe bewegliche Tierchen, wie es von Blume zu Blume flattert, daseinsfreudig, sonnenfroh! Es lebt nur, um Leben zu schaffen, genießend streut es hundertfältig Keime aus. Aber zuvor hat es im Sarge gelegen und war begraben im dunklen Schoß der Allmutter Erde.

Gerade diese Allmutter hält uns jahraus, jahrein ihre Osterpredigt, und ihre Kinder singen die Auferstehungslieder dazu. Dornröschen schläft, und alles ist mit ihm eingeschlummert. Da kommt der befreiende Held und drückt den Kuß der Liebe auf des Mägdleins Mund. Von Wonne durchschauert, schlägt es die Augen auf, das enthüllte Geheimnis des Lebens, und mit ihm erwacht das ganze Königsschloß aus seinen Träumen.

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings milden, belebenden Blick.
Im Tale grünet Hoffnungsglück.
Der alte Winter in seiner Schwäche
Zog sich in rauhe Berge zurück.

Der Lenz ist da, das Leben ist erschienen draußen in Wald und Flur.

Nun brechen in schallenden Reigen
Die Frühlingsstimmen los;
Sie können's nicht länger verschweigen,
Die Wonne ist gar zu groß.

Das ist Leben aus dem Tode, das ist Auferstehung, ein Wunder vor unsern Augen.

Wenn du aber am Frühling und Sonnenschein keine Freude haben solltest — was ich allerdings kaum glauben kann —,

so will ich dich in dein eigenes Leben hineinführen, ob du da nicht von Auferstehungen zu erzählen weißt. Bist vielleicht mal krank gewesen, ernstlich krank; nach und nach war alle Hoffnung dir geschwunden, du rechnetest bereits mit dem Gedanken des Todes und warst auf den Abschied gefaßt. Da regten sich verborgene Kräfte, du fühltest neues Leben durch die Adern rinnen; es kam der Tag, wo du zum erstenmal dein Bett verlassen konntest. Nicht lange dauerte es, da tratest du, von der Hand der Liebe geführt, hinaus ins Freie. Die Sonne beschien wieder dein Angesicht, und der Wind umspielte deine Wangen. Du kamst dir vor wie ein aus dem Grabe Erstandener. Genesung! Genesung! Dieser wunderbare Himmelssegen war dir geworden. Der Tod war überwunden, das Leben wiedergewonnen.

So gibt es auch eine sittliche Genesung, eine Auferstehung des Willens. Trotz und Selbstsucht hatten die Oberhand gewonnen. Ein böse Leidenschaft hatte dein ganzes Innere gefangen genommen. Die mahnenden Stimmen der Liebe fanden keinen Widerhall mehr in deiner Seele. Den Menschen, welche dir sonst nahestanden, wichest du aus; du wolltest sie nicht hineinblicken lassen in dein Herz. Mit einem Wort: du gingst den Weg des Todes. Da erwachte endlich ein neuer Lebenstrieb in dir. Wie willst du ihn nennen? Heimweh wird es gewesen sein, Erinnerung an glückliche Tage. Sehnsucht nach Übereinstimmung mit Gott, nach Frieden, Trost und Vergebung der Schuld kam über dich. Du feiertest dein Ostern. Auferstehungskräfte waren lebendig, das Leben aus Gott überwand in dir den Tod der Selbstsucht. Kühn und froh drangest du vorwärts von Sieg zu Sieg.

Solche Ostertage brechen aber auch für ganze Völker an. War nicht jene Zeit der Befreiungskriege so ein Ostermorgen für uns Deutsche, als es hieß:

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los,
Wer legt jetzt die Hände noch feig in den Schoß?

Da hielten wir's nicht mehr aus unter dem tödlichen Drucke der Tyrannei, sondern zum Leben der Freiheit brachen wir hindurch.

Geht drei Jahrhunderte weiter zurück. Da hat die Welt in der Reformation noch eine größere Auferstehung erlebt, als von Wittenberg der Ruf kam: Los von Rom und hin zu Christus! Es ist nicht geraten, etwas wider das Gewissen zu tun.

Die herrlichste Auferstehung aber, die Auferstehung, von der wir heute mit Dank und Jubel singen und sagen, liegt abermals um 1500 Jahre zurück. Es war der Eintritt des Christentums in die Welt. Was ist denn damals geschehen? Weshalb feiern wir noch immer diesen ersten und einzigartigen Ostermorgen? Darauf eine kurze Antwort zu geben ist schwer. Selbst die Zeitgenossen, welche jenen Ereignissen nahegestanden haben, erzählen davon in mancherlei Zungen. Deshalb werden wir am besten tun, wir halten uns an denjenigen unter ihnen, der mit seinem persönlichen Zeugnisse am weitesten zurückgreift, an den Apostel Paulus.

Was sagt Paulus von der Auferstehung Jesu? Er faßt sich ganz kurz: Es hat Gott gefallen, seinen Sohn in mir zu offenbaren. Die Offenbarung des lebendigen Christus in seiner Seele ist für Paulus der entscheidende Wendepunkt seines Lebens gewesen. Sie bedeutet für ihn die Auferstehung Jesu. Die Erfahrungen der übrigen Apostel und Zeugen aber stellt er auf die gleiche Linie. Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir, — das ist die Ostergewißheit nicht nur des Paulus, sondern überhaupt der ersten Christen gewesen. Sie hatten Christus in sich erlebt, er war ihnen Geist und Leben geworden, eine Kraft, aus dem Tode aufzustehen und die Welt für das Leben zu erobern.

Das ist auch für uns noch das Entscheidende. Wer Christi Geist besitzt, in wem Christus lebendig ist, der fragt nicht nach den äußern Umständen, unter denen das zugegangen

ist. Und wenn er dieses Lebendige und Gegenwärtige nicht hat, dann nützen ihm auch alle Beweise aus der Vergangenheit nichts. Drum könntest du nicht übler fahren, als wenn du deinen Osterglauben auf historische Dokumente gründen und durch solche stützen wolltest! Dann würdest du in deinen eigensten Angelegenheiten niemals dein eigner Herr, sondern bliebest abhängig von den Geschichtsforschern, welche die Dokumente auf ihre Glaubwürdigkeit prüfen, abhängig von tausend Zufälligkeiten. Wer möchte solche Autoritäten über seinen Glauben herrschen lassen, über einen Glauben, der uns im Leben und Sterben Kraft und Halt, Freudigkeit und Zuversicht geben soll? Jedenfalls kein Protestant, der den Glauben als innere Gewißheit kennen und schätzen gelernt hat. Drum fragen wir weiter nichts als dies: Lebt Christus in dir? Wenn du darauf mit ja antworten kannst, dann ist er in dir auferstanden, dann ist er dir die Auferstehung.

Das sind die Auferstehungen, von denen man erzählen kann. Nun möchte ich aber noch von einer solchen sprechen, die wir für uns alle wünschen und erbitten müssen. Ich habe sie bereits angedeutet, es ist die Auferstehung Jesu in unserer Zeit. Denn was hilft uns eine vergangene Auferstehung, wenn es keine gegenwärtige mehr gibt? Drum wünschen wir, daß Jesus auferstehe in unserm Vaterland, daß Liebe und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen. Wir wünschen, daß er zu neuem Leben erwache in der Kirche, die sich nach ihm nennt, sie erlösend vom Buchstaben der Überlieferung und sie ermutigend, dem Geist zu trauen und aus dem Leben zu lernen. Wir wünschen eine Auferstehung Jesu in unserm Verkehr mit den Nationen des Erdkreises, damit dieser getragen sei von einem ehrlichen Vertrauen und einer freudigen Anerkennung aller berechtigten Eigentümlichkeiten und Anschauungen. Wir wünschen Luft und Licht für jedes redliche Schaffen und Streben in Wissenschaft und Kunst, in Handel und Wandel als in dem großen

Weinberg des Herrn, und dazu vor allen Dingen selbständige und selbstlose Persönlichkeiten, in denen Christus Gestalt gewonnen hat, die imstande sind, ihr Leben für ihre Brüder einzusetzen. Das möchten wir heute am Osterfeste erbitten von dem Geber aller guten Gabe, von dem ewigen Geiste, der nun und nimmermehr von seiner Menschheit geschieden sein kann, weil er sich dann scheiden müßte von sich selbst.

Soll diese hohe Bitte, dies heilige Wünschen sich bewahrheiten, dann muß die Erfüllung ihren Anfang nehmen in uns selbst. Die Allmacht außer uns rechnet auf die Macht in uns, Gott braucht den Menschen ebenso, wie der Mensch auf Gott angewiesen ist. Hat er dir umsonst deine zwei, fünf oder zehn Pfund anvertraut? Lebst du nicht? Kannst du deine Lebenskräfte nicht noch steigern? Kann nicht der Segen, den du andern bringst, noch viel weiter und tiefer greifen? O, daß doch keines zu niedrig von sich selber dächte! Das wäre eine Lästerung des Gottes, der auch in unserer Schwachheit mächtig ist. Nein, mutig in Demut, frei im Gehorsam, herrlich in Hülfsbedürftigkeit treten wir vor Gott und lassen ihn nicht, er segne uns denn. Wir ruhen nicht, weil wir vollkommen werden möchten, weil Jesus in uns auferstehen soll.

Woran wollt ihr aber erkennen, ob Jesus in euch auferstanden ist oder nicht? Da möchte ich euch an ein altes Bibelwort erinnern, das von den Zeichen redet, welche den an den lebendigen Christus glaubenden Jüngern auf ihrem Wege folgen. Es sagt von ihnen: In Jesu Namen werden sie Teufel austreiben und mit neuen Zungen reden; wenn sie etwas Tödliches trinken, wird es ihnen nicht schaden; auf die Kranken werden sie die Hände legen, dann wird es besser mit ihnen werden. Hier ist die Rede von unserer Mitarbeit an der Erlösung der Welt. Schon oft habe ich euch den Gedanken ausgesprochen, daß der ein schlechter

Christ ist, welcher niemanden erlösen kann. Hier ist dir das Werk der Jesusfreunde gezeigt: Teufel auszutreiben gilt es, mit neuen Zungen zu reden, Gift zu trinken, ohne daran zu sterben, auf die Kranken die Hände zu legen, damit es besser mit ihnen werde!

Viele Teufel treiben ihr Wesen um dich her und in dir selbst, so daß es wahrhaftig nicht an Gelegenheit fehlt, ihrer etliche auszutreiben. Aber tut's nicht durch Beelzebub. Den Haß nicht durch Gewalt, die Unwissenheit nicht durch mitleidige Verachtung, die Falschheit nicht durch fromme List. Nein! Im Namen Jesu tretet dem Übel dieser Welt entgegen: mit der Kühnheit des Glaubens an den Wert der Menschenseele, mit der Freudigkeit barmherziger Liebe, mit dem Freimut der Überzeugung, mit dem flammenden Schwerte der Begeisterung für das Heil der Brüder. Das sind die Zeichen des lebendigen Christus.

Diese Wundertäter gehen nicht in den ausgetretenen Gleisen religiöser Satzungen und moralischer Regeln einher, sondern sie reden mit neuen Zungen, sie denken mit neuen Gedanken, sie sinnen auf neue Wege, die alte Liebe nicht rosten zu lassen, die alte Wahrheit neu zu gebären. Ist Christus die Auferstehung, dann kann er solche Wiedergeburten vertragen, dann ist er weder an Nazareth noch an Jerusalem, weder ans leere Grab noch an die Wolke über dem Ölberg gebunden. Dann paßt sein Leben dem Leben der Gegenwart sich an, dann sind seine Worte weit genug, um in immer neuen Zungen gepredigt zu werden.



Kann er keine sinnenfälligen Wunder mehr tun, so tut er die größeren Wunder des Geistes; glänzt sein Gewand nicht mehr weiß wie der Schnee, so strahlt um so herrlicher das Werk seiner Liebe; wollen die alten Namen im Munde vieler Zeitgenossen nicht mehr recht auf ihn passen, so mag er namenlos die Nationen entzünden, sie zu einer Gemeinschaft der Wahrhaftigkeit und der Freiheit, der Vernunft

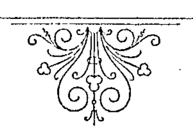
und des Wohlwollens, zu einem Gottesreich auf Erden zusammenschließen.

Neue Zungen! Wahrhaftig ein Zeichen des auferstandenen Christus! Wer durch sie redet, kann Tödliches trinken, und es schadet ihm nicht. Mißgunst, Verkennung, Falschheit haben manchem die Seele vergiftet, und weil er das Gegengift der Jesusliebe nicht kannte, ist er daran zugrunde gegangen. Es gibt auch harte Worte aus dem Munde solcher, an denen wir hängen, die aber unsere Liebe nicht verstehen. Es gibt Unmündige am Geiste, beschränkte Köpfe, die gar nicht wissen, was sie tun, wenn sie ihre Brüder richten und verdammen und blühendes Leben mit plumpen Füßen zertreten. All dies Tödliche vermag der von Jesu Leben zehrende Mensch zu trinken, und es trifft ihn nicht, es dämpft die heilige Inbrunst seiner erlösenden Arbeit nicht. Lieben kann er ohne Dank; geduldig bleibt er allem Wahn, allem verblendeten Eifer zum Trotz; er hält an sich, er beherrscht Fleisch und Blut, er zügelt die Leidenschaft der Sinne mitten im Feuer der Begierde. Das ist die Wirklichkeit der Auferstehung Jesu, der Prüfstein und die Offenbarung seines Lebens.

Wohlan, ihr alle, die ihr also mit Christus auferstanden seid, geht zu den Kranken und legt die Hände auf sie, so wird es besser mit ihnen werden. Wen ihr ermutigt, gewinnt Ruhe; wen ihr tröstet, findet Trost. Die Angst entflieht, die Verbitterung weicht, wenn eure Seele erquickend sich mit der ihrigen berührt. Euer Leben überwindet ihren Tod, euer Freundeswort wälzt den Stein von des Grabes Tür. Siegreich tritt der Erlöser hervor, und neuer Frühling blüht unter seinen Füßen auf. Ja, wir wollen hingehen zu den Kranken, zu den Irrenden und Schuldbeladenen, zu den Verkehrten und Verhärteten, zu den mutwilligen Zerstörern des eigenen Glücks, — zu ihnen wollen wir hingehen und die Hände auf sie legen. Wir wollen sie nicht mit den Händen

schlagen und ihnen die Köpfe waschen, sondern sie segnen und ihnen verkündigen, daß es auch für sie noch eine Liebe gibt in Menschenherzen, daß auch ihnen noch eine Auferstehung bereitet ist in der Lebenskraft der Jesusfreunde. Kommt, laßt uns miteinander zu dem Vater gehen, der Liebe und Leben ist und gibt.

Sind das nicht deutliche Merkmale für die Wahrheit einer Auferstehung Christi, für die noch weit größere Wahrheit, daß Jesus Christus selbst die Auferstehung ist? Ja, wir alle wollen eine lebendige Osterpredigt sein. Wir wollen uns nicht mehr streiten über Wahrscheinlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten, über Geschichtliches und Ungeschichtliches in biblischen Berichten. Das geht unser Auferstehungsleben nichts an. Wir haben es mit der Gegenwart zu tun. Wir wollen Jesusleute sein, nicht uns selbst, sondern ihm und durch ihn lebend, der in uns auferstanden ist. Dann geht es siegesfroh der Zukunft entgegen. Täler erhöhen, Berge erniedrigen, Geister stärken und Herzen beseligen! Das ist Osterkampf und Ostersieg, Osterfreude und Osterfreiheit. Amen!



Alles und in allen Christus!

Kol. 3, 9—17.

Ziehet den alten Menschen mit seinen Werken aus und ziehet den neuen an, der da erneuert wird zu der Erkenntnis nach dem Ebenbilde des, der ihn geschaffen hat. Da ist nicht mehr Grieche, Jude, Beschneidung, Vorhaut, Ungrieche, Skythe, Knecht, Freier, sondern alles und in allen Christus. So ziehet nun an, als die Auserwählten Gottes, als die Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut und Geduld, und vertrage einer den anderen und vergebet euch untereinander, so jemand Klage hat wider den anderen; gleichwie Christus euch vergeben hat, also auch ihr. Über alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit, und der Friede Gottes regiere in euren Herzen, zu welchem ihr auch berufen seid in Einem Leibe. Und seid dankbar. Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen in aller Weisheit, lehret und ermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern, und singet dem Herrn in euren Herzen. Und alles, was ihr tut mit Worten oder mit Werken, das tut alles in dem Namen des Herrn Jesu, und danket Gott dem Vater durch ihn.

Der heutige Sonntag trägt den Namen Cantate: Singet, singet dem Herrn ein neues Lied, denn er tut Wunder; die Gemeinde der Heiligen soll ihn loben. Wie arm wäre die Menschheit ohne Gesang und Poesie. Im Gesang kann der Mensch sein Innerstes auf viel innigere Weise aussprechen; da kann er Dinge offenbaren, denen das einfache nüchterne Wort nicht gewachsen ist; denn dieses hat es meist nur mit dem Sichtbaren und Greifbaren zu tun; aber im Gesang und in der Poesie redet die Seele von dem, was kein Auge gesehen hat, was aber doch wirklich

ist, sie redet von dem Göttlichen im Menschenherzen, von dem Bleibenden und Ewigen. Wenn die Bibel Gott am nächsten tritt, wenn sie uns die tiefsten Gedanken aussprechen will, da fängt sie an zu dichten und zu singen. Das Unaussprechliche anzudeuten und auszudeuten, ist Sache der Poesie, und darum sind Poesie und Religion zu allen Zeiten Schwestern gewesen und müssen auch immerdar miteinander gehen und bleiben, wenn sie beide wahrhaftig und gesund sein sollen. Die Religion kann die Sprache der Poesie in keiner Weise entbehren, denn gerade erst durch diese Sprache wird dasjenige kund, was auf andere Weise gar nicht kundgemacht werden kann. Religiöse Menschen haben immer etwas an sich von einem Poeten, denn sie schauen in das Inwendige der Dinge; das Auswendige ist ihnen Bildnis und Gleichnis, Mittel der Darstellung, weiter nichts.

Wenn du z. B. hinausgehst vor das Tor in die schöne freie Natur, so hast du Freude am grünen Baum oder über das bunte Blümlein auf der Wiese; aber wenn du nun ein frommes Herz dazu hast, dann fängst du alsbald an zu dichten, dann siehst du im Baum und Strauch, im Fels und Bach die Engel Gottes weben und walten; das Licht ist Gottes Kleid und der Himmel Gottes Gezelt, die Winde sind seine Boten und die Feuerflammen seine Diener; siehst Himmelskräfte auf- und niedersteigen und sich die goldenen Eimer reichen. Oder blicke hinein in die Weltgeschichte. Da weißt du gewiß allerlei zu erzählen von alten Zeiten, von blutigen Schlachten und Friedensschlüssen und berühmten Menschen. Aber wenn du ein frommes Gemüt mitbringst, dann siehst du noch mehr, siehst in all diesen Einzelheiten einen großen Gedanken und Plan, und die Menschheit steht vor deinem Auge wie ein Volk, wie eine Familie, die auf der Wanderschaft sich befindet, aus der Fremde in die Heimat, durch die Wüste nach einem Kanaan, das sie sucht und wonach sie sich sehnt.

Ja, der Glaube kann nicht anders, er muß singen; der Glaube muß dichten. Der Glaube sagt nicht: Ich will dem Herrn meinen Katechismus aufsagen, sondern er spricht mit dem Psalmisten: Ich will dem Herrn singen, solange ich lebe, und meinen Gott loben, solange ich bin. Der Glaube spricht mit unserm heutigen Text: Ich will dem Herrn singen und spielen in meinem Herzen.

Gut, Geliebte, das wollen wir auch tun, heute am Sonntag Cantate wollen wir singen und spielen unserm Gott in unserm Herzen; ein Lob- und Preislied wollen wir anstimmen. Keinem andern kann es erklingen als ihm, der unser aller Herr und Meister, unser Freund und Heiland ist, und deshalb wollen wir unserm Preislied die Überschrift geben, die unser Text uns nahelegt: Alles und in allen Christus, — das sei der Gegenstand unserer Betrachtung. Es zerfällt dieses Lied naturgemäß in zwei Strophen. Die erste würde etwa den Gedanken ausführen: Christus sei in allen! und die zweite: Alles sei Christus!

Christus sei in allen! Was ist denn wichtiger: Ein Christus über uns oder Christus in uns? Ein Christus über uns ist etwas sehr Schönes, etwas sehr Großes, ein allumfassendes Band. Aber wie kommt er denn über dich, mein Lieber? Doch nur dadurch, daß er erst in dir gewesen ist. Wenn er in deinem Herzen dir übermächtig geworden ist, wenn er dich da überwunden hat, dann ist er dir über, und dann kann er auch über dir sein. Aber so lange das noch nicht der Fall ist, bleibt das Wort von dem Christus über uns für dich nur ein Wort. Darum, Geliebte, wünsche ich zu allererst, euch allen und mir, daß Christus in uns sei. Das beschreibt nun unser Text gar lieblich und wirklich.

Er redet zuerst von dem herrlichen Selbstbewußtsein, das denen eigentümlich ist, in welchen Christus wohnt, in denen er Gestalt gewonnen hat. Und dieses Selbstbewußtsein besteht darin, daß sie sich Auserwählte Gottes nennen können,

Heilige Gottes, Geliebte Gottes. Auserwählte Gottes! Mit diesem Worte ist viel Mißbrauch getrieben worden. So nannte sich z. B. das alte Israel und verband damit eine verächtliche Geringschätzung aller andern Völker, die nicht von Gott auserwählt seien und darum unter ihnen stünden und ihnen zu dienen hätten. Auserwählte Gottes! Das Wort ist auch in der Christenheit arg mißverstanden worden. Man hat einen Stand über all die andern Stände erhoben und hat ihn die Auserwählten genannt, die Ausgelosten, den Klerikerstand, und hat damit der Wahrheit ins Gesicht geschlagen, daß der Geist Gottes wehet und wirket, wo er will, und daß er nicht an irgend einen Stand oder Standesunterschied gebunden ist, den die Menschen willkürlich machen. Nicht in dieser Weise nennen wir uns Auserwählte Gottes, sondern in dem Sinne, daß die ganze Menschheit ein auserwähltes Volk Gottes ist. Ja, alle Menschen umfaßt Gott mit gleicher Liebe, allen hat er sein unsterbliches Ebenbild aufgeprägt, in alle hat er den Drang und Trieb gelegt, sich zu dem ewigen Vater hinzusehnen, bis daß er uns erfüllt und wir ihn finden. In einem jeden Gliede dieser Menschheit ist auch etwas zu spüren von dem göttlichen Ebenbilde, und aus eines jeden Menschen Angesicht spricht uns das Wort entgegen: Ich bin ein Auserwählter meines Gottes.

Welch eine Achtung vor andern Menschen muß diese Wahrheit in uns erwecken! Da steht jedes deiner Brüder und Schwestern neben dir wie ein Heiligtum gleichsam, das Gott geweiht hat, und hinter einem jeden Menschen steht der allmächtige Vater selber und hält schützend über ihn seine Hand und sagt: Rühre ihn nicht an, es ist etwas von mir in ihm; er ist mein Kind und soll mir ähnlich werden. Diesen großen, weltverklärenden Gedanken pflanzt niemand anders in uns hinein, als Christus selbst, — Christus, der Menschensohn, der da wußte, daß jedes Menschenkind zur

Gotteskindschaft berufen ist, und daß die höchste Herrlichkeit der Menschheit in der Gottähnlichkeit ruht. Darum singen wir und freuen uns, daß wir Auserwählte Gottes sind.

Aber auch Heilige Gottes sind wir. Es gibt in Jesu Leben zwei Momente, in denen er mir immer ganz besonders heilig erscheint. Das eine ist die Stunde, wo er an den Jordan geht und sich von Johannes taufen läßt. Er steigt hinunter in das Wasser und spricht: Es gebührt mir, alle Gerechtigkeit zu erfüllen, mich meinen Brüdern völlig gleichzustellen. Und das andere Moment ist jenes, wo ein Schriftgelehrter ihn einmal anredet: Guter Meister! — und darauf antwortete Jesus: Was heißest du mich gut? Niemand ist gut als Gott allein. Seht, Geliebte, weil er selbst nicht gut sein wollte, darum war er gut; weil er selbst nicht als ein Heiliger verehrt sein wollte, darum war er ein Heiliger, der Heilige Gottes. Das ist bis heute noch die wahre Heiligkeit eines Menschenkindes, daß es vor seinem Gott demütig dastehen kann und weiß: Mein Gott ist alles, und ohne Gott bin ich nichts. Darum, Geliebte, wer unter euch ein einfältiges, bescheidenes Herz im Busen trägt, der darf mit Christus vor den Vater hintreten und darf singen und spielen in seinem Herzen: Ich bin dein Heiliger!

Und dazu fügen wir noch: Ich bin dein Geliebter. Geliebt zu werden ist nun einmal das Herrlichste, was es gibt, und von Gott sich geliebt zu wissen, ist recht eigentlich die christliche Religion. Das ist die Süßigkeit und Seligkeit unseres Glaubens, — eine Seligkeit, die auch durch alle Leiden dieser Zeit nicht ausgetilgt werden kann; und eine Süßigkeit, welche trotz aller Bitternisse dieses Lebens ihren unverwüstlichen Geschmack nicht verliert, sondern die Seele immer wieder beflügelt, also daß sie auffahren kann wie ein Adler in Gottes Arme und kann singen und sagen: Vater, ich bin dein Geliebter. Ja, Geliebte Gottes sind wir! Welch eine Hoheit und welch ein Glück! Welch ein Band

der Gemeinschaft aber auch wiederum zwischen uns allen! Denn wir sind alle gleich geliebt. Gott macht keinen Unterschied in seiner Liebe, er macht sie nicht abhängig von einem Mehr oder Weniger in deinen Leistungen, ja, wo er Schwachheit sieht, liebt er vielleicht noch dringender, weil er noch mehr helfen, noch mehr tragen und Geduld haben muß. Wir alle, die wir uns wollen lieben lassen, sind unseres Gottes Lieblinge, und darum wollen wir uns unseres Gottes freuen von ganzem Herzen und von ganzer Seele, und wollen auch unter Tränen nicht aufhören, diesem Gott zu singen, weil wir seine Lieblinge sind.

Dieses hohe Selbstbewußtsein erfüllt uns, wenn Christus in uns ist. Wir sind die Auserwählten Gottes, wir sind Gottes Heilige, wir sind Gottes Geliebte.

Natürlich wird sich ein solches Selbstbewußtsein auch äußern, äußern in einem starken Trieb der Dankbarkeit, äußern in dem Streben, das wiederzugeben, was man empfangen hat. Unser Text sagt: Weil ihr die Auserwählten, Heiligen und Geliebten Gottes seid, ziehet an herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld. Das sind in der Tat die schönsten Kleider, die es gibt. Kein Mensch soll und darf beurteilt werden nach seinem äußern Kleid. Das kann noch so fadenscheinig und noch so dürftig sein, wenn darunter nur ein rechtes Herz schlägt, wenn die Seele nur in Barmherzigkeit erglüht, wenn aus dem Auge nur die Freundlichkeit Gottes redet, wenn das Menschenkind nur entschlossen ist, geduldig die Fehler und Mängel anderer zu tragen und zu vergeben: dann ist es bekleidet mit aller Schönheit und Herrlichkeit, die du dir nur denken kannst. Darum laßt uns nicht allzuviel Wert legen auf äußern Besitz, Erscheinung und Stand. Das sind alles Zufälligkeiten, die mehr oder minder dem Wechsel unterworfen sind. Laßt uns vor allen Dingen trachten nach dem schönen Hochzeitskleide des innern Menschen, nach einem liebewarmen Herzen.

Hast du etwas davon, mein Lieber? Treibt es dich zu dem hin, der als Lazarus vor deiner Tür liegt? Denkst du daran, daß es nicht alle Menschen so gut haben wie du? Weißt du, daß, wenn dir die Sonne scheint, es bei andern vielleicht tiefe Nacht sein kann? Hast du es immer vor Augen, daß du nichts für dich allein begehren darfst, sondern nur, was auch dem andern recht und billig ist? Und wenn dich dein Gott gesegnet hat, sei es mit äußern oder innern Gütern, brennt es dir auch auf der Seele, für andere ein Segen zu werden und ihnen mitzuteilen reichlich und täglich von dem, was du hast? O, ihr Lieben, Gott schenke uns herzliches Erbarmen! Er schenke uns die Freundlichkeit, die aus dem Angesicht Jesu redet, die Freundlichkeit, welche sich nicht erbittern läßt, und jene Demut, Sanftmut und Geduld, welche trägt und glaubt und hofft, welche niemals aufhört und welche die Menschen auch in den Irrungen und Enttäuschungen des Lebens stark macht, wieder aufzustehen, allezeit das Haupt hochzuheben in dem Bewußtsein: Ich bin geliebt und ich darf lieben. Seht, Geliebte, das ist der Christus in uns, dem wir heute singen und spielen wollen, und der in uns allen zu einer Lebensmacht und Lebenskraft werden soll.

Aber noch mehr, Geliebte. Wenn diese schönen Kleider dir nicht unordentlich um den Leib hängen, sondern auch richtig passen und bequem sitzen sollen, so daß du dich frei und natürlich darin bewegen kannst, und auch andere ihre Freude daran haben, so muß noch etwas zu den Kleidern hinzukommen. Über sie alle muß ein Gürtel gelegt werden: das Band der Vollkommenheit, das ist die Liebe. Wie schön auch die Gaben sein mögen, die an einem Menschenkinde offenbar werden: Über alles geht die Liebe. Sie ist eigentlich die einzige Tugend, die es gibt. Wenn der innere Mensch liebt und hat diese Liebe zur Kraft seines Lebens gemacht, dann kann er gar nicht anders, dann ist er voller Dankbarkeit und Güte, dann sucht er nicht mehr das Seine, dann möchte er nicht mehr glücklich werden, sondern glücklich machen. Darum ziehet über alles andere an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit.

Gottesliebe nennen wir sie in anbetender Inbrunst, Menschenliebe lautet ihr trauter Name, wenn wir sie üben. Was ist die Gottesliebe? Kannst du ihn denn lieben, den du nicht siehst und nicht begreifst? O, mein Lieber, liebe doch einmal das Gute; fange doch einmal an, die Wahrheit zu lieben, das Schöne, das Große, das Edle. Mache dich doch los von den Sinnentrieben und wage es, dem Geist zu vertrauen, den Geist und seine Kräfte zu schätzen über alles andere. Dann wirst du schon erfahren, was Gottesliebe ist. Und in dieser Gottesliebe wird deine Menschenliebe erstarken, da wird sie so frei und so klar werden, wie Gott selber ist, der keine launischen Unterschiede macht zwischen sympathischen und unsympathischen Menschen, sondern der einen jeden anschaut mit seinem guten, großen Gottesauge voll Wohlwollen und Hoffnungsseligkeit. So wirst auch du deine Mitmenschen anschauen und wirst sie gewöhnen, daß sie auch dich so anblicken. Und es wird dieses heilige Band der Menschenliebe um immer größere Kreise sich erweitern und einmal der Tag kommen, wo man auf Erden in Wahrheit sagen kann: Sie lieben sich untereinander! Scheint auch dieser Tag noch fern zu sein, wir fassen uns in Geduld und glauben, daß, wenn der Christus, dem wir heute singen und spielen, den wir alle kennen und lieben, wenn dieser Christus einmal in den Menschenherzen Leben und Gestalt gewonnen haben wird, wir auch fortschreiten zu jenem zweiten großen Wunsch- und Preislied: Alles sei Christus!

Ein großes Wort, Geliebte, auf den ersten Anblick schwer verständlich. Alles sei Christus! Und doch liegt darin der erlösende Gedanke, den Gott von Anfang an

über seine Welt gehabt hat, nämlich, daß die Menschheit ihn wiederspiegeln und daß alles, was sie in ihre Hand nimmt, ihre Tätigkeit und ihr Streben, ihre Wissenschaft und Kunst, ihr Kämpfen und Siegen, denselben göttlichen, d. h. zu Gott hinstrebenden Charakter trage. Das ist ausgesprochen mit den Worten: Alles sei Christus!

Der Text sagt: Wenn alles Christus sein soll, so muß vor allen Dingen der alte Mensch ausgezogen und ein neuer angezogen werden. Das Alte darf nicht bleiben, wie es war, es muß sich erneuern, entwickeln. Ein solcher Fortschritt, wie er für alles Denken, Wollen und Empfinden der Menschen unbedingt nötig ist, beruht auf zwei Voraussetzungen: daß man das Alte würdigt, daß man aber über dieser Würdigung des Alten das Suchen des Neuen nicht vergißt; daß man das Lebensfähige dankbar pflegt, über dem Grabe des Abgestorbenen aber nicht trostlos klagt, sondern einen Lebensbaum darauf pflanzt zu neuem Grünen und Blühen.

So hat es Jesus selber gehalten. Die Religion der Väter schätzend, wuchs seine Gedankenwelt aus dem alten Testament hervor, aber zugleich über dasselbe hinaus. Er redet von Most, von einem neuen Geist, den er bringe; und diesen jungen Wein will er nicht in alte Schläuche gefaßt haben, sonst zerreißt der Most die Schläuche und beide kommen um, sondern man soll den neuen Wein auch in neue Schläuche fassen. Freilich hat er seinen Jüngern die Schläuche nicht überliefert, sondern nur den Most; aber daß dieser Most im Laufe der Zeit auch die passenden Schläuche finden werde, das war sein Glaube an die Zukunft und die Weiterentwicklung seines Werkes.

Ähnlich erging es unserm Luther. Der stand in vielen ererbten Beziehungen und Anschauungen so fest, daß er im Anfang gar nicht daran dachte, ein Neues zu schaffen. Erst als sein religiöses Bedürfnis und sein Gewissen ihn nötigten, mit dem Erbe der Väter sich auseinanderzusetzen, da wurde

er inne, daß man dem Alten nicht sklavisch dienen darf, sondern daß es umgestaltet, fortgebildet werden muß, damit es ein lebendiger Segen bleibe. So handelte er in treuer Pietät gegen das Überlieferte und wurde doch der kühne Held, der uns ein Neues und doch Altes ans Licht brachte: das Recht der Menschenseele auf einen persönlichen Glauben, auf ein persönliches Verhältnis zu Gott.

Heute bewegen uns ähnliche Gegensätze. Auch wir sind naturgemäß die Erben einer Überlieferung, einer ehrwürdigen Überlieferung, und keiner von uns würde es wagen wollen, diesem Überlieferten als etwas Unbedeutendem gegenüberzutreten; aber keiner von uns wird auch bei der Tradition stehen bleiben wollen, sondern wir alle möchten die Geistesschätze der Väter auch wieder unsern Nachkommen überliefern und möchten sie nicht so weitergeben, wie wir sie empfangen haben, sondern sie bereichern, so wie jeder gute Haushalter zu dem, was er ererbt hat, etwas hinzuzufügen trachtet, damit seine Kinder noch mehr empfangen, als er selbst empfangen hat. Deshalb ist es unsere Pflicht, das große geistige Erbe der Vergangenheit zu erweitern und zu vertiefen, sonst sind wir nicht wert, das Erbe zu verwalten.

Was sollen wir denn dazulegen? Was ist denn das Neue, das für die Nachwelt gesichert werden muß? Unser Text nennt zweierlei: Er redet von einer Erkenntnis nach dem Ebenbilde des Schöpfers und von einem Niederreißen der Schranken zwischen Mensch und Mensch. Wir sollen eine Erkenntnis nach dem Ebenbilde des Schöpfers gewinnen. Die Erkenntnis des Schöpfers ist nicht eine theoretische, möchte ich sagen, sie ist auch keine buchmäßige, sondern des Schöpfers Erkenntnis ist eine praktische; sie besteht im Schaffen, darin, daß Gott sich selbst in die Dinge hineinlegt und in ihnen wirkt, durch sie wirkt, und für sie wirkt. So möge auch in uns eine Erkenntnis wach werden nach dem Ebenbilde des Schöpfers. Unser Wissen bleibt immer

Stückwerk und wird ewig Lücken behalten. Wie sollen diese Lücken ausgefüllt werden? Etwa dadurch, daß man Behauptungen aufstellt, die man nachher nicht beweisen kann? Etwa dadurch, daß man für Wissen ausgibt, was nur Vermutung ist? Nein, wir wollen vielmehr diese Lücken unserer Erkenntnis ausfüllen durch Schaffen. Laßt uns nicht mutlos werden, weil wir dem Irrtum unterworfen sind, sondern laßt uns diesen Mangel ersetzen durch einen verdoppelten Trieb nach Gottähnlichkeit, durch heiliges Schaffen. Soll unsere Gottähnlichkeit einen vollen Sinn haben, so müssen wir auch etwas von dem Schöpfer in uns tragen, wir müssen selbst schöpferisch leben. Darum schaffe, mein lieber Freund, dann schreitest du fort, dann ersetzest du Altes durch Neues, dann wird dein Gott in dir lebendig.

Wie sollst du denn schaffen? Jeder unter euch hat ein Gebiet, auf dem er wirkt und arbeitet ums tägliche Brot, und viele haben noch anderes dazu, haben freundschaftliche Beziehungen, haben vielleicht liebe Kinder. Kann man denn da nicht schaffen, Geliebte? Und wenn es das Einfachste wäre, was dir von Gott anvertraut ist, schaffe darin an jedem Tage mit neuer Schaffenslust. Dann wirst du sein, was du werden sollst. Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken und er wächst auch mit seinem regeren Fleiß. Laßt uns danach trachten, uns eine Welt zu schaffen, vor allem eine innere Welt! Aus dieser inneren Welt heraus strömt dann Lebenskraft für die uns umgebende Welt. Dadurch stellen wir uns in den Dienst eines göttlichen Fortschritts, stehen auf Gegenwärtigem und schaffen Zukünftiges, — das ist die Erkenntnis nach dem Ebenbilde des Schöpfers, wovon unser Text spricht.

Und dazu ein Zweites, ein Niederlegen der Schranken zwischen Mensch und Mensch. Seit Jesu Zeiten ist der Wunsch der Menschen, einander nahezukommen, nicht mehr erstorben. Jesus hat ihn angeregt, ja, er hat ihn

zu einer heiligen Leidenschaft entfacht mit seiner gewaltigen Predigt vom Reiche Gottes. Was sind alle Kirchen und Kirchlein der Vergangenheit und Gegenwart gegenüber diesem weltumspannenden Reiche unseres Gottes? Sie sind wie kleine Kapellen in einem großen Dom. Wir wollen sie deshalb nicht geringschätzen; ich weiß wohl, sie können nicht anders sein. Aber wir wollen auch nicht in den Irrtum verfallen, als ob die kirchlichen Bildungen und Gestaltungen der Gegenwart ein ewig Bleibendes sein müßten, als ob in ihnen die fertige Wahrheit und die letzte religiöse Vollendung sich darböten. Nein! Wir sind evangelische Christen, wir sind von protestantischem Geist erfüllt, wir wissen von Jesus, daß nicht die Form, sondern der Geist das Wesentliche ist, und darum geht unser Blick über jede sichtbare religiöse Gemeinschaft hinaus und dringt zu der ewigen unsichtbaren Kirche hindurch, zu jenem Reiche der Wahrheit, der Liebe und der Gerechtigkeit, das Jesus gegründet hat.

Unaufhaltsam breitet es sich aus, von Ort zu Ort, unwiderstehlich dringt es vor von Volk zu Volk. Wer an diese Zukunft glauben kann, dem werden die Unterschiede allmählich bedeutungslos, welche die Menschen zwischen sich aufgebaut haben, es fallen die Schranken der Konfessionen, die Religion gewinnt den Sieg. Für ihn gibt es weder Knechte noch Freie, weder Juden noch Skythen, weder Mann noch Weib, sondern nur Menschen nach dem Bilde Christi. Ihm wird alles Christus, aus jedem Auge spricht ihn ein christliches Bekenntnis an: das ewige Bedürfnis des Menschenherzens nach Gott und seiner Liebe. In diesem Bedürfnis reichen auch wir uns die Hände und bauen alle zusammen an der gemeinsamen Wohnung, die uns von unserm himmlischen Vater angewiesen ist; trachtend ohn' Unterlaß nach dem Neuen, Großen, Bleibenden und immer wieder Werdenden, nach der Wahrheit, die zur Tat werden soll: Alles sei Christus!

Unser Text gibt noch einige weitere Fingerzeige, die wir aber nur kurz noch berühren können. Alles würde Christus sein, wenn sein Wort, seine großen, welterlösenden Liebesgedanken in allen wohnten; nicht in irgendwelchem Eifer um den Buchstaben, sondern in aller Weisheit. Alles würde Christus sein, wenn die Menschen sich untereinander ermahnten, einander erzögen, wenn sie sich einer gegenseitigen Erziehungspflicht bewußt wären; nicht etwa strafend und scheltend, sondern geistlich und lieblich in der aufmunternden Geduld der tätigen Liebe. Alles würde Christus sein, wenn die Menschen singen und spielen wollten dem Herrn in ihren Herzen, sei es in Klageliedern oder Freudenpsalmen, wie es jedem ums Herz ist, wenn es nur mit der Frische der Wahrhaftigkeit aus der Seele dringt: Du bist mein Gott, und ich bin dein Kind. Ja, alles würde Christus sein, wenn wir jedes, was wir tun, im Namen Jesu täten, möge sein Name dabei genannt werden oder nicht, wenn es nur in Christi Sinn geschieht und aus seinem Geist geboren ist. Dann wäre alles, alles Christus.

Wenn ich daran denke, daß unser Gott das Werk, welches er angefangen hat, nicht liegen lassen kann, sondern daß er es vollenden wird und muß, dann geht mir mein Herz weit auf, dann schaue ich so freudig und getrost in die Zukunft der Menschheit hinein, und mein Leben will mir dann zu einem Psalm der Dankbarkeit werden, wie unser Text am Schlusse sagt: Danket Gott, eurem Vater, durch Christum. O, ein dankbares Menschenkind, wie lieb muß man es haben! Undank ist so schwarz, so häßlich und so niedrig, Dankbarkeit aber ist so hell, so licht, so göttlich und so schön. Und darum, Geliebte, wollen wir dankbar sein, dankbar im Leid wie in der Freude, dankbar gegen Gott und gegen die Menschen und wollen fest glauben, daß es noch einmal eine dankbare Menschheit geben wird, eine Menschheit, welcher der ewige Vater das Zeugnis ausstellen kann: Alles und in allen Christus. Amen!

Das Gebet des Herrn.

Lukas 11, 1—4.

Und es begab sich, daß er war an einem Ort und betete. Und da er aufgehört hatte, sprach seiner Jünger einer zu ihm: Herr, lehre uns beten, wie auch Johannes seine Jünger lehrte. Er aber sprach zu ihnen: Wenn ihr betet, so sprecht: Unser Vater in dem Himmel, dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel. Gib uns unser täglich Brot immerdar. Und vergib uns unsere Sünden; denn auch wir vergeben allen, die uns schuldig sind. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel.

Der vorige Sonntag mit seinem lieblichen Namen Cantate rief uns auf zum Singen und Sagen. Der heutige Sonntag spricht eine ähnliche Aufforderung aus, er ruft uns zu: Rogate, betet! Beide Dinge sind nahe miteinander verwandt und sind doch auch wieder sehr voneinander verschieden. Singen und Sagen ist religiöse Phantasie, ist ein Schaffen in Gedanken, Beten dagegen ist religiöser Wille. Der Beter richtet sein ganzes Denken auf ein einziges Ziel hin, er möchte seine Wünsche zur Tat werden sehen. Darum ist das Beten kein Zeichen der Unselbständigkeit; im Gegenteil, wer nicht betet, ist unselbständig, der überläßt eben alles dem Laufe der Dinge, ohne in diesen Lauf mitbestimmend eingreifen zu wollen. Wer dagegen betet, der möchte seinen eigenen Willen mit dem Willen Gottes gleichsam vermählen und durch das Zusammenwirken beider das Heiligste und Höchste erreichen, wonach sein Herz sich sehnt. Not lehrt beten, weil die Not die Energie des Menschen stählt, weil sie ihn zwingt, sich auf sich selbst zu besinnen und auf die Kräfte, über die er ver-

fügt und nicht verfügt. Jesus hat uns in dem Gleichnis von dem bittenden Freunde gezeigt, welch ein gewaltiger Wille in dem rechten Beter steckt. Da steht ein Mann vor der Tür seines Freundes, und ob es gleich mitten in der Nacht ist, und ob er eine Abweisung nach der andern erfährt: er bleibt stehen, wo er steht, er wird nicht laß, er will nun einmal das erreichen, weshalb er zu dem Freunde gekommen ist, er will seine drei Brote haben. Welch eine Kraft in diesem Menschen!

Leider können viele Menschen nicht beten oder nicht mehr beten. Sie haben es vielleicht als Kinder einmal gekonnt, auf naive Art; aber das Kindheitsgebet ist ihnen längst verloren gegangen und ein Mannesgebet haben sie aus den Stürmen und Erfahrungen des Lebens nicht gelernt. Das ist ein Beweis, daß uns die Religion im allgemeinen noch eine theoretische Sache ist, daß wir uns ihrer Gotteskräfte nicht genügend bewußt sind. Da fällt mir ein schönes Wort von Angelus Silesius ein, der hat gesagt:

„Das edelste Gebet ist, wenn der Beter sich
In das, vor dem er kniet, verwandelt inniglich."

Wir knieen vor Gott. Ist dir dein Gott menschlich beschränkt, handelt er nach Laune und Willkür, ist er Leidenschaften unterworfen, dann wird auch dein Gebet alle Schwächen und Gebrechen der Menschlichkeit an sich tragen. Ist dir aber dein Gott das höchste Gut und die ewige Liebe, ist er dir dein Vater geworden, ist er dir Geist und Wahrheit und Leben, dann vergeistigt sich auch dein Gebet, dann bedarf es schließlich gar nicht mehr der Worte, sondern es wird ein Zusammenschluß deines Geistes mit dem ewigen Geiste, deines Willens mit dem ewigen Willen.

So, Geliebte, denke ich mir, hat Jesus gebetet. Seine Jünger baten ihn einmal, wie wir aus unserem Texte hören, er möge sie doch beten lehren. Lehren kann einer natürlich nur dasjenige, was er selber in sich trägt, und

er wird es auch so lehren, wie er es in sich trägt. Wenn nun Christus seine Jünger beten lehrt an der Hand des bekannten Gebetes, welches wir das Vaterunser nennen, so werden in diesem Vaterunser auch die Gebetsart und die Gebetsgedanken Jesu am deutlichsten ausgesprochen sein. Darum wollen wir heute, am Sonntag Rogate, dieses Gebet des Herrn zum Gegenstand unserer Betrachtung machen.

Das Vaterunser enthält nicht sieben Bitten, sondern nur vier. Denn die drei ersten sogenannten Bitten sind Wünsche. In diesen Wünschen: Geheiliget werde dein Name, zu uns komme dein Reich, dein Wille geschehe — bittet der Mensch nicht um die Erfüllung irgendeines persönlichen Anliegens, sondern er macht die Angelegenheiten der ganzen Menschheit zu seiner eigenen Angelegenheit und trägt sie wünschend und nach Verwirklichung sich sehnend vor seinen Gott. Ehe er aber diese Wünsche ausspricht, vergewissert er sich seines Gottes und nennt ihn beim Namen: Unser Vater in dem Himmel.

Mit dieser Anrede spricht Jesus den Zweck und das Ziel alles Betens aus, das letzte Ziel, welches es geben kann. Er schließt jegliche Vermittlung aus, jegliches Stillstehen auf dem Wege des Vordringens zu Gott, indem er uns als Kinder unmittelbar an den Vater weist. Ein Kind klopft bei dem Vater nicht erst lange an und wartet, bis er 'Herein ruft, sondern ein Kind weiß, daß der Vater jederzeit es gern bei sich sieht, und tritt so ein, wie das kindliche Anliegen es treibt. Und der Vater freut sich darüber, wenn das Kind kommt; er würde eine Kluft empfinden zwischen sich und dem Kinde, wenn es sich fürchtete, ihm zu nahen. So wollen auch wir als die rechten Kinder Gottes beten, getrost und mit aller Zuversicht, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater bitten.

Für den großen, unbegreiflichen Gott, den aller Himmel Himmel nicht fassen können, der auch den klügsten und

schärfsten Menschengedanken stets unerkennbar bleibt, für diesen Gott haben wir das auferweckende, lichtbringende Wort, das ihn aus dem Unendlichen ins Endliche zwingt und ihn zum gegenwärtigen Freunde unserer Seele macht, das Wort: Abba, lieber Vater. Wer das in Wahrheit sagen kann: Du, mein Vater — der ist ein Christ. Das ist das christliche Glaubensbekenntnis in einem einzigen Satz; das ist das Neue, welches Jesus in die Welt gebracht hat, daß er der Menschheit das Verhältnis der Kindschaft zwischen ihr und Gott zum Bewußtsein brachte. Und deshalb wollen wir es als eine unserer köstlichsten und tröstlichsten Berechtigungen betrachten, daß wir dem großen Gotte unmittelbar nahen und zu ihm sprechen dürfen: Abba, lieber Vater! Dabei bleiben wir uns bewußt, daß er höher ist denn alle irdischen Väter, und daß alle menschliche Vaterschaft und Vaterliebe von der seinigen nur ein Abglanz ist. Wir nennen ihn: Vater in dem Himmel.

Es versteht sich von selbst, daß vor seinem Vater das Kind in Ehrfurcht sich beugt. Deshalb beginnt es sein Zwiegespräch mit dem Wunsche: Dein Name werde geheiligt! Name Gottes bedeutet in der Sprache des Alten Testaments soviel wie Offenbarung Gottes, das geoffenbarte Wesen des Unsichtbaren und Unerkennbaren. Diese Offenbarung sahen die Juden zunächst in ihrem Gesetz, das ihr ganzes religiöses, politisches und gesellschaftliches Leben regelte. Aber sie erkannten auch in anderen Dingen eine Offenbarung Gottes, z. B. in der Natur. Die Natur ist ihnen geradezu Gottes Garten und Wohnstätte. Lest einmal den 104. Psalm, welch herrliche Offenbarungen da der Dichter schaut, wenn er in Luft und Wind, in Licht und Finsternis, in Meer und Land das Leben Gottes spürt. Das alles war den Juden Name Gottes, Offenbarung Gottes. Und dazu die Künste: die Dichtkunst und die Musik, die stellten sie nicht nur in den Dienst des Höchsten, sondern die waren ihnen

auch die Sprache des Höchsten. Es gab bei ihnen nicht jenen künstlich aufgebauten Unterschied zwischen Geistlichem und Weltlichem, sondern alles Große und Schöne, alles, was treu, gut und wahr dem innersten Herzen entquillt, trägt das Siegel einer Offenbarung Gottes. So haben sie sogenannte weltliche Lieder aufgenommen in die Sammlung ihrer heiligen Schriften, weil sie in der irdischen Liebe der Menschenkinder untereinander eine Offenbarung der ewigen Liebe, in der Freude des Volkes an seinem König und Vaterland ein Abbild der Freude an dem allmächtigen König und dessen großer Gotteswelt erblickt haben. Jedenfalls ein weltoffener Sinn, eine weite, daseinsfrohe Religion!

Wir Christen wollen in diesem Stücke nicht hinter den Juden zurückstehen. Auch wir wollen den Namen Gottes nicht bloß in der Bibel suchen. Wir lesen ihn auch in den Sternen, auch in Wald und Flur; wir hören ihn rufen im Gewittersturm, er leuchtet und lacht uns im lieblichen Sonnenschein. Und wenn wir ein liebes Buch aufschlagen, worin ein tiefsinniger Dichter, ein forschender Geist seine Gedanken niedergelegt hat, dann spricht auch da der unendliche Gott mit uns, dann hören wir auch da seinen Namen von Menschenlippen genannt und ihn selber zu uns reden. Oder wo der Wohllaut der Töne an unser Ohr dringt, und unser Herz im Innersten ergriffen wird von dem Geheimnis dieser wunderbaren Kunst, da klingt es wiederum anbetend durch die Seele: Geheiliget werde dein Name! Ja, Geliebte, wie sind seine Werke so groß und so viel! Wie hat er in die Menschheit hineingelegt die wunderbaren Kräfte seines Geistes und seines Lebens, erlösende, rettende, vorwärtstreibende Kräfte! Es ergreift uns eine innige Liebe, eine heilige Ehrfurcht. Wir freuen uns und sind getrost, daß Gott von seinem Volke, von seiner Menschheit nun und nimmermehr geschieden werden kann, sondern daß er

bei uns ist überall und alle Tage. Darum dürfen wir auch in heiliger Sehnsucht ihm nahen und sprechen: Dein Reich komme!

Ja, Geliebte, das Reich Gottes möge kommen! Wenn Jesus diesen Wunsch ausspricht, so geht daraus hervor, daß es damals, als er lebte, noch nicht gekommen war. Es ist auch bei seinem Tode noch nicht vollendet gewesen und ist es selbst jetzt noch nicht, sonst wäre es eine Torheit, wenn wir heute, nach 1900 Jahren, immer noch beten: Dein Reich komme! Gottes Reich hat seine Grenzen erst an den Grenzen der Menschheit, und es wird erst dann vollendet sein, wenn alle Menschen sich in Wahrheit als Gottes Kinder fühlen. Dabei brauchen wir sie nicht alle unter eine Form gemeinsamer Gottesvorstellung zu bringen. Nein! Wenn nur in allen dieselbe Kindesreligion lebte, dasselbe Vertrauen, dieselbe heilige Ehrfurcht und derselbe Gehorsam gegen den Vater, dann wäre das Reich Gottes gekommen, dann brauchten wir es nicht mehr herbeizuwünschen. —

Man redet seid etwa hundert Jahren viel von einer Reichsgottesarbeit und versteht darunter gewöhnlich die vielgestaltigen Werke der inneren Mission, der Waisenpflege, der Armenpflege, der Fürsorge für die Verwahrlosten und Gefallenen, und was derartige Tätigkeiten rettender und bewahrender Liebe mehr sind. Gewiß, Geliebte, das alles ist schöne, gesegnete Reichsgottesarbeit. Aber wenn es die einzige wäre, so glaube ich, es käme das Reich Gottes nie. Diese Arbeit beschäftigt sich mehr oder weniger mit Ausnahmen, aber nicht mit den regelmäßigen, allgemein vorhandenen Zuständen und Verhältnissen der Menschen. Darum möchte ich zwei andere Dinge nennen, die auch Reichsgottesarbeit sind, vielleicht sogar im allerhöchsten Sinne des Wortes: Das ist die sorgfältige Erziehung deiner Kinder und die unausgesetzte Treue in deinem Beruf.

Das Reich Gottes lebt am kräftigsten vom Glauben an seine Zukunft. Deshalb muß es mit durch diejenigen kommen,

welche die Zukunft in ihrem Herzen tragen. Das ist die Jugend. Die Erziehung der Jugend muß eine heilige Reichsgottesarbeit sein. Wer sich dieser Pflicht an seinem Fleisch und Blut entzieht, wer dieser Aufgabe nicht sein ganzes Können zu Diensten stellt, wer ihrer Lösung nicht sein eigenes Ich zum Opfer bringen kann, — der hält das Kommen des Reiches Gottes auf, der legt für sich die Hände in den Schoß und läßt andere sich bemühen, daß Gott in der Menschheit die Herrschaft erlange. Darum, Geliebte, wem von euch diese hohe, heilige Aufgabe auf das Herz gelegt ist, wem Gott eine Schar Kinder anvertraut hat, wer in seinem Hause dieses muntere, wimmelnde, wachsende Leben täglich beeinflussen und pflegen kann, — der möge dabei nie vergessen: Hier ist für dich das kommende Reich Gottes, da bist du hineingestellt als deines Gottes Mithüter und Mitarbeiter. Nun gib dein Herzblut hin, nun offenbare das Göttliche, das in dir ist, offenbare deine Liebe und überwinde durch die Liebe die angeborene Eigensucht. Dann wirst du deine Kinder recht erziehen, dann ist dir Kindererziehung Gottesdienst, heilige, fromme Reichsgottesarbeit.

Und gerade so stehe in deinem Lebensberufe, in welchem du dein tägliches Brot erwirbst. Sei treu und achte nichts gering. Eine jede Arbeit, und wäre es die einfachste, ist ein göttliches Werk. Das Reich Gottes besteht wahrhaftig nicht in Worten und süßen Gefühlen, sondern es ist eine heilige Wirklichkeit, es ist das harmonische Zusammenwirken aller guten Menschen hier auf Erden, aller derjenigen, denen es Ernst ist, daß in der Menschenwelt Gott offenbar werde. Wenn ihr also euer Vaterunser recht beten wollt, ihr Lieben, dann wünscht nicht nur das Reich Gottes herbei, sondern arbeitet es auch herbei.

Doch nun zum dritten Worte, zu jenem, welches Jesus in schwerer, ich möchte sagen, in der schwersten Stunde

seines Lebens uns praktisch ausgelegt hat: Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel! Im Himmel geschieht sein Wille und wird geschehen, denn die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündet seiner Hände Werk. Aber es kommt darauf an, daß Gottes Wille auch bei uns geschehe. Weißt du denn den Willen Gottes über dich, mein lieber Freund? Du kannst ihn nicht aus Büchern lernen, sondern nur aus deinem eigenen Leben erkennen. Siehe, wenn dein Gott ein Opfer von dir fordert, wenn er mit gewaltiger Hand dich anfaßt, deine Torheit und Selbstsucht zu überwinden, dann kannst du sicher sein: Da ist sein Wille. Wenn du zurückschreckst vor einer Pflicht, die dir zu schwer erscheint — gerade deren Erfüllung ist sein Wille. Und wenn dein Gewissen laut wird und dich quält, weil du deine Schuldigkeit noch nicht getan hast, weil du dein Pfund vergräbst und dein Licht unter den Scheffel stellst, siehe, das ist sein Wille. Und dieser sein Wille geschehe! Wenn du etwa meinst, du könntest dieses Geschehen aufhalten, so gib wohl acht: Wenn dieser Wille nicht *mit* dir geschieht, so geschieht er *gegen* dich. Und wenn du deinen Willen diesem ewigen Gotteswillen nicht unterordnest, dann wird Gott dir deinen Willen brechen, und dieses Brechen deines eigenen Willens tut oft bitter weh.

Aber ich weiß noch andere Wege, auf denen der Wille Gottes geschehen muß, wie schwer es auch ist, ihn zu tun. Das sind die Kreuzeswege, das ist die heilige Leidensschule in unserem Leben. Wir sind sie alle schon gegangen, diese Wege, wir haben alle schon auf dieser Schulbank gesessen. Da wollte das Herz sich auflehnen gegen des Erziehers Willen und zuckte oft in wildem Schmerz zusammen. Aber siehe da, wenn die Kindeszuversicht über dich kam, daß Gottes Wille gut ist und heilig, und daß der Kelch getrunken werden muß, weil es ein Kelch aus Gottes Hand ist, — siehe, da kam auch wieder der stille, glückliche Gottesfriede;

da konntest du auf einmal freudig tragen und leiden, was dir vorher unmöglich schien; da fühltest du dich an seiner Hand, da legte sich dein Herz an Gottes Herz und aus tiefster Überzeugung und mit heiligem Vorsatz sprach es im Innersten die Worte: Dein Wille geschehe!

Ja, Geliebte, was auch kommen mag, was euch euer Gott auch zugedacht hat: Sein Wille geschehe! Und wenn ihr ihn geschehen laßt, dann werdet ihr in Wahrheit glückliche Menschenkinder, dann besteht eine Übereinstimmung zwischen dem, was in euch ist, und dem, was in Gott ist, und es vollzieht sich dann die innigste und seligste Harmonie, die es gibt: die Vergöttlichung des Menschen und die Menschwerdung Gottes. Gottheit und Menschheit sind derart in Einem vereint, daß alle vollkommene Fülle des Lebens offenbar werden kann. Und über diesem wunderbaren Bilde eines Menschenlebens, in dem Gott mächtig geworden ist, steht das erlösende und bindende Wort: Dein Wille geschehe!

Nun kommt unser Text an die eigentlichen Bitten. Gott weiß, daß wir alle Hunger und Durst haben, daß wir Kleider brauchen und Schuhe, Wohnung und Obdach. Alles dies faßt Jesus zusammen in das Wort: Unser täglich Brot gib uns immerdar, oder „heute“, wie bei Matthäus steht. Es ist ja doch nur für heute, das tägliche Brot, und es ist genug, daß jeder Tag seine eigene Plage habe. Für morgen kannst du vielleicht Vorsorge tragen, und das sollst du auch nach Maßgabe deiner Kräfte, aber Sorge machen sollst du dir nicht darum. So wie ein Kind daheim von seiner Eltern Tisch aufsteht und weiß: Heute bin ich satt geworden und werde morgen wieder satt werden, und unterscheidet gar nicht mehr Heute und Morgen, weil es ganz und gar in der schenkenden und schaffenden Liebe seiner Eltern ruht, — also, Geliebte, möge auch euch ein jeder Tag gesegnet sein mit dem täglichen Brot. Und dazu

wollen wir mit unserm Luther nicht nur das rechnen, was wir essen und trinken, sondern was auch sonst noch zu unserm Lebensglück gehört: Gute Freunde und getreue Nachbarn, gut Regiment, gut Wetter, Friede und Eintracht in unserm Vaterlande, Gesundheit in unsern Familien, und was sonst noch Liebes und Freundliches Gottes Gabe sein mag. Gott schenke es euch aus seiner reichen Vaterhand, und lehre euch, es dankbar zu empfangen, damit er es euch wiederum schenken kann. Unser täglich Brot gebe er uns immerdar!

Jetzt schlägt aber Jesus eine ernste Saite an, jetzt weist er uns hinein in unser Gewissen, jetzt erinnert er uns an unsere Schuld. Wer, Geliebte, wollte sich von dieser Bitte ausnehmen: Vergib mir meine Schuld? Du brauchst nicht an große Vergehungen, Laster und Schandtaten zu denken; nein, denke nur einmal daran, daß deine Liebe eine feurige sein sollte und dein Glaube ein sieghafter, ein solcher, der Berge versetzt! Und doch ist deine Liebe oft nur wie ein flackerndes Flämmchen gewesen und dein Glaube oft so sinnlich, so niedrig, so abergläubisch und dann wiederum so schwach und so kindisch. Bedenke auch, wie weit du zurückgeblieben bist in der Erziehung deines inneren Menschen. Das alles ist doch niemandes Schuld als deine eigene. Darum beuge dich vor deinem Gott und sprich: Lieber Vater, vergib mir meine Schuld!

Ich weiß wohl, daß eine große Selbstüberwindung dazu gehört, dies Wort von Herzen auszusprechen. Ihr erfahrt es ja an euren Kindern. Zu allem sind sie zu haben; aber wenn es mal gilt, um Verzeihung zu bitten, so treten gewöhnlich erziehliche Schwierigkeiten ein, die zu überwinden eine große Weisheit des Erziehers erfordert. So mag es wohl auch dem großen Pädagogen ergehen, unserm himmlischen Vater, der unsere Herzen noch besser kennt, als wir die Herzen unserer Kinder zu kennen ver-

mögen. Er weiß auch, daß uns das Erkennen und Bekennen der eigenen Schuld sehr schwer wird, daß wir uns gar so gern in den Mantel der Selbsttäuschung und Selbstbespiegelung einhüllen, und darum gibt uns Jesus einen Maßstab für unsere innere Wahrhaftigkeit und zeigt uns ein Hilfsmittel zur Selbstüberwindung, wenn er uns versprechen lehrt: wie wir unsern Schuldigern vergeben.

Du bist sehr leicht bereit, einen anderen als deinen Schuldner zu betrachten; siehe, ebenso leicht sollst du bereit sein, dich selbst als Gottes Schuldner anzusehen. Und wiederum wird es dir oft sehr sauer, deinen wirklichen Schuldigern von Herzen zu vergeben; du machst gern allerlei kleine Vorbehalte. Dein Gott aber will von ganzem Herzen dir seine Gnade zusichern und stellt nur die eine Bedingung, daß du es über dich gewinnen kannst, auch deinem Bruder von Herzen zu vergeben. Wenn irgend ein Gedanke Jesu Religion und Leben miteinander verbindet, also daß keines von dem anderen gelöst noch gerissen werden kann, so ist es der, daß Gott uns nur in dem Maße vergeben kann, wie wir unsern Schuldigern vergeben. Denn, Geliebte, Gottes Vergebung ist kein willkürlicher, von außen über uns ergehender Richterspruch, sondern sie ist das Siegel auf einen inneren sittlichen Vorgang im Menschenherzen, und dieser Vorgang heißt: Gericht über dich selbst und erziehende Liebe gegen den Nächsten. Wo diese beiden Dinge wirklich und wahrhaftig sind, da ist Gottes Vergebung. In dem Augenblicke, wo dir solche Wirklichkeit zum Bewußtsein kommt, ist keine Scheidewand mehr zwischen dir und deinem Gott; jetzt seid ihr wieder völlig eins, habt euch wieder, haltet euch und liebt euch und freut euch an einander.

Wer nun täglich beten kann: Vergib mir meine Schuld! wer sich täglich rüstet mit der weltüberwindenden Liebe, die andern vergibt, wer so durchs Leben geht, der weiß sich so ganz und so fest an der Hand seines Gottes,

daß es ihm ein Leichtes wird, zu sagen: Führe uns nicht in Versuchung! Versuchung ist Prüfung, darum ist sie notwendig, denn ein Mensch, der nicht auf die Probe gestellt wird, der würde innerlich zerflattern; er würde entarten, wie meistens die Schüler entarten, denen am Ende ihrer Schülerlaufbahn kein Examen winkt. Da muß einer schon ein ungewöhnlich Tüchtiger sein, wenn er auch ohne den aufgehobenen Finger der Schlußprüfung seine Lernzeit so auskaufen soll, wie es für das spätere Leben erforderlich ist. Ebenso bedarf der erwachsene Mensch solcher Examina; das sind die Versuchungen dieser Welt, das ist der Kampf der Pflicht gegen die angeborene Unlust, Feigheit und Furcht; das sind die seltsamen Situationen, in welche dich das Leben bringt, wo jeder für sich selbst einstehen muß, wo kein anderer für ihn eintreten kann. In solchen Lebenslagen darfst du wohl zu deinem Gotte bittend und hoffend das Auge aufschlagen und darfst zu ihm sprechen: Lieber Vater, führe mich nicht in Versuchung! Und wenn es sein muß, dann bleibe mit deiner Wahrheit und Klarheit, mit deiner Kraft und Treue bei mir in der Stunde des Widerspruchs, damit ich alles recht ausrichte, das Feld behaupte und den Sieg behalte. So hat auch Jesus Versuchungen bestehen müssen, und sein Gott hat ihn schließlich noch in die letzte und größte Versuchung geführt, so daß er glaubte, Gott habe ihn verlassen; aber trotz alledem hat er seinem Vater zugetraut, daß dieser ihm die Kraft geben werde, Sieger zu bleiben, und dieses Vertrauen hat ihn nicht betrogen. In solchem Vertrauen wollen auch wir sprechen: Führe uns nicht in Versuchung; aber wenn es dein Wille ist, daß es geschehe, dann erlöse uns von allem Übel.

Nach Erlösung sehnt sich jedes gesund empfindende Menschenherz, denn jeder wahre Mensch, der die Augen offen hat für sich selbst und seine Mitmenschen, fühlt, daß er nicht frei, sondern gebunden ist, gebunden oft von sehr

schmerzlichen Fesseln, den Fesseln seiner eigenen Torheiten, seiner Leidenschaften, seiner Vorurteile und seiner Sünden. So wie der wahrhaft Weise weiß, daß er nichts weiß, so empfindet auch der wahrhaft Freie, daß er gebunden ist. Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten. Wer einmal versucht hat, die Flügel der Seele in der Freiheit der Kinder Gottes zu regen, der kennt jene Bande. Von ihnen erlöst nur der Gott aller Freiheit, der Gott des Lichtes, der Wahrheit und der Liebe. Wo der herrscht, erlöst er; wo der festgehalten wird, befreit er. Drum bitten wir: Erlöse mich von allem Übel!

Ich glaube, diese Bitte kommt am leichtesten und am meisten aus dem Menschenherzen, und niemandem von euch verüble ich sie. Tut sie nur recht dringend und sehnsüchtig, dann kommt auch die Erlösung. Sie kommt für diesen Fehler und für jene Schwachheit, hier zerreißt eine Fessel, die dich hielt, dort wird dein Auge aufgetan für eine Wahrheit, die du lange vergeblich suchtest; hier lernst du in deines Nächsten Seele lesen, und es löst sich der Bann alten Mißtrauens, und dort offenbart sich dir dein eigenes Herz, und du siehst dich befreit von unheimlicher Selbsttäuschung. So wirst du nach und nach ein immer selbständigeres Kind deines Gottes, im Verständnis seiner Gedanken stärker und stärker und im Genuß dieser inneren Freiheit immer dankbarer für alle erfahrene Erlösung. Und wenn dann schließlich das letzte Übel kommt, wenn der Tod an deine Türe klopft, dann traust du deinem Gott, den du im Leben bewährt gefunden hast, auch dieses Letzte zu, daß er dich erlöst von aller Todesangst und dich befreit von jeder Furcht, so daß du in seinen Armen ebenso ruhig einschläfst, wie du an seiner Hand sicher durch das Leben gingest.

Ich weiß nicht, Geliebte, ob irgend eine Saite im Menschenherzen unberührt bleibt, wenn ich so diese sieben

Wünsche und Bitten durchgehe. Ich glaube, daß unser gesamtes Gebetsleben, wenn es echter Art ist, in diesen Worten Jesu seinen Ausdruck findet. Denn wir sollen unsern Gott nicht anbetteln, sondern anbeten, und wir sollen ihn auch nicht anbeten mit vielen Worten und mit Plappern, sondern im Geiste und in der Wahrheit, aus der Tiefe eines warmfühlenden Menschenherzens heraus und in dem Vertrauen eines Kindes, welches seinem Vater alles zutraut und für dessen Liebe keine Grenzen kennt. Sein ist das Reich, sein ist die Kraft, sein ist die Herrlichkeit in Ewigkeit. Wir haben einen Gott, so mächtig, daß einem Menschenherzen kein Ding unmöglich ist, wenn es ihm nur ganz vertraut. Wir haben einen Gott, so gütig, heilig und gewaltig, daß vor seiner Nähe auch das harte Eis der Selbstsucht schmelzen muß. Wir haben einen Gott, so herrlich und so schön, daß er nicht schöner dargestellt werden kann wie in einem Menschenangesicht. Und diesen unsern schönen, unsern guten, unsern mächtigen Gott wollen wir treu und warm im Herzen tragen und wollen selbst herrlich und schön, groß und gut werden durch ihn. Das alles, Geliebte, dürfen wir, das alles sollen wir, das alles können wir, denn sein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen!



Lasset uns einander liebhaben!

Hundertjähriges Jubiläum der Gemeinde.

1. Joh. 4, 7.

Lasset uns einander liebhaben.

Mancher unter euch kennt gewiß das Siegel unserer evangelischen Gemeinde. Es ist gar sinnig gezeichnet: in der Mitte sieht man zwei Hände ineinander gelegt und oben darüber ein Auge; von dem Auge fließen Strahlen auf jene ineinander gelegten Hände hinab. Unter dieser Gruppe liest man die Jahreszahl 1826 und darüber, wie einen leuchtenden Regenbogen, das Wort, welches wir soeben hörten: Lasset uns einander liebhaben. Eine schöne Dreieinigkeit ist auf diesem Siegel dargestellt, denn die ineinander gelegten Hände bedeuten die Liebe Jesu Christi, die Liebe, welche Gemeinschaft sucht und Gemeinschaft hält, und das Auge darüber ist das Vaterauge unseres Gottes, der an solcher Liebe sein heiliges Wohlgefallen hat und sie dadurch nährt und stärkt, daß er seinen Geist über sie ausgießt, den Geist des Opfermutes und der Selbstverleugnung.

Dieses bedeutsame Siegel erinnert an einen ebenso bedeutsamen Tag aus der Geschichte unserer Gemeinde, nämlich an den Sonntag Rogate 1826. Bis dahin gab es in Cöln eine reformierte und eine lutherische Gemeinde, welche zwar gemeinsame Gottesdienste hielten, aber das heilige Abendmahl noch getrennt feierten, wie denn auch jede sich ihren eigenen Pfarrer wählte. An jenem Tage aber reichten sich die beiden Gemeinden die Hände zu einer bleibenden Union. Dieser Bund ist eine Quelle des Wachs-

tums und des Segens für die Cölner Protestanten geworden, und heute, Geliebte, wo wir das hundertjährige Jubiläum unserer Glaubensfreiheit feiern dürfen, freuen wir uns der herrlichen Früchte dieser Einigkeit im Geist, zu welcher damals der Grund gelegt worden ist.

Beide Presbyterien zogen an jenem Sonntage gemeinschaftlich in die Antoniterkirche ein; der damalige Pfarrer Bruch legte die Unionsurkunde auf den Altar nieder und sagte dabei etwa folgendes: „Jetzt soll die letzte Scheidewand fallen, die als eine Folge alten Zwistes bisher noch zwischen den Gliedern der evangelischen Kirche gestanden hat. Nicht als ob wir damit dem Glauben unserer Väter untreu werden wollten. Nein, er bleibt jedem unter uns heilig. Aber wir sprechen heute mit Abraham: Lieber, laß nicht Zank sein zwischen mir und dir, zwischen meinen Hirten und deinen Hirten, denn wir sind ja Brüder. So schließen wir eine Gemeinschaft der Liebe; nicht eine Vereinigung des Wortes und des Ausdrucks, sondern des Herzens; nicht des Buchstabens, sondern des Geistes." So sprach damals der Pfarrer Bruch in der Antoniterkirche.

Zugleich zeigte er den Versammelten die goldene Reformationsdenkmünze, welche der Cölner Gemeinde vom König Friedrich Wilhelm III. zum Geschenk gemacht worden war. Auch daran knüpfte er einige ermahnende Worte und sagte: „Wie das Gold dieser Münze, soll euer Glaube köstlich und bewährt erfunden werden. Auf der einen Seite zeigt sie die Bibel, welche das Licht auf unserm Wege bleiben möge, und auf der anderen Seite die Gestalten Luthers und Calvins, zum Zeichen, daß das hehre Werk dieser Männer sich durch drei Jahrhunderte als ein Gotteswerk bewährt hat." Hinterher hielt dann Pastor Krafft noch eine Predigt über die Einigkeit im Geist, und damit schloß jener denkwürdige Gottesdienst, der erste der vereinigten evangelischen Gemeinde in Cöln.

Ich denke, Geliebte, die Kräfte, die damals zum Zusammenschluß führten, sind auch heute noch wirksam. All dem Trennenden gegenüber, was die Geschichte und das Leben mit sich bringen, gilt es immer wieder, sich zu vereinigen auf dem einen Grunde Jesus Christus, und darum darf die Losung jenes Sonntages Rogate, die schöne Umschrift unseres Kirchensiegels, auch am heutigen frohen Jubeltage unsere Losung sein: Lasset uns einander liebhaben! Um dieses Wort wollen wir in dieser festlichen Morgenstunde unsere Gedanken sammeln und wollen für diese Aufforderung zwei Gründe anführen. Lasset uns einander liebhaben, denn wir Evangelischen in Cöln haben 1. eine gemeinsame Geschichte und 2. eine gemeinsame Aufgabe für die Zukunft.

Wir wollen uns liebhaben, weil wir eine gemeinsame Geschichte besitzen. Ist denn das so wichtig? Ist eine gemeinsame Vergangenheit wirklich ein so starkes Band der Herzen? Nun, wer unter euch hat denn eine Familiengeschichte? Wer weiß denn etwas von seinem Großvater und Urgroßvater oder vielleicht aus noch früherer Zeit? Und wer so glücklich ist, davon Kunde zu besitzen, sagt doch selbst, findet er darin nicht ein starkes Fundament des Familiensinnes? Treten da nicht immer wieder jene längst vergangenen Geschlechter segnend und mahnend vor unser geistiges Auge und rufen uns zu: „Seid einig, einig, einig! Ihr tragt denselben Namen, und in euern Adern fließt das gleiche Blut!" Dies alles gilt in ähnlicher Weise auch für unsere evangelische Glaubensfamilie, für unsere Gemeinde.

Die Cölner evangelische Gemeinde hat eine reiche Geschichte. Die Anfänge derselben sind mit Blut geschrieben und führen zurück in Zeiten heißen Kampfes und leidenschaftlicher Erregung. Die Namen Clarenbach und Flisteden leuchten wie die Sterne aus dem Dunkel der Nacht. Männer waren es, die ihr Leben minder geliebt als ihre Über-

zeugung und welche für die Wahrheit, die ihnen eine Gotteskraft geworden war, ihr Gut und Blut eingesetzt haben, — draußen vor dem Tore auf jenem Marter- und Märtyrerhügel zwischen Melaten und Lindenthal. Auch werden wir niemals vergessen jenes große Autodafé vom Jahre 1520, da man die Schriften Luthers aus der Stadt Cöln zusammenbrachte und unter feierlichen Verwünschungen den Flammen jener Scheiterhaufen übergab, die dort aufloderten auf dem Platze neben dem Dom.

Was vermögen aber Flammen, was vermögen Hinrichtungen gegen die Macht des Geistes! Geist läßt sich nie durchs Schwert ertöten. Geist ist eine Gotteskraft. Geist weht, wo er will. So hat auch der Geist des Evangeliums hier in Cöln nie aufgehört, sich eine Wohnung zu schaffen in den Herzen vieler Hunderte von stillen, aber darum um so treueren Anhängern. Und ob diese Hunderte auch gezwungen wurden, ihr Licht unter dem Scheffel zu halten; ob sie auch genötigt waren, ihre gemeinsame Erbauung draußen zu suchen, in Mülheim, jenseits des Rheines, oder in dem benachbarten Frechen; ob sie auch ihre Toten nicht da begraben durften, wo andere Leute ihre Lieben betteten, sondern mußten sie hinaustragen vor die Stadt, dorthin, wo heute noch der alte protestantische Friedhof Zeugnis ablegt von den Zeiten der Bedrückung; trotz alledem und alledem blieben sie treu. Das waren Menschen, die ihre Religion um keiner anderen Sache willen pflegten als um der Religion willen; denn greifbare Vorteile hatten sie nicht davon, Ehren- und Ruhmestitel brachte sie ihnen nicht. Sie brachte ihnen aber den Frieden, den die Welt nicht geben und nicht nehmen kann; sie brachte ihnen die innere sittliche Kraft, die bereit ist, alle Kämpfe mit dem Schicksal aufzunehmen; und um dieser hohen innern Güter willen haben unsere Väter festgehalten, 300 Jahre hindurch festgehalten an dem Palladium evangelischen Glaubens und

protestantischer Treue. Seht, Geliebte, Geduld ist uns not, daß wir den Willen Gottes tun und seine Verheißung empfangen. Das hat sich auch an unserer Cölner Gemeinde bewährt. Als Gottes Stunde geschlagen, kam die Erlösung, und an die Leidensgeschichte schließt sich nun die Herrlichkeitsgeschichte, die Freiheitsgeschichte.

Wir würden ungerecht sein, wenn wir dächten, derartige Beschränkungen der freien Religionsübung seien bloß hier in Cöln vorgekommen oder nur von katholischer Seite. Nein, es wurde in vielen protestantischen Gebieten im 17. und 18. Jahrhundert mit Katholiken ebenso verfahren. Die Gesetze waren in dem einen Lande strenger, in dem andern milder. Eine durchgreifende Änderung in den Anschauungen brach sich erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts Bahn, als erleuchtete Fürsten wie Joseph II. und Friedrich der Große auf mächtigen Thronen saßen, und als die Propheten der Humanität ihre aufklärende Arbeit in den westeuropäischen Völkern begonnen hatten. Da rüttelte man an jenen Ketten, welche geistliche Tyrannei und blinder Glaubenseifer beider Konfessionen geschmiedet hatten, und auch hier am linken Rheinufer stieg die Sonne der Freiheit verheißungsvoll empor.

Allerdings beleuchtete sie blutige Pfade, und seltsamerweise mußte uns Evangelischen am Rhein das Heil von einem Manne kommen, der unserm Vaterlande auf den Schlachtfeldern und in seiner Politik die tiefsten und schmerzlichsten Wunden geschlagen hat, kommen von einem Manne, der sonst die Freiheit gründlich verachtete, der über tausende vernichteter Existenzen lachend dahingeschritten ist und Leichenhaufen zum Podium seines Ruhmes gemacht hat. Aber in diesem Stücke war Napoleon Bonaparte groß: er wußte, daß der Glaube vor Gott besteht und nicht vor Menschen, und darum trennte er Religion und Recht und erlöste den Glauben aus der tödlichen Umarmung der Politik. So

gelangte auch unsere evangelische Gemeinde hier in Cöln zur Freiheit. Daran gedenken wir heute, und ich meine, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie es unsern Vätern vor 100 Jahren zumute gewesen sein muß, als sie zum ersten Male in der Schildergasse im Saale der Brauerzunft zusammen waren, ein viel, viel kleineres Häuflein, als wir heute sind, und dort nun ihre Hymnen sangen, — so können wir es verstehen, daß sie in solchen Liedern auch Napoleon gefeiert und verherrlicht haben wie einen Abgott; wir können es verstehen aus jener berechtigten Freude über die endlich errungene Freiheit. Denn Freiheit ist nun einmal das wunderbare Himmelskind, gläubig, kühn und zart, und alles wahrhaft Große, alles Gottgeborene gedeiht nur in der Luft und unter dem Sonnenscheine der Freiheit.

Die Geschichte unserer Gemeinde hat aber damit nicht an Interesse verloren, daß nun keine schweren Kämpfe und Bedrückungen mehr zu verzeichnen sind. Nein. Jetzt folgt die Periode des Aufblühens und Wachsens. Diese im einzelnen zu schildern, ist mir hier nicht möglich. Mein lieber Kollege Rebensburg hat es getan in einer Festschrift, die vielen von euch gewiß schon in die Hände gekommen ist. Wenn wir uns aber fragen: wo sind heute, nach hundertjähriger Entwicklung, die Zeugen dessen, was die Vergangenheit bewegt und erfüllt hat, so müssen wir uns freilich an äußerliche, sichtbare Schöpfungen halten, die aber von einem innern unsichtbaren Leben überzeugende Kunde geben.

Ich denke an die Reihe von Gebäuden und Anstalten, die in den letzten hundert Jahren in unserer Gemeinde entstanden sind. Hier diese ehrwürdige Basilika, in die das Licht von oben hereinströmt, die Trinitatiskirche, vollendet 1860. Dazu die Christuskirche, eingeweiht vor 8 Jahren am 1. Advent, dieses schöne Gotteshaus in edlem spätgotischem Stile. Noch mehr vielleicht haben uns die vielen

bescheideneren Häuser zu erzählen von helfender Liebe und großmütigem Opfersinn: jenes alte Waisenhaus in der Antoniterstraße, eine der ältesten Anstalten unserer Gemeinde, hervorgewachsen aus jener göttlichen Barmherzigkeit, die sich der verlassenen Kinder annimmt, weil sie in Jesu Fußspuren wandeln möchte; das Marthastift mit seiner mütterlich erziehenden und bewahrenden Fürsorge; das herrliche Clara-Elisenstift, die Zufluchtsstätte der Mühseligen und Beladenen, der Hafen des Friedens für die Alten und Gebrechlichen, die nach einem stillen, lichten Feierabend sich sehnen; unsere höhere Töchterschule, die seit 75 Jahren die Bildungsstätte für einen großen Teil der weiblichen Jugend unserer Gemeinde gewesen ist. Und hinübertretend in die neuere Zeit nenne ich unser Asyl in Lindenthal, wo geduldige Liebe das Gefallene aufrichtet; das Kinderheim in der Landsbergstraße mit seinem kleinen und kleinsten Völkchen; unser schönes Vereinshaus in der Rheingasse, wo ernste Arbeit und frohe Geselligkeit sich die Hand reichen. Ich nenne das stattliche Gebäude der Küpperstiftung, das draußen vor dem Tore seiner Vollendung entgegengeht, und unmittelbar daneben unser Krankenhaus, das reich ausgestattete, wohnlich sich darstellende, nicht das Werk eines einzelnen, wenn auch hervorragende Gaben gespendet worden sind, sondern recht eigentlich das Werk der ganzen Gemeinde, in welches sie ihre Liebe hineingelegt hat in den letzten 10 Jahren, und welches nun im ersten Jahre des neuen Jahrhunderts als ein Unterpfand einer weitern gesegneten Zukunft eingeweiht werden wird. Predigen diese Steine nicht? Verkündigen sie nicht die fruchtbaren Taten des Glaubens und der Liebe?

Und wer mag sie alle nennen, die Vereine, welche unter dem Schutze der Freiheit entstanden sind, in denen jeder sich seiner Stelle freut und seine Gaben in den Dienst des Ganzen stellt! Wer zählt die Namen edler Männer

und Frauen, die uns anfeuernd grüßen beim Durchlesen der Festschrift! Dabei erscheint es mir besonders erfreulich, daß nicht bloß die Pfarrer die Liebeswerke in der Gemeinde angeregt und geleitet haben, sondern daß auch so viele andere Gemeindeglieder mit warmem Herzen und weitem Blick für die hohe Aufgabe eingetreten sind, den evangelischen Namen in Cöln zu Ehren zu bringen durch den Glauben, der in der Liebe tätig ist. Und wenn wir über unsere Friedhöfe gehen, so ruft wohl mancher Grabhügel schmerzliche Erinnerungen wach an geliebte Menschen, die längst von ihrer Arbeit ruhen; aber es wird auch vielen hier in dieser Versammlung das Herz höher schlagen, wenn sie heute ehrwürdiger Vorfahren gedenken, deren Namen bis auf diesen Tag einen guten Klang behielten unter uns, weil vor Zeiten ihre Träger sich selbstlos und opfermutig in den Dienst der Gemeinde gestellt haben. Seht, das ist eine große gemeinsame Geschichte, welche um uns alle das Band heiliger Erinnerung schlingt, und darum müssen wir einander liebhaben, wir können gar nicht anders.

Ich denke aber, das ist nur ein Stück dieser Geschichte. Eine Gemeinde ist nicht etwas für sich Abgeschlossenes und darf es auch nicht sein, sondern die Kämpfe und Bewegungen, welche draußen die Welt durchzittern, spielen naturgemäß auch in ihre Kreise hinein und haben eine tiefgreifende Wirkung auf ihr inneres Leben. Unsere Väter und wir haben in den letzten hundert Jahren mit dem deutschen Volke die reiche Geschichte seines Geistes durchlebt. In jener Woche, wo die Antoniterkirche zum ersten Male von uns benutzt wurde, schloß unser Schiller die Augen, der Dichter des Don Carlos, des Wallenstein, des Wilhelm Tell. Wenige Jahre vorher hatte Goethe die deutsche Nation mit dem ersten Teile seines Faust beschenkt. Damals schrieb Beethoven seine Eroica, die Romantiker entdeckten den Shakespeare und das Nibelungenlied, die Brüder Boisserée



öffneten dem deutschen Volke die Augen für die erhabene Schönheit des Cölner Domes. An der Wende des Jahrhunderts waren Schleiermachers Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern erschienen, und von da an hat die protestantische Theologie einen Aufschwung genommen, wie er seit den Tagen Luthers und Calvins nicht mehr erlebt worden war. Von hemmenden Fesseln der Vergangenheit sich lösend, trat sie durch das neunzehnte Jahrhundert einen neuen Siegeslauf an, einen Siegeslauf vom Bekenntnis hin zur Bibel, von der Lehre hin zum Leben und von der Einzelkirche hin zum Reiche Gottes. Und welche Frucht hat diese freudige Bewegung der Geister gezeitigt? Es ist unser heutiges geschichtliches Verständnis der heiligen Schrift, es sind die vielgestaltigen Werke der innern Mission, und es ist der starke Trieb, das Evangelium hinaus zu tragen in alle Welt und dadurch die Nationen der Erde im Geiste Jesu zu verbinden. Ist es denkbar, Geliebte, daß eine Gemeinde wie die unsrige, eine Gemeinde, welche durch Zuwanderung von außen sich fortgesetzt verjüngt, von diesen gewaltigen geistigen Strömungen hätte unberührt bleiben können? Nimmermehr!



Ebensowenig konnte sie den politischen Wandlungen gleichgültig gegenüberstehen, die unser Vaterland seit dem Sturz des großen Napoleon durchgemacht hat. Freudig hat sie das protestantische Herrscherhaus der Hohenzollern willkommen geheißen, welches nun bald neunzig Jahre seine starken Adlersflügel schützend ausbreitet über das gesegnete Land am Rhein. Begeistert trat sie in der Stunde der Gefahr mit ein in die tapfere Reihe der Wächter am sagenumwobenen, rebenbekränzten Strom, und viele ihrer Söhne haben auf den Schlachtfeldern Frankreichs ihr Leben gelassen. Noch steht in unser aller Herzen in lebendiger Größe der Mann, dessen Standbild den Augustinerplatz schmückt, Colonias Ehrenbürger Bismarck, der Schöpfer des

neuen Deutschen Reiches. Noch blicken wir mit dankbarer Verehrung auf zu der edlen Gestalt Wilhelms, des jugendlichen Greises auf dem Thron. Diese Männer sind noch heute Deutschlands Stolz, ihre Zeit war eine der großen Epochen unserer Geschichte, und viele von uns haben diese Zeit noch mit erlebt. Aus ihr haben wir Begeisterung, Tatkraft, Ansporn zu selbstloser Vaterlandsliebe geschöpft; und weil wir wissen, daß auch das Vaterland ein Heiligtum und der Dienst an ihm ein Gottesdienst ist, weil wir es im Geiste erfahren, daß solcher Dienst, je treuer er geübt wird, desto selbstloser die Menschen verbindet, darum reichen wir uns heute im Rückblick auf unsere gemeinsame Geschichte und im Aufblick zu dem, der aller Geschichte Lenker und aller Segenskräfte Ursprung ist, dankbar die Hände und geloben uns: Ja, wir wollen einander liebhaben.

Es versteht sich aber ganz von selbst, daß man an einem Jubiläumstage auch hinausblicken muß in die Zukunft, denn wehe der Gemeinde, die auf ihren Lorbeeren ausruhen wollte! Deren Rückgang wäre besiegelt. Wir wollen überhaupt nicht ausruhen, am allerwenigsten auf Lorbeeren, sondern wir wollen uns heute fragen: haben wir denn nicht auch eine gemeinsame Aufgabe für das kommende Jahrhundert zu erfüllen? Gewiß, ihr Lieben, sogar eine zweifache Aufgabe. Die erste würde etwa heißen: Halte, was du hast! Und die zweite: Vermehre, was du hast!

Was haben wir denn, Geliebte? Aus allem Wechsel der Zeiten haben wir davongetragen und für uns alle gerettet einen gemeinsamen Glaubensgrund. Wie mannigfaltig auch die Glaubensmeinungen in einer großen Gemeinde wie unsere Cölner sein müssen und sein dürfen, so wollen wir doch nicht vergessen, daß diese Meinungen nicht der Glaube selbst sind, sondern nur dessen persönliche Formen und Vorstellungen. Der Glaube und sein Grund sind und bleiben uns allen gemeinsam, wie verschieden auch

die einzelnen über religiöse Fragen denken mögen. Denn unser Glaube ist unser Kindesverhältnis zum ewigen Vater, und sein Grund ist Jesus Christus, des Vaters lieber Sohn. Dieses Bekenntnis ist gewiß sehr schlicht und einfach, aber gerade darum ist es sehr groß, sehr tief, sehr weit umfassend. Je ausführlicher und komplizierter ein Bekenntnis ist, desto schwieriger wird es sein, viele auf demselben überzeugungstreu zu vereinigen. Je weniger lehrhaft, je mehr religiös es aber uns anspricht, desto zahlreicher ist die Gemeinde, welche sich unter demselben sammeln kann. Gottlob, wir haben nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß wir uns fürchten müßten; wir wollen auch nicht den Geist der Spaltung aufkommen lassen, daß wir uns streiten möchten über die Rechtgläubigkeit, sondern wir freuen uns alle darüber, daß wir den kindlichen Geist empfangen haben, in welchem wir rufen: Abba, lieber Vater! In diesem Geist und Glauben haben wir alles wahrhaft religiöse Leben gemeinsam.

Da sind wir ein Leib, und untereinander ist einer des andern Glied. Wir haben einen Geist, den Geist vom Vater, den Geist Jesu Christi, den Geist der Wahrheit, des Guten, der Demut und der Dankbarkeit. Wir haben eine Hoffnung, ein Ideal, das Reich Gottes auf Erden zu bauen und für unsere Herzen den Frieden zu erringen in allem Streite dieser Welt. Wir haben einen Herrn und Meister, Jesum Christum, gestern und heute und denselben in Ewigkeit. Wir haben eine Taufe, eine heilige Weihe unseres Lebens, darin wir uns verwandt fühlen als Kinder Gottes. Diese Weihe der Kindschaft ist das Süßeste in unserer Religion; ihrer getrösten wir uns in den dunkelsten wie in den sonnigsten Stunden, sie ist unsere lauterste und mächtigste Kraft zum dankbaren Gehorsam gegen Gottes Willen. Und endlich, Geliebte, wir haben einen Gott und Vater unser aller, der da ist über uns alle, durch uns alle

und in uns allen. Das ist unser gemeinsamer Glaubensgrund, den haben wir und den müssen wir auch halten.

Das möchten wir aber nicht im Sinne irgendwelcher Ausschließlichkeit tun, etwa wie ein unartiges Kind, welches ein Gut mit Eifersucht bewacht, damit ein anderes nur nicht auch etwas davon bekomme. Im Gegenteil, wer etwas recht halten und erhalten will, der muß von seinen Schätzen mitteilen nach dem Satze: Willst du haben, so gib. Wir Evangelischen sind in Cöln nicht für uns allein da, sondern auch für unsere Stadt, welche vielen von uns die traute Vaterstadt ist, allen eine gastfreie Heimstätte wurde, unter deren schützendem Dache sie sicher wohnen. Nun glaube ich nicht, daß die Stadt Cöln Ursache hat — wenn man heute über diese Dinge auf nichtevangelischer Seite nachdenken will —, sich über das Ereignis zu beklagen, welches vor 100 Jahren hier geschehen ist. Denn das protestantische Element in Cöln ist für das ganze Gemeinwesen ein segenbringendes Element gewesen. Wenn wir uns auch nicht rühmen wollen, so dürfen wir es doch mit Dank gegen Gott heute aussprechen: Es ist in unserer Stadt seit 100 Jahren kaum etwas Großes, Gedeihliches und Bleibendes geschaffen worden, woran nicht evangelische Männer und Frauen, oft in hervorragendem Maße, beteiligt gewesen wären und noch sind. So wollen wir es auch weiter halten. Wir können zwar nie vergessen, daß wir einst in dieser Stadt Fremdlinge waren und nur geduldet wurden, aber diese Erinnerung soll uns die Freude an der Gegenwart nicht trüben. Wir machen unsere jetzt lebenden katholischen Mitbürger nicht für die Bedrückungen früherer Jahrhunderte verantwortlich, sondern wir stärken uns heute ihnen gegenüber in der heiligen Verpflichtung, das Licht, welches uns aufgegangen ist, leuchten zu lassen vor den Leuten als Jünger Jesu, es leuchten zu lassen in friedlichem Wetteifer mit denjenigen, welche, weil anderer Erziehung, auch in



manchen Fragen der Religion und des öffentlichen Lebens anderer Anschauung sind als wir. —

Und so wissen wir uns am hohen Freudenfeste unserer Gemeinde auch einig im Geist mit allen Kindern unseres Volkes. Wir predigen, wir singen, wir beten mit ihnen in der einen lieben Muttersprache. Sie sei und bleibe uns ein heiliges Symbol innigster Gemeinschaft im Verständnis der höchsten Güter nationalen Lebens und behüte uns davor, daß wir uns einengen lassen in irgendwelche kirchliche, soziale oder politische Selbstsucht und Parteisucht. Sie halte uns Herz und Sinn weit offen für alles, was dem Wohle unseres teuren Vaterlandes dient, für alles, was die sittliche Kraft des deutschen Volkes zu stärken vermag. Dieses Gelübde legen wir heute im Geiste Jesu aus tiefster Seele vor den Thron des ewigen Vaters nieder und fassen es in die Worte: Lasset uns einander liebhaben! Viel haben wir empfangen, viel müssen wir von uns selbst fordern. Großes haben unsere Väter errungen und haben es festgehalten in manchem ernsten Kampf; Gott schenke uns die Kraft, ihr Erbe treu zu bewahren, indem wir es mit freudiger Begeisterung vermehren. —

Das führt mich schließlich noch auf einen Gedanken, den ich heute aussprechen möchte, der aber naturgemäß nicht in einer Zukunft verwirklicht werden kann, die wir noch erleben werden. Es ist eine Aufgabe, von deren Lösung die weitere Entwicklung unserer Gemeinde stark beeinflußt werden wird. Wir wissen alle, daß es bei uns zu allen Zeiten eine größere oder geringere Zahl von Mischehen gegeben hat, und daß wir nun einmal darauf angewiesen sind, mit dieser Tatsache dauernd zu rechnen. Wir müssen auf diesem Gebiete zum Frieden gelangen. Sehr schlimm würde es sein, wenn dies ein fauler Friede wäre, d. h. ein Friede, der sich auf der Verleugnung der eignen Überzeugung aufbaut. Ein solcher kann keinen Segen bringen,

es ist ein Kirchhofsfriede. Auf dem Kirchhofe ist es wohl still, aber nur darum, weil die Toten schlafen und nicht reden können. Nein. Unser Glaube muß uns heilig bleiben; wer ihn verachten oder verdächtigen will, dem müssen wir um des Gewissens willen entgegentreten mit der ganzen Kraft religiöser Überzeugung. Aber etwas anderes ist es, ob nicht doch ein Friede möglich ist auch auf dem Grunde einer gewissenhaften Überzeugung. Ganz sicherlich! Ich glaube daran, wie ich an eine Gemeinschaft der Heiligen glaube.

Wie soll das aber geschehen? Wir gehen nicht zum Katholizismus über, und dieser wird nicht zu uns übergehen. Die protestantische Kirchenlehre wird die römische nicht überwinden und ebensowenig die römische Lehre die protestantische. Vom Proselytenmachen, vom Herüberziehen des einen auf die Seite des andern kann keine Rede sein. Davor hat Jesus selbst so deutlich gewarnt, als wenn ihm diese schlimmste Verirrung kommender Zeiten in allen Einzelheiten vor der Seele gestanden hätte. Aber gibt es nicht einen andern, einen köstlichen Weg? Ist über Katholiken und Protestanten nicht eine höhere Einheit, eine höhere Gemeinschaft des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung denkbar? Gibt es denn eine katholische Liebe und eine evangelische Liebe? Nein, es gibt nur eine Herzensliebe, die aus einem von Christus entzündeten Gemüte hervorströmt und nicht fragt: Bist du Jude oder Katholik oder Protestant. Gibt es denn eine evangelische Hoffnung und eine katholische Hoffnung? Nein, es gibt nur eine Hoffnung, welche, ihres Gottes gewiß, sich der Fülle seines Lebens bewußt geworden ist. Und so gibt es im tiefsten Sinne des Wortes auch keinen katholischen und evangelischen Glauben. Denn Glaube ist die völlige Hingabe des Menschen an den Gott, der sein Vater sein will; und dieser Glaube kann in einem Menschen wohnen, der evangelisch,

und in einem solchen, der katholisch zu denken gewöhnt und erzogen worden ist. In dieser Wahrheit, Geliebte, sehe ich die Bürgschaft einer schönen Zukunft unseres deutschen Vaterlandes, die Bürgschaft eines dereinstigen Sieges der Religion über die Konfession, die Möglichkeit einer wahrhaftigen innern Verständigung katholischen und evangelischen Wesens.

Möchten wir in unserer Gemeinde, die ja freilich nur wie ein Tropfen am Eimer ist gegenüber der großen Gemeinschaft der Christenheit, uns strecken nach diesem begehrenswerten Ziele, damit wir in Wahrheit Eine Herde werden unter ihm, dem Einen guten Hirten Jesus Christus, der für uns alle die Quelle religiösen Friedens, religiöser Kraft und religiöser Wahrheit ist. Wohl ist es nur ein Glaube, aber darum kein Traum. Wohl wissen wir nicht, wann dieses Ideal sich verwirklichen wird; aber wenn wir nur daran glauben, dann tun wir schon etwas, um es zu verwirklichen. Wir sehnen uns darnach, und das erlöst uns bereits von jenem kleinlichen Sinn, der um Unbedeutendes so viel Wesens macht, so daß die Parteien sich erhitzen und die Menschen immer weiter auseinanderkommen, statt sich liebzuhaben in der Liebe Jesu.

Was wird in 100 Jahren sein? Das weiß ich nicht. Aber eins weiß ich doch: Der alte Gott wird dann immer noch im Regimente sitzen. Ob ihn seine Kinder dann wohl besser verstehen gelernt haben werden, als wie sie ihn heute oft verstehen und mißverstehen? Der große Geduldige wolle es geben! Wir aber, Geliebte, wollen uns in dieser heiligen Feierstunde, wie einst unsere Väter vor mehr denn 70 Jahren, die Hände reichen, wollen uns aus tiefster Seele in die Augen schauen und, uns gegenseitig die Herzen schenkend, geloben: Lasset uns einander liebhaben! Amen!

Die Hütte Gottes unter den Menschen.

Pfingsten.

Joh. 14, 23—31.

Jesus antwortete und sprach: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten; und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen. Wer mich aber nicht liebet, der hält meine Worte nicht; und doch ist das Wort, welches ihr höret, nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat. Solches habe ich zu euch geredet, weil ich bei euch gewesen bin. Aber der Tröster, der heilige Geist, welchen mein Vater senden wird in meinem Namen, der wird euch alles lehren und wird euch erinnern alles des, das ich euch gesagt habe. Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht. Ihr habt gehört, daß ich euch gesagt habe: Ich gehe hin und komme wieder zu euch. Hättet ihr mich lieb, so würdet ihr euch freuen, daß ich gesagt habe: Ich gehe zum Vater, denn der Vater ist größer denn ich. Und nun habe ich es euch gesagt, ehe denn es geschieht, auf daß, wenn es nun geschehen wird, ihr glaubet. Ich werde hinfort nicht mehr viel mit euch reden, denn es kommt der Fürst dieser Welt. Zwar hat er kein Recht an mich; aber die Welt soll erkennen, daß ich den Vater liebe und also tue, wie mir der Vater geboten hat. Stehet auf, lasset uns von hinnen gehen.

———

Das Pfingstfest ist ein Frühlings-, ein Maifest, und eigentlich gehört ja auch das sanfte Wehen der Frühlingsluft dazu, der leuchtende Sonnenschein und der blaue Himmel. Aber, Geliebte, auch wenn es, wie am heutigen Pfingstmorgen, draußen stürmt und regnet, so kann doch im innersten Gemüt ein wahrer Maien- und Sonnentag angebrochen sein im Geiste der Wahrheit und der Liebe, im Geiste der Gnade und der Erlösung, der ja recht eigentlich der Pfingstgeist ist. Der Geist soll die Menschen in die Nähe Gottes bringen. Geist strebt nach oben, nach seinem Ursprung zurück.

Man kann wohl sagen, vor Christus glich die Menschheit einem Walde im Winter, wenn die Bäume entlaubt stehen. Da gibt es auch mächtige Eichen und hochaufstrebende Buchen; aber es fehlt ihnen das Trauliche, das Laub, dieses Geschlossene und Lauschige, was dem Wald seine Anziehungskraft und seinen Reiz verleiht. So fehlte der Menschheit in der vorchristlichen Zeit die Idee der Menschheit. Wohl stehen einzelne bewunderungswürdige Persönlichkeiten vor unserer Seele, die große Gedanken ausgesprochen und wohl auch ihr Leben eingesetzt haben für das, was ihre innerste Überzeugung war, — aber, Geliebte, es fehlt der Zusammenschluß, es fehlt die beseligende Gewißheit, daß ein Mensch für den andern einzutreten hat, daß es dabei keine Schranken der Nationen und der Glaubensverschiedenheiten gibt, sondern daß der Mensch dem Menschen die Hand reichen muß, und daß sie sich untereinander solidarisch verbunden wissen. Diese Wahrheit hat Christus in die Welt gebracht, und wie lange es auch dauern mag, bis sie in der Menschheit sich Bahn gebrochen haben wird, gleichviel, sie ist da, sie ist Geist und Leben, sie ist Wirklichkeit. Nicht gelegentlich, nicht zufälligerweise spricht sie Jesus aus, ja, er sagt sogar, daß sie ihm gar nicht angehöre, sondern seinem Vater. Aber gerade weil der Vater sie seinem Sohne gegeben hat, damit dieser sie zu seinen Brüdern weitertrage, darum ist sie unaustilgbar und wird wachsen und siegen in der Menschheit, so gewiß der Geist siegen wird über alles, was nicht aus dem Geiste ist.

Es gibt zwei Bilder in der Bibel, die einander schroff gegenüberstehen: das eine ist der Turmbau zu Babel und das andere ist die Pfingstgeschichte. In dem ersteren Bilde reißt ein eifersüchtiger Gott auseinander, was zusammengehört; und was sich gegenseitig verstehen sollte, wird in seiner Sprache und Selbstoffenbarung verwirrt, auf daß es

sich nicht mehr verstehe. Denn dieser Gott will nicht, daß die Menschen ihm gleich werden, zu ihm empordringen und an seinem Herzen ruhen; und aus Furcht, daß die Menschengedanken den Himmel erobern könnten, reißt er die Menschheit auseinander.

Wir haben einen andern Gott: den Gott der Pfingstgeschichte. Das ist der Vater, der sich gerade über die mancherlei Sprachen und Zungen herzlich freut, indem er aus ihnen allen den einen Gedanken heraushört: Wir gehören dir, wir brauchen dich, wir möchten deine Gedanken verstehen und finden nicht Ruhe, bis wir ruhen in dir. Das erfüllt ihn nicht mit Eifersucht oder mit leidenschaftlichem Zorne, sondern das läßt sein Herz höher schlagen. Nun gibt er seiner großen Menschenfamilie das Beste, was er selber hat, er gibt ihr sein Herz, er gibt ihr seinen Geist, seine Liebe. Dies ist das ewige Pfingsten, so daß es nun heißt: Siehe, eine Hütte Gottes unter den Menschenkindern!

Ja, eine Wohnung Gottes unter den Menschenkindern, das ist die allverständliche Pfingstpredigt, die Gott selber hält. Sie sollen sein Volk sein, er will ihr Gott sein. Darauf wollen wir in dieser Morgenstunde unser Augenmerk richten und wollen die Hütte Gottes unter den Menschen zum Gegenstand unserer Betrachtung machen. Wir fragen zweierlei:

1. Wo ist diese Hütte Gottes? und
2. Wie wohnt Gott in dieser Hütte?

Wo ist Gott in der Menschheit? Die Frage ist uralt, und die Menschen haben auch immer das Bedürfnis gehabt, sie sich zu beantworten. Sie hatten das Gefühl, daß sie ohne eine höhere Macht nicht sein könnten. Auch bei dem jüdischen Volke finden wir in gar manchen alten Erzählungen, Einrichtungen und Sitten diese Wahrheit versinnbildlicht, daß Gott von seinem Volke nicht geschieden ist, sondern bei ihm wohnt. Was ist das Paradies anders, als

eine Gemeinschaft Gottes mit den Menschenkindern, da er mit ihnen wandelt, und sie fühlen sich wohl in seinem Garten? Oder die Stiftshütte, welche die Juden einst als tragbares Zelt mit sich führten auf ihren Wanderungen? Sie soll ihnen die Gewißheit der Gegenwart Gottes unter seinem Volke geben. Dieselbe Bedeutung hatte später der Tempel in Jerusalem. Dahin zogen sie alljährlich und brachten dort ihre Opfer dar, indem sie sich sagten: Da ist Gott; es gibt doch einen Ort auf Erden, wo wir ihn finden können, wo er uns hört, wo wir ihm unsere Herzen aufzudecken und auszuschütten vermögen. Seht, Geliebte, das alles stellt uns die Sehnsucht des Menschen nach seinem Gotte dar. Ob es uns aber auch Antwort geben kann auf die Frage: Wo ist Gott in der Menschheit? Jedenfalls nicht die letzte und endgültige Antwort.

Die gab Jesus. Wir hören sie von ihm und von den Schülern seines Geistes, bei denen sie übereinstimmend lautet: „Ihr seid bei dem Bilde stehen geblieben, aber nicht zu der Sache selbst durchgedrungen. Gott wohnt nicht in Tempeln, von Menschenhänden gemacht; er ist weder in Jerusalem noch auf dem Garizim in besonderer Weise zu sprechen, sondern wo nur irgend ein Herz im Glauben sich ihm auftut, da wohnt, da redet der lebendige Gott. Solch Menschenherz ist der heiligste Tempel auf Erden, den es gibt; und darum wallfahrtet zu euren Herzen, kehrt bei euch selbst ein; da findet ihr den großen Unbekannten, den ihr sucht und den ihr überall sonst nur im Sinnbild und Gleichnis finden werdet."

Für diese Wahrheit ist Christus das lebendige Beispiel. In ihm wohnt die Fülle der Gottheit leibhaftig, und mit dieser Gottes- und Geistesfülle wohnt er unter seinem Volk. Er war die persönliche Hütte Gottes unter den Menschen, eine Hütte mit offenen Fenstern und weitgeöffneter Tür. Wußte er sich doch mit seinem Volke ebenso eins wie mit

seinem Gott. Er nahm an dessen Freuden und Leiden den innigsten Anteil; er wollte keinerlei Herrscherstellung über diesem Volke einnehmen, sondern heilend und erlösend zog er durchs Land, so daß es den Leuten zumute war, als ob Gott selber unter ihnen wohnte, und sie sahen seine Herrlichkeit. So dürfen auch heute noch diejenigen, welche Jesum haben, fest davon überzeugt sein, daß sie Gott haben. Gott wohnt durch den lebendigen Christus in der Menschheit und breitet durch den Geist Jesu Christi in dieser Welt sich selbst, d. h. sein Werk und sein Wesen immer weiter aus.

Wo Gott aber wohnt, da will er naturgemäß auch herrschen; denn Gott kann nicht anders auftreten, denn als Erster, er kann kein Zweiter sein. Sobald du das Gefühl hättest, er wäre schwächer wie du, er wäre weniger einsichtsvoll wie du, dann würde er dir kein Gott mehr sein; er wäre deine Kreatur, und du wärst sein Schöpfer. Nein, wo Gott wohnt, da muß er auch herrschen. Nun ist es aber ein übel Ding, daß in dem Menschenherzen auch andere Gewalten herrschen wollen, allerlei böse Leidenschaften: Trotz, Geiz und Lüge und was sonst so leicht die Oberhand über dich gewinnt. Und doch will Gott dein Herz nicht lassen, er weicht diesen Feinden nicht; und ob auch manches Menschenherz aussieht wie eine Mördergrube, Gott geht trotzdem auch aus solch einem Herzen nie ganz weg, er behauptet sich seinen Platz. Je tiefer daher ein Mensch über sich nachdenkt, desto heißer und ernster wird der Kampf zwischen ihm und seinem Gott; er kann nun einmal seinen Gott nicht lassen, und Gott kann ihn nicht lassen. Und doch ist es so schwer, mit diesem Gott ganz in Harmonie zu leben, seinen Willen völlig zu tun und seinem Geist sich freudig zu unterwerfen. Darum denke nur keiner, daß etwa Gott bei ihm einkehrt, wenn er schläft, wenn er ohne Kampf, ohne Arbeit an sich selbst dahingeht.

Nein, Gott will erkämpft, Gott will errungen sein. Dann erst wird er bei dir wohnen.

Und wenn er nun bei dir wohnt, dann will er auch bleiben. Nicht zu einem vorübergehenden Besuch möchte er bei dir vorsprechen, sondern zu bleibendem Aufenthalte einkehren. Wir wissen ja wohl zu reden von einzelnen Segensstunden und Friedenszeiten, in denen die Seele stille und getröstet ist in dem lebendigen Gott. Aber dann folgen auch wieder andere Seelenzustände, wo uns das alles verloren gegangen zu sein scheint. Es ist so, als wäre der Wein im Lebensbecher uns ausgegangen; die Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott, und ist doch seiner Nähe und seines Innewohnens nicht gewiß. Ja, Geliebte, das ist Menschenlos und Menschenschicksal, das ist unser Unglück hier auf Erden: die Wandelbarkeit des Verhältnisses der Seele zu Gott. Und deshalb fragen wir: Wo ist die Hütte Gottes? Wo ist die Wohnung, in der er herrscht und in welcher er bleibt? Wo ist das glückselige Menschenherz, das da sagen kann: zwischen mir und meinem Vater steht nichts mehr?

Der Text gibt uns darauf eine ganz einfache Antwort; er sagt: Wer Gott liebt. Schon Gott denken ist groß. Die edelsten Geister der Menschheit haben ihn als den höchsten Gedanken gedacht und die Welträtsel zu lösen versucht. Größer noch ist es, Gott zu fürchten, in demütiger Dankbarkeit, wenn auch mit verbundenen Augen, vor ihm zu stehen und sich zu beugen unter seine unerkannte heilige Macht, welche die Welt durchwaltet und Menschenherzen lenken kann wie Wasserbäche. Aber am größten ist es, Gott zu lieben, die Binde wegzunehmen, die Augen aufzuschlagen zu dem ewigen Vater und sich nicht mehr zu scheuen, ihm die Hand zu reichen und zu sagen: Du bist mein und ich bin dein! Das ist die größte, die herrlichste Lebensäußerung, deren ein Mensch fähig ist: Gott zu lieben.

Wie geschieht das aber? Seht, die Morgensterne loben Gott, aber sie lieben ihn nicht; denn sie gehen ohne Furcht und ohne Hoffnung ihre ewigen Bahnen und fühlen nichts von dem Jammer und der Not, die durch eine Menschenseele ziehen. Die Cherubim verhüllen in anbetendem Schweigen vor ihm das Angesicht, aber lieben können sie ihn nicht, weil sie kein Erbarmen brauchen für ihre Schuld, weil sie gerecht und heilig sind und keinen nötig haben, der sie tröste. Lieben kann ihn nur der Mensch, weil in ihm zwei Seelen wohnen, eine glückliche und eine unglückliche, weil ein tiefer Zwiespalt durch jedes Menschenleben geht: der Zwiespalt zwischen Wunsch und Erfüllung, zwischen Pflichtgefühl und Erkenntnis der eigenen Ohnmacht. Aus dieser Natur des Menschen heraus wächst ihm die Fähigkeit, Gott zu lieben. Und wo die Fähigkeit ist, da ist auch die Möglichkeit.

Wie liebt nun der Mensch seinen Gott? Er schaut wohl hinaus in die Natur und bewundert Gottes Werke und betet ihn staunend an. Das ist aber noch keine Liebe. Oder er durchblättert sinnend die Bücher der Geschichte; er sieht, wie Völker gewachsen und wieder vergangen sind, wie der allmächtige Gott Millionen und aber Millionen von Menschenkindern heraufgeführt hat aus der Tiefe eines unendlichen Ozeans und hat sie wieder untersinken lassen; man weiß nichts mehr von ihnen, und ihre Namen sind vergessen. Ja, der Mensch sieht, wie dieser unwiderstehliche Gott mit furchtbarem Arm in Einem Augenblick hunderte von Existenzen vernichtet; da steht er wie ein zweifelndes Kind halb fragend und halb klagend vor diesem furchtbaren, wunderbaren Gott. Aber es fehlt etwas. Das Kind kann sich an diesen Gott nicht anschmiegen, es findet den Weg zu seinem Herzen nicht, denn er scheint keins zu haben. Dieser Gott ist ihm dunkel und voller Widerspruch, es kann wohl vor ihm zittern, aber lieben kann es ihn nicht. Lieben kann man Gott nur in Christus.

Warum? Weil die höchste Schönheit Gottes, sein innerstes Wesen, nur im Menschen offenbar werden kann. Nicht in den Sternen und ihren Bahnen, nicht in den gewaltigen Schluchten des Hochgebirges, nicht in den lieblichen Blumen der Wiese, nicht in den großen Katastrophen der Weltentwicklung, — nein, nur im Menschen kann Gott sich so offenbaren, wie er wirklich ist. Darum suchen wir ihn im Menschensohne, der auch der Gottessohn ist, in unserm Herrn Jesus Christus. Da finden wir ihn in all seiner Tiefe und seinem Reichtum, in all seiner Schönheit und seiner Liebe. Aus diesem Auge blickt keine Härte, aus diesem Auge spricht die Gnade; in diesem Herzen lebt die Hilfsbereitschaft, in dieser Seele wohnt der Friede, die Stille mitten im Sturm, Fassung und Mut auch im Angesicht des Todes. Wenn irgendwo Gott offenbart wird, dann ist er in ihm offenbar geworden, und darum lieben wir unsern Gott in Christus. Da kann auch der verlorene Sohn kommen, kann an die Tür des Vaterhauses klopfen und sagen: Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir; und der Vater stößt ihn nicht hinaus, er breitet ihm die Arme entgegen. Da kann auch einer am Wege liegen, verwundet und zerschlagen, und siehe da, es kommt der barmherzige Samariter und gießt ihm Öl und Wein in seine Wunden. Da ist Ergebung in das Unabänderliche, da ist Treue bis in den Tod, da geht die Liebe hinauf ans Kreuz und opfert sich für das Heiligste, was es gibt, für die Menschenherzen und ihren Frieden, ihre Wahrheit und ihre Klarheit. Da lieben wir Gott.

Liebst du ihn auch, mein Lieber? Der Text gibt dir auch für die Beantwortung dieser Frage einen Maßstab; er sagt: „Wer mich liebet, der wird mein Wort halten.“ Liebe ohne Gehorsam wäre wie eine Blüte, in welcher bereits der Wurm sich eingenistet hat. Sie wird nach und nach die Blättchen verlieren, zu einer reifen Frucht bringt sie es

nicht. Aber auch Gehorsam ohne Liebe scheint mir etwas Unvollendetes bleiben zu müssen. Er ist wie jene Früchte, mit denen wir den Christbaum schmücken; die sind nicht aus dem Baum herausgewachsen, sondern nur von außen daran gehängt. So steht es auch mit den Taten des Gehorsams, die nicht aus der Liebe geboren sind. Du gehorchst deinem Gott vielleicht, weil du meinst, er würde es dir in besonderer Weise belohnen. Wie selbstsüchtig! Oder vielleicht darum, weil du fürchtest, er würde dich bestrafen, wenn du ihm nicht gehorchst. Wie niedrig, mein Lieber! Das tut ja auch der Hund, den du in deinem Hause dir dressierst. Nein, es gibt nur einen gesegneten Gehorsam, das ist der Gehorsam aus Liebe.

Gehorsam bebaut den Acker, aber die Liebe ist der Sonnenschein dazu, und je heißer die Strahlen sind, welche die Sonne auf den wohlbestellten Acker sendet, desto üppiger und herrlicher prangt dann die goldene Frucht. Darum, mein Lieber, wie fleißig du auch deinen Lebensacker bestellen magst, vergiß nicht, daß der Sonnenschein der Liebe dazu gehört, wenn er wirklich Frucht bringen soll. Liebe und Gehorsam sind nur im Bunde miteinander lebenskräftig. Liebe ist ein Herausgehen aus dir selbst. Du kannst es nicht für dich allein behalten, was dir dein Gott gegeben hat, du mußt andere zu Genossen deiner Freude machen, mußt weinen mit ihnen in ihrem Leid. Und dein Gehorsam wiederum ist ein Eingehen in den Willen Gottes, und darum ordnet er sich ihm unter und wird je länger desto mehr zu einem rückhaltlosen Vertrauen auf Gott. Du hast ihn bewährt gefunden, und so verklärt sich dein Gehorsam zur Ergebung. Du weißt, es kommt aus Vaterhänden, was Gott dir schickt, und darum lässest du dir an seiner Gnade genügen und kannst auch unter Tränen ein glückliches Menschenkind sein. Seht, Geliebte, solch ein Herz ist Gottes Hütte.

Nun kommt aber die zweite Frage: Wie wohnt denn unser Gott in solch einer Hütte? Jesus spricht im Text von allerlei Tätigkeiten des göttlichen Geistes. Zuerst nennt er diesen Geist einen göttlichen Tröster. „Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht!" Welch ein schöner Pfingstgruß! Ich wüßte keinen schöneren. Es ist ja so viel Furcht in der Welt, weil alles so unbeständig ist, weil wir den morgenden Tag nicht berechnen können; so viel Furcht vor widrigem Schicksal, Furcht davor, daß Menschen, die wir lieben, vielleicht unglücklich werden oder uns selbst unglücklich machen könnten, Furcht vor Krankheit und Tod, Furcht vor uns selbst. Ja, ich glaube, die am tiefsten angelegten Menschen fürchten sich am meisten vor sich selbst, denn sie haben die meisten schmerzlichen Erfahrungen an sich gemacht. Sie wissen, daß in der Welt so viel durch Täuschung erreicht wird, sich selbst kann man aber auf die Dauer nun einmal sehr schwer betrügen, und darum fürchten sie sich vor sich selbst.

Ich aber sage euch: fürchtet euch nicht, weder vor dem, was draußen ist, noch vor dem, was in euch ist; denn euer Gott ist größer als euer Herz. Es gehört nur die Liebe zu Gott dazu, die ich vorher schilderte, um alle Furcht zu überwinden. Willst du verzagen, so quillt dir in solcher Liebe Gottes Kraft aus einer Tiefe hervor, die du früher in deinem Herzen gar nicht kanntest. Das sind Geheimnisse, wie sie der Künstler darstellt in seinen wunderbaren Werken, die Geheimnisse eines Menschenlebens, in welches Gott eingedrungen ist und dessen tiefste und zarteste Wurzeln er nährt mit der auferweckenden, alle Furcht austreibenden Macht der Liebe. Freilich darfst du dir nicht einbilden, du könntest nun mit deinem Gott einen Vertrag schließen, kraft dessen er dich vor allem Übel behütete. Nein, das nicht; aber den Vertrag schließest du mit ihm, daß du dich hinfort vor keinem Übel mehr fürchten wirst und daß du allem —

es komme, was da wolle — mit der Zuversicht entgegengehst: Mein Gott ist in mir und mit mir, und darum führen wir zusammen es herrlich hinaus. So kommt der Geist der Pfingsten als dein Tröster.

Er kommt auch als dein Lehrer. Jesus sagt: „Der Geist wird euch lehren.“ Ist denn nicht das Wort der eigentliche Lehrer? Gewiß, Geliebte, das Wort ist stets der größte Lehrmeister der Menschheit gewesen. Wenn du in eine Bibliothek eintrittst, da stehen in den Schränken die Werke der großen Lehrer aller Zeiten. In diesen Büchern steckt Lebensmacht. Schlägst du eins auf, so tritt dir aus demselben ein Lebendiger entgegen, ein Freund oder Gegner, zu dem du in eine lebenskräftige Beziehung trittst. Ja, ein gewaltiger Lehrmeister ist das Wort. Und doch ist es an sich nur eine Schale.

Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Aus Worten ein System bereiten;
An Worte läßt sich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben.

Du mußt von der Schale hin zum Kerne dringen, das Wort muß dir Geist und Leben werden. Du mußt bei jedem Worte, auch bei dem Bibelworte, Auswendiges und Inwendiges unterscheiden. Jedes Wort ist schließlich nur ein Versuch, das darzustellen, was an sich nicht dargestellt werden kann. Das gilt namentlich von der Sprache der Religion, welche das Wagnis unternimmt, die tiefsten Geheimnisse der Menschenseele zu offenbaren, die Geheimnisse des Verkehrs zwischen dem Menschen und seinem Gott. Darum, Geliebte, laßt Geist und Wort stets beieinander sein. Wieviel Worte du auch aufgenommen haben magst, miß nicht an ihrer Menge den Schatz deiner Erkenntnis, sondern daran, wieviel Geist du aus den Worten gewonnen hast und wieviel Geist du wiederum in deine Worte hineinlegen kannst. Dies bleibt das Entscheidende, und deshalb

ist nicht das Wort der Lehrer, sondern nur der Geist. Daher kannst du auch nicht mit deinen Ohren lernen, sondern nur mit Anspannung und Darbietung deiner unsichtbaren Organe, mit deinem Herzen und deinem Verstand, mit deinem Willen und deiner Vernunft. Ja, der Geist wird euch lehren, hat Christus gesagt.

Und der Geist wird euch auch erinnern! Ich glaube, erinnert zu werden ist manchmal noch wichtiger als belehrt zu werden, weil wir das Gelernte leider so leicht und so schnell wieder vergessen. Ihr seht es ja an den Kindern, die ihr auch immer wieder erinnern müßt an die einfachsten Sachen, die jeden Tag vorkommen. So muß auch der Geist uns erinnern in entscheidenden Augenblicken unseres Lebens; denn wir stehen alle unter einem harten, grausamen Banne, unter dem Banne der Gewohnheit. Die Gewohnheit regiert die meisten Menschen, sie schabt mit der Zeit ihre göttlichen Eigentümlichkeiten ab und macht sie schließlich nach einer Schablone alle einander gleich. Darum ist die Gewohnheit ein gefährlicher Feind unserer inneren Entwicklung. Ihr gegenüber steht als erfolgreichster Gegner die heilige, keine Gewohnheit achtende Macht des Geistes. Denn der Geist ist ein immer sprudelnder Quell; der Geist bindet sich nicht an Dagewesenes, er läßt sich nicht einengen in Formeln und Formen, sondern aus verborgenen Tiefen fließt er in unerschöpflicher Frische, Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit durch die Menschenseele dahin. Und siehe, das ist seine Aufgabe, daß er dich da erinnert, aufrüttelt, antreibt, wo dir das Leben zur Gewohnheit werden will. Kein Tag in deinem Leben gleicht äußerlich dem andern, darum darf auch keiner innerlich dem andern gleichen. Unausgesetzt mußt du mit neuer Ursprünglichkeit dein Leben und deine Welt dir schaffen. Daran erinnert dich der Geist, das wirkliche Leben deiner Seele, die unveräußerliche Erbschaft, welche dein Gott dir zurückläßt, auch wenn er sich von dir zu

entfernen scheint. Er erinnert dich an alles das, was dir gesagt ist und was dir nur deshalb nicht mehr lebendig ist, weil es dir zur Formel und zur Gewohnheit wurde.

Und nun noch eins. Dieser Geist ist auch der Friedenspender und der Freudenbringer. „Den Frieden lasse ich euch," sagt Jesus, „meinen Frieden gebe ich euch." In einer Hütte, Geliebte, muß der Friede wohnen, sonst ist die Hütte eine Hölle auf Erden. Darum muß in der Hütte Gottes der Friede Gottes walten. Und sintemal euer Herz diese Hütte Gottes werden soll, so ist dies mein Pfingstwunsch an euch alle, meine Lieben, daß in euren Seelen der Friede wohnen möge, den Jesus seinen Jüngern hinterlassen hat. Die Welt gibt ihn nicht und kann ihn nicht geben. Wir wollen sie darum nicht schelten. Sie ist ein großes Vierschachspiel, bei welchem die Freundschaft durch die Gegnerschaft sich reguliert. Da müssen alle ihre Züge so einrichten, daß sie nicht geschlagen werden, und ohne Kampf geht es nicht ab, wie gut du es auch meinst. Entweder störst du dir selber deinen Frieden durch dein Ungeschick und deine Selbstsucht, oder andere kommen und stören dir ihn, weil sie dich neiden oder hassen oder mißverstehen. Kurzum, mein Lieber, bilde dir nicht ein, daß die Welt und was in ihr ist, dir Frieden geben könnte. Sie kann dir viel Interessantes bieten, sie kann dich ununterbrochen in Atem halten, aber das ist nicht der Friede, den wir suchen. Der Friede ist ein stilles Plätzchen, wo man einmal ausruhen kann. Und wer dieses Plätzchen in seiner Seele trägt, den preisen wir selig, dreimal selig.

Jesus ist dieser stille Zufluchtsort, er ist unser Friede. Was nur deine Seele beunruhigen kann, hat auch ihn beunruhigt, und was deine Seele an Schätzen des Friedens ergreifen möchte, hat er ergriffen. Er hat's errungen dadurch, daß er sich selbst einsetzte, daß er seine Persönlichkeit zum Opfer gab. So konnte er als Kind des Friedens

hinaufgehen nach Golgatha und ist im Frieden seines Gottes gestorben. Darum halte dich an ihn, gehe mit ihm, kämpfe mit ihm, liebe und hoffe und glaube mit ihm, mein lieber Freund, dann wirst du mit ihm den Frieden genießen, den alle Unruhe der Welt dir nicht mehr zu nehmen vermag. Dann bist du ein glückliches Kind, weißt dich geborgen in den Armen der ewigen Vatertreue, und es kann dich nichts, gar nichts mehr anfechten. Welch eine Seligkeit, ihr Lieben, welch ein Lenz für das Gemüt, in Gott geborgen zu sein, ihn bei sich zu haben, also daß das Herz seine Hütte geworden ist.

Damit nun aber die Welt erkenne, daß wir im Vater sind und der Vater in uns ist, werden wir jetzt aufstehen und von hinnen gehen müssen, so wie im Texte die Jünger. Vielleicht geht's für manche unter uns über den Kidron nach Gethsemane. Aber wohin es auch gehen mag, jedenfalls wollen wir die Hütte Gottes mit hinausnehmen in das Leben. Ja, Geliebte, wandelt im Geist, als Helden des Geistes, die sich selbst und ihre Leidenschaften, die Welt und ihre Bitterkeiten überwinden. Wandelt im Geist, als Kinder des Geistes, die sagen können: Abba, lieber Vater! Wandelt im Geiste als Pfingstgläubige, als Maienkinder, als Frühlingsmenschen einem neuen, immer schöner aufknospenden Lenze entgegen, dem Lenz, auf den kein Winter folgen kann: der Hütte Gottes unter den Menschenkindern. Amen!



Der Glaube an Vater, Sohn und Geist.

Matthäus 28, 19.

Gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.

Aus dem eben verlesenen Texte soll uns heute nicht der darin enthaltene Taufbefehl beschäftigen, sondern vielmehr die eigentümliche, euch allen wohlbekannte und doch noch oft unverstandene Formel, in welcher dieser Taufbefehl ausgeführt werden soll: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes! Mit diesem Worte beginnen wir bis auf den heutigen Tag jede kirchliche Handlung: unsern Gottesdienst, wenn ein Brautpaar vor den Altar tritt, wenn ein Kind zur Taufe gebracht wird, wenn wir auf dem Friedhofe am Grabe stehen. Immer wieder reden wir im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Auf diesem Worte hat sich eine der bedeutsamsten Lehren der christlichen Dogmatik aufgebaut: die Lehre von der Dreieinigkeit oder der Trinität. Und heute am Sonntage Trinitatis liegt es wohl nahe, über diesen Glauben und Glaubenssatz einmal miteinander zu sprechen.

Es gibt unter allen christlichen Dogmen kaum eines, was so den Widerspruch herausfordert wie gerade dieses. Drei Personen in einem göttlichen Wesen, ungetrennt, aber auch unvermischt, — so lautet die amtliche Festsetzung dieses Dogmas. Was sollen wir damit anfangen? Drei ist nicht eins, und eins ist nicht drei. Unser Verstand stößt da auf die größten Härten, die er nicht zu erweichen imstande ist.

Deshalb, meine Lieben, müssen wir uns vor allen Dingen darüber klar werden, welche Bedeutung das Dogma überhaupt für uns Christen hat.

Die Religion ist ihrem Ursprung nach nicht Dogma, sondern Leben des Gemütes. Nun hat aber der Mensch neben diesem Gemütsleben in sich einen starken Erkenntnistrieb, und mit diesem Erkenntnistrieb tritt er auch an die Erfahrungen des Gemütes heran und möchte sie sich in Begriffe übersetzen. Denn nur Begriffe kann er mit seinem Verstande erfassen. Die Dogmenbildung ist also eine rationalistische Tätigkeit. Dabei bedient sich der Mensch naturgemäß derjenigen Denkmethode, über die er verfügt, der Weltanschauung, des Weltbildes, welches er besitzt. Dieses Weltbild trägt er in seine religiösen Erfahrungen hinein, um sich dieselben begrifflich klarzumachen.

Im Gemüte ist die Dreieinigkeit Gottes ohne weiteres lebendig. Die von Christus ausgehenden Wirkungen sind geistiger Art, Christus ist dem Gläubigen Geist und Leben und darum eins mit Gott. Anderseits hat er aber auch das Bedürfnis, die Person Jesu als eine geschichtlich selbständige zu erfassen, sie von Gott und den von ihr ausgehenden geistigen Wirkungen zu unterscheiden. Das Bedürfnis zu trennen und zu vereinigen liegt also vor, und diesem Bedürfnis hat das Dogma Rechnung zu tragen versucht mit den Mitteln, die dem Geiste der Menschen bei seiner Feststellung zu Gebote standen.

Man kann daher in diesem, auf dem Wege des philosophischen Denkens gefundenen Dogma die Religion selbst nicht ergreifen. Das Dogma ist immer nur eine begriffliche Darstellung der Religion. Wenn einer z. B. nicht wüßte, was Wasser ist, und er sähe ein Stück Eis, dann wäre ihm wohl die Möglichkeit geboten, aus diesem Eise das Wasser zu erkennen. Aber auch nur die Möglichkeit. Zur Wirklichkeit wird diese Möglichkeit erst, wenn er an

das Eis die nötige Wärme heranbringt, so daß es flüssig wird. Dann erst hat er das Wasser. So werden wir auch das Dogma, wenn es uns etwas religiös Wirksames werden soll, in der Wärme des Empfindens und unmittelbaren Erfahrens gleichsam schmelzen müssen, damit der fließende Strom des religiösen Lebens hervorquelle. Wir müssen das Dogma aus der Begriffswelt in die Gemütswelt zurückübersetzen, dann verliert es seine starre, rationalistische Form, dann wachsen aus seinen oft so dunklen Worten die schönen, lichten Blüten geistlichen Lebens hervor.

Luther sagt von den Glaubenssätzen: „Wir können solche kirchliche Vorschriften nicht als strenge Gebote ausgehen lassen, auf daß wir nicht neue päpstliche Dekretalen aufwerfen, sondern als Historie und Geschichte, dazu als Bekenntnis unseres Glaubens.“ So wollen wir es in dieser Morgenstunde auch mit dem Dogma von der Trinität versuchen. Wir wollen aus der Schale den Kern herausarbeiten und wollen den Ausspruch unseres Textes von dem Begrifflichen umsetzen in das Religiöse. Dabei werden wir naturgemäß von dreierlei Dingen reden müssen, nämlich

1. von dem Glauben an den Vater,
2. von dem Glauben an den Sohn und
3. von dem Glauben an den heiligen Geist.

Wir glauben an Gott. Das ist schon ein großes Wort, Geliebte. Ehe die Menschheit zu diesem Worte gelangt war, mag sie sich Jahrtausende abgemüht haben. Wie alle Gottesenthüllung erst nur wie schimmernde Morgendämmerung am geistigen Horizonte aufsteigt und dann allmählich durch die Jahrhunderte in einzelnen Menschengeistern sich Bahn bricht, bis endlich einer so vollständig von diesem Lichte durchdrungen ist, daß es von ihm nun überwältigend ausstrahlt in die Welt und die Menschheit hinein, so ging es auch mit der Offenbarung der Einheit Gottes. Wir finden

das Ringen und Suchen danach bei allen Völkern. Bei den Griechen, deren klarste und edelste Geister all ihre Kräfte eingesetzt haben, um aus der Vielheit der Götterwelt zu der Einheit des göttlichen Wesens hindurch zu dringen, ist dies einem Plato, einem Sokrates, einem Aristoteles annähernd gelungen. Ihnen sind alle jene Göttergestalten des griechischen Mythus nur Symbole verschiedener Kräfte der einen Gottheit. Ähnlich erging es auch dem jüdischen Volke. Die jüdische Religionsgeschichte ist eine unter jahrhundertelangen Kämpfen sich vollziehende Entwicklung vom Polytheismus zum Monotheismus. In den Zeiten der Richter, also bald nach Moses, finden wir wohl den Glauben an Jahve, an Gott; aber dieser Gott ist nicht der einzige, sondern ein Volksgott neben andern Volksgöttern, denen man auch Wesen und Dasein zuschrieb. Wenn es dem Volke unter seinem Nationalgott gut ging, dann betete man ihn an und opferte ihm; kamen aber schlechte Zeiten, Niederlagen oder Teuerung, dann hielt man gern die andern Götter für stärker und mächtiger als Jahve und diente dem Baal und dem Moloch. So hörte das Schwanken herüber und hinüber Jahrhunderte hindurch nicht auf, bis Israels große Propheten tiefer in diese ganze Frage hineinschauten und sagten: Moloch ist nichts, und Baal ist nichts; auch Jahve ist nicht einer Gott, sondern er ist der Gott: es gibt nur einen Gott. Das ist der allein Seiende, der alles trägt, der alles will und wirkt und schafft. Dieses Gottes Wille kann nicht gebeugt werden durch irgendwelche Opfer und Gaben, sondern er muß erfüllt werden; dieses Gottes Gedanken wollen nicht umgestimmt, sondern gelebt sein. Das ist der israelitische Glaube an den einen Gott.

Diesen Gott schaute und besaß Jesus als den Vater aller Menschenkinder. Dadurch brach er auf dem Gebiete der Religion und der Sittlichkeit mit allen nationalen

Schranken und ließ vor seinem Geiste die Menschheit auferstehen als eine große Familie von Kindern, über welche der eine Vater mit der einen Liebe waltet. So hat Jesus seine Jünger gelehrt, ihren Gott Vater zu nennen; so hat er ihn selbst bekannt, und so nennen und bekennen auch wir ihn mit ihm. Wir glauben an Gott den Vater.

Es bedeutet viel, an Gott zu glauben. Damit glaubst du an eine einheitliche Ursache aller Dinge, an eine ewige Gesetzmäßigkeit und Ordnung in dieser Welt. Du glaubst an eine waltende Gerechtigkeit, die dem Guten zum Siege verhilft und das Böse überwindet. Du glaubst damit an ein edelstes und höchstes Gut, dem du dich bedingungslos zuwendest, und das bei aller Ausbildung deiner Geisteskräfte und bei aller Schönheit deiner sittlichen Errungenschaften doch immer noch über dir steht. Dies alles, diese wertvollsten Betätigungen deines Geistes, diese besten Regungen deines Willens fassest du zusammen in dem Glauben an Gott.

Ergreifend schildert Augustin, wie er einmal die Kreatur anspricht, ob sie Gott sei. Erst fragt er die Erde, und sie antwortet: Nein, ich bin es nicht. Dann fragt er das Meer und alles, was darinnen ist: Bist du Gott? Dann die Wolken und die Sturmwinde: Seid ihr Gott? Und endlich den Himmel mit seinem Heer, die Sonne, den Mond, die zahllosen Sterne, die unendlichen Räume fragt er: Seid ihr Gott? Und sie alle, alle antworten: Nein, wir sind es nicht, er hat uns nur gemacht. Ja, hinter allen diesen wunderbaren Geschöpfen steht er, der unbekannte, ewig unerkennbare Schöpfer, da ruht der Urquell alles Lebens, den wir im kindlichen Stammeln mit dem Namen Gott anrufen.

Es wird von Luther erzählt, daß er einmal auf einer Reise in ein Dorf kam und mit den Bauern katechisierte. Da war auch ein alter Mann, der sagte just, wie es im

Katechismus steht: Ich glaube an Gott den Allmächtigen. Luther aber fragte ihn: Weißt du auch, was das bedeutet? Da sagte der Bauer ganz treuherzig: Nein, Herr Doktor, das weiß ich nicht. Und Luther antwortete: „Mein lieber Mann, das weiß ich auch nicht, und noch kein Gelehrter hat's gewußt. Aber nenne du diesen Gott getrost deinen Vater und denke, wenn du an Gott denkst, immer an deinen leiblichen Vater, dann wird dir wohl nach und nach eine Ahnung von dem aufgehen, was Gott für dich ist.“ Eine schöne Belehrung Luthers, der wir nichts hinzuzufügen haben. Wir werden nicht stehen bleiben können bei dem Bekenntnis: Ich glaube an Gott; wir müssen fortschreiten zu dem tieferen: Ich glaube an Gott den Vater. Denn durch diesen Vaternamen wird Gottes Wesen für uns erst warm, dadurch wird er uns erst zugänglich und vertraut. Es ist das Eigentümliche der Vaterliebe, daß sie nicht nach einem bestimmten System verfährt, daß sie nie unnahbar dasteht, sondern daß zum Vater alle Kinder kommen können, die guten und die bösen Kinder; die Kinder, welche alles nett und schön gemacht haben, und auch die, welche etwas versäumt und verfehlt haben; die einen mit ihren Gebrechen, die anderen mit ihren Freuden. Und wenn uns Jesus nun sagt, daß unser Gott so ein Vater ist, so fällt damit auf einmal alle Bedenklichkeit und alle Furcht von uns ab; alle die großen Klüfte und Unterschiede zwischen den Menschen sind auf einmal verschwunden; wir sehen alle in das *eine* Vaterangesicht und trauen ihm alle die eine gleiche große Liebe zu. Von dieser Liebe überwältigt, lehnen wir uns an sein Herz und finden dort die Ruhe, den Frieden und die Seligkeit, die wir sonst nirgends finden können. So wird uns unser Bekenntnis zu einem Lobliede; nun ist es nicht mehr ein leerer, nackter, kahler Gedanke, sondern eine ausgesprochene Erfahrung des Herzens: Wir glauben an Gott unsern Vater.

Als Christenleute fügen wir jedoch hinzu: Wir glauben an Jesum Christum. Warum denn? Genügt es nicht, an Gott den Vater zu glauben? Ist darin nicht eigentlich alle Religion eingeschlossen, daß der Mensch in ein persönliches Verhältnis zu seinem Gott tritt? Gewiß. Aber der Mensch ist nicht nur Geist, sonst würde er unmittelbar mit dem ewigen Geiste in Verbindung treten können, sondern der Mensch ist Leib und Geist, gleichviel wie wir uns die Natur dieser beiden Kräfte und ihr Verhältnis zueinander denken mögen. Der Mensch ist geschichtlichen Bedingungen unterworfen, d. h. er ist an Raum und Zeit gebunden und kann über diese Grenzen nicht hinaus. Darum hat er das natürliche Bedürfnis, auch die Gottheit sich in Raum und Zeit vorzustellen. Er muß das Göttliche vermenschlichen, wenn es für ihn unmittelbar wirksam werden soll. Alle Religionen weisen darum auf irgendeinen Menschen hin, durch den man Gott kennen und lieben lerne, in ein Verhältnis zu ihm trete. Am meisten zwingend ist dieses Verhältnis dargestellt im Christentum. Jesus Christus ist uns der Abglanz und das Ebenbild des lebendigen Gottes in der Menschheit, und sintemal du einen Menschengeist eher fassen und ergründen wirst wie den schrankenlosen Gott, für den weder Raum noch Zeit vorhanden sind, darum glaubst du an Jesum Christum.

Diesen Glauben müssen wir aber noch anders zu rechtfertigen versuchen. Inwiefern ist denn Jesus die Offenbarung der Gottheit, das Abbild Gottes im menschlichen Wesen und Wirken? Auf diese Frage gibt schon das Neue Testament verschiedene Antworten. Die älteste und einfachste Predigt der Apostelzeit, wie sie uns in der Apostelgeschichte noch entgegentritt, lautete: Jesus von Nazareth war ein Prophet, mächtig von Taten und Worten vor Gott und allem Volk. Der Apostel Paulus geht schon weiter. Wenn er z. B. sagt: Christus ist unser Friede, so redet das persönliche Bedürfnis lauter mit und sucht ein unmittelbares Herzensverhältnis zu Christus. Noch tiefer dringt das Johannes-Evangelium mit seinen feinsinnigen Spekulationen, wenn es den Ausdruck braucht: das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wenn es Christus das Lamm Gottes nennt, welches der Welt Sünde trägt. Diese verschiedenartigen Auffassungen der Person Christi sind naturgemäß auch in der Geschichte des Christentums immer wiedergekehrt; sie sind typisch geworden, möchte ich sagen.

Es hat Perioden gegeben, wo man Christus vorwiegend bewunderte als den Mann, mächtig von Taten. Man konnte sich einen Propheten nicht denken ohne Wunder. Auch heute gibt es viele, die an Christus nur glauben können, weil Wundergeschichten von ihm erzählt werden. Wenn diese Geschichten nicht da wären, würde ihr Glaube einen empfindlichen Stoß erhalten. Wie steht denn aber Christus selbst zu dieser Art des Glaubens? Ihr wißt, daß er in der Versuchungsparabel aufgefordert wird, eine große Wundertat zu tun, sich herunterzulassen von der Zinne des Tempels und damit den Glauben des Volkes zu gewinnen. Christus aber antwortet dem Versucher: Es steht geschrieben: du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen. In dem Gleichnis von dem reichen Manne und dem armen Lazarus läßt er den Abraham von den ungläubigen Brüdern des reichen Mannes sagen: Hören sie Moses und die Propheten nicht, d. h. wenn sie dem lebendigen Worte nicht glauben wollen, so werden sie auch nicht glauben, wenn einer von den Toten auferstünde, d. h. wenn ein grandioses Wunder geschähe. Als er von den Pharisäern aufgefordert wird, er solle doch einmal ein Zeichen vom Himmel veranlassen, da nennt er sie ein ehebrecherisches und verkehrtes Geschlecht, weil es Wunder begehrt; es werde ihnen aber kein anderes Zeichen gegeben werden als das des Propheten Jonas. So wie Jonas

den Niniviten ein Zeichen war in seiner gewaltigen Bußpredigt, welche die Herzen ergriff durch das lebendige Wort, so werde des Menschen Sohn diesem Geschlechte ein Zeichen sein. Und wenn Jesus einen gesund gemacht hatte, so wollte er derartige Heilungstaten nicht rühmend hinausgetragen haben unter das Volk. Warum? Weil er auf solche Taten nicht den Glauben gegründet sehen wollte, das innere Verhältnis des Menschen zu ihm und zu Gott.

Zu andern Zeiten verfiel man in den entgegengesetzten Fehler. Alle Taten, die von Jesus erzählt sind, strich man einfach durch und sagte: Nein, Jesus hat nur gewirkt als Lehrer des Wortes. Seine Lehre ist die Hauptsache, sie steht im Mittelpunkt, an der dürfen wir für alle Zeiten uns genügen lassen und unsern Glauben darauf gründen. Wirklich, ihr Lieben? Manches, was Jesus gelehrt hat, gehört ihm ja gar nicht ursprünglich an. Seine Hauptgebote z. B., die von der Gottes- und Menschenliebe, waren schon lange vor ihm vorhanden. Christus zitiert sie aus dem Alten Testament. Auch ist Jesu Lehre, wie überhaupt jede bedeutende, energische und kühne Lehre, verschiedenartiger Deutung unterworfen. Wir wissen zudem in manchen Fällen gar nicht den genauen Wortlaut seiner Lehre, die Überlieferungen des Neuen Testaments weichen voneinander ab. Ja, wir haben nicht ein einziges Jesuswort in der Originalsprache, sie sind alle durch Übersetzungen hindurchgegangen. Christus hat nicht griechisch, d. h. nicht in der Sprache des Neuen Testaments, sondern aramäisch gesprochen. Wollte man also auf seine Lehre den Glauben an ihn gründen, so wäre dieser Glaube mit jeder neuen Entdeckung der biblischen Sprachforscher stets neuer Beunruhigung ausgesetzt; es fehlte einem solchen Glauben die notwendige Unabhängigkeit von allem Zufälligen. Das darf nicht sein.

Nein, Geliebte, wir glauben an Christus nicht um seiner Taten willen, auch nicht um seiner Worte willen, sondern wir glauben an ihn um seiner Persönlichkeit willen. Die Persönlichkeit Jesu mit ihrem klar ausgeprägten Charakter einerseits und ihrer Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit anderseits, die Persönlichkeit mit ihrem belebenden, erfrischenden Wesen, die Persönlichkeit, aus der uns ein sprechendes Auge anschaut, das in unsere Seele hineinblickt und dort uns zwingt, persönliche Stellung zu nehmen, diese Persönlichkeit Jesu ist für uns Gegenstand, Grundlage und Kraft des Glaubens an Christus. Oder wolltest du den Einfluß der Persönlichkeit geringschätzen? Was hat denn in deinem Leben den tiefsten Eindruck auf dich gemacht? Die Worte, die du gehört, die Taten, die du gesehen, oder die Menschen, die du geachtet und geliebt? Die beiden ersteren doch wohl nur so weit, als sie von den letzteren getragen und durchwaltet waren.

Du hingest einem argen Gedanken nach, der deine Seele zu verwüsten drohte. Verbote, deren du dich erinnertest, schreckten dich nicht; an anderen erlebte Beispiele böser Folgen warnten dich nicht. Da nahm sich deiner ein lieber Freund an und schaute dir durch die Augen in das Herz. Den Blick ertrugest du nicht. Die Macht der Persönlichkeit überwältigte dich, sie weckte die Scham, sie besiegte den Feind. Oder es waren Zeiten der Niedergeschlagenheit, unter denen du littest. Manches Trostsprüchlein hattest du gelesen — sie waren alle innig und schön —, und doch bliebst du gedrückt, bis ein lebendiger Mensch in dein Kämmerlein trat und anfing, eine Verbindung zu suchen zwischen deinem Herzen und seinem Herzen. Da wurde auf einmal jenes wunderbare Imponderabile entfesselt, jenes Unwägbare und Unsagbare, welches von Seele zu Seele hinüberströmt, und abermals triumphierte die Macht der Persönlichkeit.

Siehe, das sind göttliche Wirkungen in unserm Menschenleben, und unter solche Einwirkungen stellt uns der Glaube an den persönlichen, in unserm Geiste lebendigen Christus. Darum, Geliebte, wollen wir nicht stehen bleiben bei irgend einer Lehre Christi oder über Christus, wollen uns auch nicht klammern an einzelne Taten, die von ihm erzählt sind, — nein, wir wollen in das Zentrum hineindringen, durch alle Hüllen und Gewandungen hindurch unmittelbar an das Herz Jesu, in seinen Willen, in seinen Charakter. Da werden wir Gottesliebe und Menschenliebe in völliger Harmonie antreffen, wir werden eine Seele lieben lernen, die im Bunde mit Gott die Welt überwand und welche trotz ihrer Gottinnigkeit und Gottgemeinschaft doch die Verbindung mit ihren Brüdern und Schwestern nicht verlor, sondern gerade in solcher Gottesnähe sich allen Menschen nahe und verpflichtet fühlte, so daß sie ihnen die Hand reichte und sagte: Kommt, wir wollen miteinander zu unserm Vater gehen. Wer das erfahren hat, der darf sagen: Ich glaube an Jesum Christum. Dem ist Jesus der eingeborene Sohn Gottes, der fleischgewordene Gottesgedanke, das Opferlamm, der Friede. Der beugt sich willig vor ihm als vor dem Herrn seiner Seele, wie ein Schüler sich beugt vor dem Meister und ehrfurchtsvoll sich versenkt in seines Geistes wunderbares Schaffen.

Mit Unrecht wirft man den Menschen der Gegenwart vor, daß sie sich von Christo entfernt hätten. Nicht nur die Wissenschaft hat im letzten Jahrhundert eine Menge neuer Wege entdeckt, die zu Christo hinführen, sondern auch das Leben hat auf vielen Gebieten mit ihm Fühlung genommen, von denen man früher glaubte, daß sie mit ihm nichts gemein haben könnten. Unser Geschlecht wird allmählich von dem Wahn geheilt, daß Kirche und Christentum dasselbe sei; man hat den Geist Christi hinausgetragen in die Welt, man hat Christum entschränkt. Auferstanden

ist er in vielen Menschenseelen in verklärter Gestalt; er tut seine Wunder an den Stätten menschlichen Elends und redet in mancherlei Zungen zu den Horchenden, welche auch im Pulsschlag einer neuen Zeit die Offenbarungen des alten Gottes vernehmen. Auf diesem Wege wird er weiterschreiten. Viele Kinder unserer Zeit möchten ihn nicht mehr auf leblosem goldenen Hintergrund gemalt sehen als den den Schranken der Menschlichkeit entrückten Heiligen; da mutet er sie fremdartig an, und sie verstehen ihn nicht. Aber um so feuriger sehnen sie sich danach, Christum dem bunten Lebensgrunde aufgeprägt und dem Herzensgrunde eingeprägt zu spüren und zu erfahren. Wir möchten wieder zu dem unfehlbaren Erkennungszeichen echten Christentums zurückkehren, wie es Paulus einst aufgestellt und wie es die Frommen aller Zeiten anerkannt haben, zu dem Losungswort: Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.

Das führt uns zum Dritten, zu dem Glauben an den heiligen Geist. Es ist klar, Geliebte, daß alles religiöse Leben, alle religiöse Kraft, alle religiösen Offenbarungen nur auf geistigem Wege zustande kommen können. Fleisch und Blut ererben das Reich Gottes nicht und gewinnen es auch nicht. Was wir mit den Sinnen wahrnehmen, mit den Händen greifen, das vermag an sich weder zur Förderung noch zur Schädigung unseres religiösen Lebens zu dienen. Religion ist Sache des Geistes. Wenn ein Mensch an Gott glaubt, wenn er glaubt, daß Gott sich ein Abbild geschaffen hat in der Menschheit, so versteht es sich ganz von selbst, daß er auch an den Geist glaubt. Der Glaube an den Geist ist die weltüberwindende Macht gewesen, die dem Christentum die Völker in die Arme getrieben hat.

Wie war es denn in den ersten Zeiten nach dem Tode Jesu? Was besaßen damals seine Jünger? Sie hatten kein anerkanntes Amt und keine legitime Würde; sie hatten auch keine Papiere, keinen Auftrag schwarz auf weiß sie;

hatten weder gelehrte Studien hinter sich noch eine politische Macht. Und was besaßen die Gegner? Alles, was den Jüngern fehlte. Eine geheiligte Tradition, eine Hierarchie, ausgebildet durch alle Stufen vom Hohenpriester bis zum Tempeldiener; sie hatten das geschriebene Gotteswort und eine bis ins kleinste ausgearbeitete scholastische Wissenschaft und Lebensregel. Das alles stand ihnen zu Gebote. Eins aber nannten die Jünger ihr eigen, worüber die Gegner nicht verfügten: sie hatten den Geist, den Geist Jesu Christi, der in ihnen lebendig geworden war als der Geist Gottes selbst. An dieses Geistes Allmacht glaubten sie, dieser Geist trieb sie, ja, er trieb sie über sich selbst hinaus. Sie trugen eine neue Welt in ihrem Busen, ein neues Leben war ihnen aufgegangen, der Most sprudelte und gärte in diesen Schläuchen. — Was brauchten sie da einen amtlichen Auftrag, wozu Titel und Würden, wozu Beweise für und wider? Gott selbst ist ihr Auftraggeber gewesen, Jesu Liebe ihre Würde, die Siege des Geistes ihr Wahrheitsbeweis. Der Geist hat sie getragen, der Geist hat ihnen den Weg gezeigt, der Geist hat sie zu Helden und Märtyrern gemacht.

Achtzehnhundert Jahre sind seitdem vergangen. Das Christentum hat Judentum und Heidentum äußerlich längst überwunden; aber auch innerlich, Geliebte? Gilt nicht auch heute noch in der christlichen Kirche je und dann der alte Ruf der Pharisäer, Schriftgelehrten und Hohenpriester: Wir haben ein Gesetz, und nach dem Gesetz soll er sterben? Und wenn wir an die Brotverwandlungslehre der römischen Kirche denken und an alles, was in ihrem Kultus und Dogma damit zusammenhängt, — sagt doch selbst, hat da nicht der Materialismus auf dem Gebiete der Religion einen Triumph gefeiert, größer als er ihn jemals in der Philosophie errungen hat? Darum können wir leider nicht sagen, daß das Christentum jüdisches und heidnisches Wesen in sich selbst vollständig überwunden habe. Das kommt aber

daher, daß die Kirche Christi sich oft vor dem heiligen Geist gefürchtet hat, statt in ihm ihren stärksten Bundesgenossen zu erkennen und ins Treffen zu führen. Sie hat ihn oft genug gedämpft, hat Fleisch für ihren Arm gehalten und auf die äußeren Stützen mehr Wert gelegt, als auf die inneren Kräfte des Glaubens. Wo der Geist in göttlicher Ursprünglichkeit sich regte, wie z. B. in den Tagen der Reformation, hat sie seine Träger in unglaublicher Furcht mit dem Bannfluch belegt und den Weltuntergang da vorausgesagt, wo in Wahrheit ein neuer Weltenanfgang bevorstand, neues Licht, neues Leben und neue Kraft.

Darum wollen wir an den heiligen Geist glauben, ihr Lieben, glauben an das Feuer, das Jesus auf Erden angezündet hat. Aus Feuer ward der Geist geschaffen; das Feuer der Liebe Christi gebiert ihn auch jetzt noch immer aufs neue. Der Sieg dieses Geistes ist Gottes Arbeit in der Menschheit, ist das letzte Ziel seines Waltens in ihr

So laßt uns denn am heutigen Tage fröhlich und dankbar bekennen den Vater, den Sohn und den heiligen Geist. In dieser Dreieinigkeit ist uns die Gottheit lebensvoll entfaltet, ist sie in die lebendige Entwickelung der Menschheit hineingewoben. In solcher Entfaltung hat sie ihre starre Unnahbarkeit verloren und wird von uns lebendig ergriffen und freudig geliebt. Vater, Sohn und Geist, — wir wissen nun, was diese Trinität für uns bedeutet. Wir möchten nicht Waisenkinder sein in dieser Welt, darum glauben wir an den Vater; wir können nun einmal den Gedanken einer gottverlassenen Menschheit nicht ertragen, darum glauben wir an den Sohn; wir wollen weder kalt erfunden werden noch lau, sondern warm, begeistert, stark und mutig, darum glauben wir an den heiligen Geist. Amen!



Der Anfang des Evangeliums Jesu.

Mark. 1, 1—15.

Dies ist der Anfang des Evangeliums von Jesu Christo, dem Sohne Gottes. Wie geschrieben steht in den Propheten: Siehe, ich sende meinen Engel vor dir her, der da bereite deinen Weg vor dir; es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, machet seine Steige richtig, — so war Johannes in der Wüste, taufte und predigte von der Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden. Und es ging zu ihm hinaus das ganze jüdische Land und die von Jerusalem, und ließen sich alle von ihm taufen im Jordan und bekannten ihre Sünden. Johannes aber war bekleidet mit Kamelhaaren und mit einem ledernen Gürtel um seine Lenden, und aß Heuschrecken und wilden Honig. Und er predigte und sprach: Es kommt einer nach mir, der ist stärker als ich, dem ich nicht genugsam bin, daß ich mich vor ihm bücke und die Riemen seiner Schuhe auflöse. Ich taufe mit Wasser, aber er wird euch mit dem heiligen Geiste taufen. Und zu derselben Zeit begab es sich, daß Jesus aus Galiläa von Nazareth kam und ließ sich taufen von Johannes im Jordan. Und alsbald stieg er aus dem Wasser und sah, daß sich der Himmel auftat, und den Geist gleich wie eine Taube herabkommen auf ihn. Und da geschah eine Stimme vom Himmel: Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Und bald trieb ihn der Geist in die Wüste. Und war allda in der Wüste vierzig Tage und ward versucht von dem Satan, und war bei den Tieren, und die Engel dienten ihm. Nachdem aber Johannes überantwortet war, kam Jesus nach Galiläa und predigte das Evangelium vom Reiche Gottes und sprach: Die Zeit ist erfüllet, und das Reich Gottes ist herbeigekommen; tut Buße und glaubt an das Evangelium!

Seit etwa zwei Jahren geht durch die deutsche Christenheit, vornehmlich durch die evangelische Kirche Deutschlands, ein Streit über das Wesen des Christentums, angeregt durch Vorlesungen eines Berliner Professors. Alle Fragen, die schon vor Jahrhunderten aufgetaucht sind, werden aufs neue aufgerollt. Was ist das Evangelium? Ist es die

Botschaft von Christus? Oder ist es die Botschaft, die Christus gebracht hat? Gehört der Sohn in das Evangelium hinein oder nur der Vater, oder gehören sie beide hinein? Diese und ähnliche Fragen werden hin und her erörtert in Zeitschriften und Reden; aus Versammlungen und Büchern klingen sie uns entgegen. Nun will ich nicht behaupten, Geliebte, daß die Erörterung derartiger Probleme von unmittelbarer Bedeutung für unser religiöses Leben ist, denn es sind in erster Linie Fragen der Theologie, Fragen der Wissenschaft. Aber es ist doch gut, wenn von Zeit zu Zeit auch in die Gemeinde hinein solche Fragen geworfen werden, denn sie regen das Nachdenken an über das, was man besitzt, und bewahren uns vor geistiger Versumpfung, vor dem Zustande des Ausruhens auf dem, was man erreicht hat.

Wie können wir nun hier im Gotteshause zu unserer Erbauung Antwort geben auf die Frage: Was ist das Christentum? Nur einen Weg gibt es da, der heißt: Zurück zu seinem Ursprunge. Wenn du wissen willst, ob du wirklich Rheinwasser schöpfst, so mußt du hinaufgehen auf den St. Gotthard, dorthin, wo der Gebirgsbach aus dem Gletscher hervorströmt. Da bist du sicher, daß du unvermischte Rheinflut hast, da ist noch kein Nebenflüßchen hinzugekommen. So müssen wir auch, wenn wir uns über das Wesen unserer Religion klar werden wollen, immer wieder zu ihrem Stifter zurückkehren, immer wieder an die Person Jesu herantreten. Jesus ist nun schon 1900 Jahre alt, und doch ist er, selbst in den Kreisen seiner Jünger, vielen noch unbekannt. Seine Person ist immer noch zu sehr ein kirchliches Gebilde geblieben, oder eine wissenschaftlich konstruierte Figur; aber sie ist noch nicht unmittelbar genug in die Geschichte, unmittelbar auch in unser Leben hineingestellt. Drum müssen wir alles beiseite lassen, was aus späteren Jahrhunderten über die Person Christi über-

liefert ist, und dürfen mit nichts anderem an ihn herantreten als mit einem wahrhaftigen Herzen und einem vorurteilslosen Blick. So wollen wir's denn auch heute und an den nächsten Sonntagen in dieser Trinitatiszeit versuchen und wollen in einer Reihe von Predigten das Leben und das Wirken unseres Herrn und Meisters miteinander behandeln.

Eine zusammenhängende Lebensbeschreibung Jesu kann ich euch freilich nicht geben, denn dazu fehlt uns im Neuen Testamente selbst das nötige Material; die Quellen sind lückenhaft. Wir müssen uns beschränken auf einzelne Bilder aus seinem Leben, auf einzelne Züge seines Charakters. Aber diese einzelnen Bilder und Züge, einfach beleuchtet und ehrlich aufgenommen, werden, so Gott will, dazu beitragen, Geist und Wesen der Person Jesu für uns nicht nur anschaulicher, sondern auch lebendiger und wirksamer zu machen, unmittelbar wirksam für das, was der Tag und das Leben uns bringt. Heute wollen wir beginnen mit den ersten Geschichten, die Markus überliefert hat, und wollen aus denselben erkennen den Anfang des Evangeliums Jesu. Der Anfang des Evangeliums Jesu — das sei der Gegenstand unserer Betrachtung. Es sind vier Einzelbilder, die der Text uns zeigt, nämlich:

1. den Vorläufer Jesu,
2. wie Jesus zum Bewußtsein seines Berufes gekommen ist,
3. wie dieses Bewußtsein in ihm sich geklärt hat, und endlich
4. wie er mit der Ausübung seines Berufes den Anfang gemacht hat.

Markus erzählt uns zuerst von dem Vorläufer Jesu. Alle großen geistigen Bewegungen sind nicht unvorbereitet auf die Weltbühne getreten, sondern sie haben bereits ihre Geschichte gehabt, wenn sie zur Tat werden. Denkt an die

Reformation. Ehe es Luther gelang, das Werk der Befreiung durchzuführen, hatte man sich schon 300 Jahre lang nach diesem Werke gesehnt. Männer wie Waldus, Johannes Huß, Wiclif und Savonarola, die Humanisten und andere hatten in der Werkstätte des Geistes vorgearbeitet, voll Verlangen nach Licht und Leben und Wahrheit; und als nun der Boden genügend durchackert, als die Zeit erfüllet war, kam der Mann, der als Gottes Rüstzeug das Angefangene vollenden sollte.

Ähnlich ging's zu bei der großen Erhebung des deutschen Volkes im Anfang des vorigen Jahrhunderts, in den Jahren 1813 und 1815. Die ist auch nicht von heute auf morgen gekommen. Edle Männer hatten ihr Bestes dargebracht, um den Geist des deutschen Volkes empfänglich und willig zu machen für die große Tat der Entfesselung und Erhebung. Ein Fichte hatte in Berlin seine feurigen Reden an die deutsche Nation gehalten, ein Friedrich Rückert hatte seine geharnischten Sonette gesungen, durch allerlei Kanäle waren geistige Einflüsse auferweckend und erziehend in die Herzen der Nation gedrungen, und erst als wiederum die Zeit erfüllet war, brach der Sturm los und das Volk stand auf.

Sollte es wohl bei dem Eintritt des Christentums in die Welt anders zugegangen sein? Nein, Geliebte, auch Jesus hat seinen Vorläufer gehabt, der ihm zwar nicht amtlich als solcher bestellt war, der es aber tatsächlich gewesen ist, Johannes den Täufer. Merkwürdig! Schon im Volksglauben der Juden war die Meinung verbreitet, ehe der Messias komme, müsse ein anderer, ein Geringerer erscheinen, der den Weg bereite. Man dachte an Elias, der wieder auferstehen werde von den Toten und werde vor dem Messias des Volkes einhergehen. Und siehe da, der wiedergekommene Elias war Johannes, der Mann mit dem härenen Gewande und dem ledernen Gürtel um seine Lenden, der in der Wüste predigte und zur Buße aufforderte.

Wie kam Johannes dazu? Nun, Geliebte, diese Johannespredigt ist, wie so vieles andere Gute und Große in der Weltgeschichte, geboren aus der Not der Zeit. Die Not seines Volkes war dem Manne zu Herzen gegangen. Die trostlose politische Lage, die innere Zerrissenheit, die Spaltung in zwei große Parteien — Pharisäer und Sadduzäer —, die sich befehdeten, die Unlauterkeit der Beamten, die Brutalität der Kriegsleute, dazu die Gleichgültigkeit vieler, welche die Hebung und Rettung des Volkes ganz aufgegeben zu haben schienen, das alles schnitt dem Johannes in die Seele hinein. Und nun trat er auf in der Wüste, wo vor ihm schon manche Geister anderer Art, wilde und kriegslustige, das Erlösungswerk versucht hatten, und ließ seine Predigt erschallen. Es ist Reformationspredigt. Er will eine Erneuerung, aber nicht auf politischem Gebiete, sondern eine Erneuerung auf sittlichem Boden; neue Menschen! — das ist seine Losung — dann entstehen auch neue Verhältnisse.

Ja, Geliebte, nicht von außen nach innen geht die Gesundung eines Volkes vor sich, sondern umgekehrt von innen nach außen. Gottes Kräfte schlagen immer zuerst im Verborgenen Wurzel, in der Tiefe, wie auch der starke Eichbaum tief im Erdreich seine zarten Wurzelfäserchen hat, da, wo kein Auge hindringt und wo keine Hand sie berührt. So geht es mit den geistigen Erneuerungen und Errungenschaften. Aus dem Innern der Völker müssen sie wachsen, von außen können sie nicht gebracht noch geschenkt werden.

Auch unsere Zeit bedarf, wie jede andere, der Johannesnaturen und der Johannespredigt. Ich will nicht ein Klagelied singen von der Schlechtigkeit der Welt — das wäre ein müßiges Unternehmen —, aber ich möchte euch an etwas erinnern, was vor einigen Tagen hier in Cöln in einem Blatte stand, ich glaube im Stadt-Anzeiger, wo ein Lehrer einen Bericht gab über Erfahrungen, die er mit seinen 6- und 7jährigen Kindern in der untersten Klasse seiner

Schule am Montagmorgen gemacht hatte. Es war unglaublich zu lesen, daß etwa drei Viertel dieser Kleinen am Sonntage vorher von ihren eigenen Eltern entweder Wein oder Bier oder Schnaps zu trinken oder Zigarren zu rauchen bekommen hatten. Diese Mitteilung, ihr Lieben, ein Ausschnitt, ein kleiner Ausschnitt nur aus dem sozialen Leben unserer Stadt, läßt uns die nicht hineinblicken in viel Gewissenlosigkeit und Leichtsinn, die in weiten Kreisen unserer Bevölkerung verbreitet sein müssen? Man denkt nicht darüber nach, daß in der Jugend das Heil der Zukunft liegt; man hegt und achtet die Seelen der Kinder nicht. Ohne Bedenken zerstört man leichtsinnig das Beste an seinem eigenen Fleisch und Blut. Ich meine, da müßte man immer wieder zur Buße rufen, zur Einkehr und Umkehr, damit das sittliche Bewußtsein, das Gefühl der Verantwortung für andere in unserm Volke sich stärke, daß wir herauskommen aus der Lotterei und aus der Bummelei und aus dem Wirtshausleben mit seinem ganzen Elend und mit allem, was drum und dran hängt, daß wir uns einmal aufrafften, höhere Freuden zu suchen als Nikotin und Alkohol, unsere Augen auftäten für die Herrlichkeiten des Geistes und Gemüts, für die Schönheiten der Kunst, für die Schätze der Literatur, für die Arbeit der Wissenschaft, für den Segen des Familienlebens! O, daß wir das Verständnis wahren Glückes einpflanzen könnten tief in das Herz und in den Willen der Menschen, damit die Seele des Volkes reinere Luft zu atmen begehrte und aus dem Unrat sich herauswünschte!

Ja, Geliebte, wir wollen nicht sagen, wie einst die Juden dem Täufer Johannes, daß wir Abraham zum Vater haben; wir wollen uns nicht damit trösten, daß uns im Christentum ein großes, herrliches Erbe der Vergangenheit vermacht worden ist. Was nützt uns das Erbe, wenn wir es nicht zinsbar anzulegen wissen? Was hilft uns das ganze Christentum mit all seinen Schönheiten und seinen Tiefen,

wenn es dich nicht schön macht, wenn es dich nicht vertieft, wenn du dadurch nicht angeregt wirst, das Beste zu erstreben und ernstlich über dich und deine Lebensaufgabe nachzudenken? Gar nichts! All unsere Kirchlichkeit bleibt ein totes Werk, all unsere schönen frommen Reden bleiben ein blauer Dunst, solange es möglich ist, daß drei Viertel der Schulkinder einer Unterklasse von ihren Eltern leiblich und geistig vergiftet werden!

Jesus mag wohl auch gedacht haben, daß die Sünde der Leute Verderben ist, und daß ein Volk angesichts öffentlicher Übel sich aufmachen muß, sie zu überwinden; denn es wird von ihm erzählt — und damit kommen wir zum zweiten Teile unserer Betrachtung —, daß die von Johannes angefachte Bewegung auch ihn erfaßt. Er hört davon in Nazareth, legt sein Werkzeug nieder, wandert aus dem Elternhause und kommt an den Jordan. Als er dort die Menge des Volkes sieht und den Prediger hört, entschließt er sich auch, hineinzusteigen in das Wasser, und läßt sich taufen von Johannes im Jordan.

Diese Taufstunde sollte für sein Leben eine Entscheidungsstunde werden. Jesus mag in den 30 Jahren, die damals hinter ihm lagen, sich häufig und ernstlich mit dem beschäftigt haben, was in seinem Herzen wach geworden war. Das Auge war ihm geöffnet für die eigentümliche Lage seines Volkes; vor allen Dingen aber war ihm die Seele entzündet für den Gott, welchen er im stillen als seinen Vater liebte und dem er sein ganzes Herz zum Opfer dargebracht hatte. Dieser reine Jüngling mit der glühenden Begeisterung in der Seele, mit dem hohen Ideal einer unbegrenzten Liebe im Herzen, wünscht mit einzutreten in den Bund eines neuen Gottesvolkes; er begehrt dazu die heilige Weihe der Taufe, und als er sie empfangen, da ist über ihm der Himmel offen, da strömt der Geist Gottes in reicher Fülle in sein Herz hinein, da hört er den Vater sprechen:

Du bist mein lieber Sohn, an dir habe ich mein Wohlgefallen. Aus dem Suchen ist ein Haben geworden.

Seht, Geliebte, in einen Augenblick ist hier zusammengedrängt, was sonst im Leben oft jahreweit auseinanderliegt. Aber es gibt solche Augenblicke, wo wir auf einmal, ich möchte sagen, eine ganze Entwicklung durchleben, wo uns das zum Bewußtsein kommt, was lange gekeimt, ohne daß wir es wußten, und was nunmehr unser weiteres Leben durchgreifend bestimmt. Jesus ist sich in jener Stunde seines Prophetenberufes bewußt geworden.

Mein Lieber, ist dir dein Beruf auch schon zum Bewußtsein gekommen? Es ist ja zu bedauern, daß unsere Lebensverhältnisse im allgemeinen so nivelliert und beschränkt sind, daß nicht alle Menschen Gelegenheit und Fähigkeit haben, den Beruf zu ergreifen, zu dem sie innerlich der Geist treibt. Die meisten werden in ihren Beruf durch die Verhältnisse hineingeschoben. Wir können das aber nicht ändern und müssen mit den gegebenen Bedingungen und Voraussetzungen rechnen. Trotzdem behaupte ich, daß auch unter unsern heutigen sozialen Verhältnissen, trotz der Gleichmacherei, an der wir in unserm öffentlichen Leben leiden, der Mensch dennoch ein Charakter werden und bleiben kann, und daß er aus dem, was in seiner Jugend in ihn hineingelegt worden ist, sich eine wirkliche und ernste Überzeugung bilden, einen Entschluß fassen kann zu dem, was er einmal im Leben wirken und werden will.

Denn glaubt nur nicht, ihr Lieben, daß unser Beruf damit schon bezeichnet wäre, daß wir dies oder das gelernt oder studiert haben, daß einer Schreiner ist, ein anderer Lehrer, ein dritter Kaufmann, ein vierter Arbeiter. Damit ist nur die Außenseite deines Berufs bezeichnet. Nun kommt es darauf an, was für ein Schreiner, was für ein Lehrer, was für ein Kaufmann, was für ein Arbeiter du bist. Pectus facit hominem, das Herz macht den Menschen; das Herz

macht auch deinen Beruf. Und darum frage ich: Bist du denn schon herausgestiegen aus den Fluten der Unmündigkeit und nun wirklich auf eigene Füße getreten, so daß du weißt: da, wo ich stehe, hat mein Gott mich hingestellt, und das, was ich tue, will ich meinem Gott zuliebe und im Gehorsam gegen seinen Willen tun? Ist je durch deine Seele so ein Zug der Begeisterung gegangen, daß du dich entschlossest, deine ganze Persönlichkeit in den Dienst deines Berufes hineinzustellen und in diesem deinem Berufe dich und deine Mitmenschen glücklich zu machen? Siehe, dann ist über dir der Himmel offen, dann hat der lebendige Gott das Licht des Geistes in dein Herz hineingesendet, und du hegst und pflegst dieses Licht in dir mit dankbarer Freude und lässest seine Strahlen aus dir hervorleuchten. Dann redest du mit deinem Gotte, und er redet mit dir; dann sagst du zu ihm: Du großer Gott, du lieber Vater, ich sehe dich nicht und begreife dich nicht, aber ich habe dich und ich halte dich. Und dann hörst du auch, wie er dir antwortet: Du bist mein liebes Kind, an dem ich mein Wohlgefallen habe; ich weiß ja, daß vieles Stückwerk bleibt bei dir, aber ich weiß auch, daß du mich liebst und daß diese Liebe ein heiliger Trieb ist, der deinen Willen adelt und deine Kräfte stählt.

O, wirklich, meine Lieben, wer so mit dem Geist getauft ist, der ist ein glückliches Menschenkind, der ist gerade so glücklich, wie damals Jesus gewesen sein mag, als er herausstieg aus dem Wasser des Jordan, und nun lag eine neue Zukunft vor ihm, und das Leben lachte ihn an mit seiner ganzen Hoffnungsfülle und Liebesseligkeit. Laßt uns solche Stunden festhalten, Geliebte, und von ihnen zehren, wenn der Weg auch einmal über dürres Gestrüpp geht oder durch ein finsteres Tal. Es bleibt doch der im Regimente, der immer wieder, auch unter Tränen, bei dir einkehrt und stets aufs neue zu dir spricht: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir, und was du willst, das will ich auch, und darum

gebe ich deinem Streben meine Kraft und deinem Leben meine heilige Weihe, also daß du als ein Segen für deine Brüder deine Straße fröhlich ziehen darfst.

Freilich, Geliebte, so leicht war es nun für Jesus doch nicht, das, was er einmal ergriffen und erkannt hatte, auch zur Ausführung zu bringen. Markus erzählt uns kurz und einfach von einer Zeit der Klärung, von einer Zeit der Versuchungen und der Prüfungen, die Jesus durchgemacht hat. Er ging in die Wüste, in die Einsamkeit, und wurde versucht vom Satan, und er war bei den Tieren, aber die Engel dienten ihm. Merkwürdige Hieroglyphen, auf den ersten Anblick unverständlich. Und doch, es steckt eine reiche innere Geschichte dahinter.

Vor Jesus hatten schon viele versucht, dem Volke ein Messias zu sein, und hatten es meist auf verkehrte Weise angefangen. Ihre Sache war darum auch immer zugrunde gegangen. Nun trat auch an Jesus die Frage heran: Wie willst du es machen? Was willst du tun? Willst du deinem Volke Brot und Spiele verschaffen, wie die um Volksgunst buhlenden Herrscher es taten? Willst du ihm die Steine verwandeln in Brot, vielleicht in Gold? Ja, dann würde es dich willkommen heißen. So ein Messias wäre dem großen armen Haufen recht. Oder willst du vielleicht es so versuchen, wie es damals von einem Propheten gefordert wurde; willst du Wunder tun? Willst du die Kräfte, die in dir sind, zu außergewöhnlichen Taten verwerten? Von der Zinne des Tempels dich herunterlassen, ohne daß dein Fuß sich an einen Stein stößt? Die Bewunderung der Menge wird dir sicher sein, man wird dich auf Händen tragen wie einen Engel Gottes. Oder soll er vielleicht nach weltlicher Herrschaft streben? Soll er ein Reich der Gewalt und Pracht aufrichten, soll er einen Thron besteigen, von dem die Bücher der Weltgeschichte erzählen würden: Es war ein Davidsthron, eine glänzende, weithin gefürchtete Macht?

Seht, Geliebte, alle diese Gedanken gehen verlockend und beängstigend durch Jesu Seele. Warum sollten sie auch nicht durch seine Seele gehen? Ist doch diese Seele offen, offen für die Vergangenheit und Gegenwart seines Volkes. Darum ist es erklärlich, daß ihn solche Anfechtungen befallen haben. Er hätte diesen Anfechtungen auch erliegen können, sonst wäre er kein Mensch gewesen, sondern gleich einem Engel über den Staub dieser Erde hinweggeflogen, unfähig, uns irgendwie ein Freund und Vorbild zu sein. Wir ständen dann vor der Versuchungsgeschichte mit dem Ausruf des Faust: Welch Schauspiel, — aber ach, ein Schauspiel nur! Nein, Geliebte, Jesus hat diese Kämpfe mit Schmerzen durchgemacht, aber er hat aus ihnen den Sieg davongetragen.

Er weiß, daß der Mensch nicht allein vom Brote lebt, sondern daß, viel lauter und dringender noch wie der Leib seinen Hunger, der Geist seine Bedürfnisse geltend macht, der ewig unruhige Menschengeist, der nicht anders Ruhe findet, als bis er ausruhen kann in dem lebendigen Gott. Jesus will auch kein Magier sein, er will nicht mit Mirakeln und Zeichen das Volk überlisten, nein, sein Herz will er hingeben, die Ströme der Liebe und die Flammen des Geistes, die in diesem Herzen wallen und lodern, will er in die Herzen seiner Mitmenschen hineinleiten. Daran sollen sie das große Gotteswunder erkennen, das Wunder, das sich in der eigenen Seele abspielt, wenn sie aus der Tiefe der Selbstsucht und der Furcht in die Höhe der Selbsthingabe und der kindlichen Zuversicht emporsteigt. So weist er endlich auch jedes äußere Gepränge eines sichtbaren Reiches von sich; nicht eines Davids Sohn und Abbild, sondern seines Gottes Sohn und Ebenbild will er sein in dieser Welt; er will seinen Gott verherrlichen, anbeten und ihm allein dienen, und wenn er darüber sein Leben lassen muß. Solch ernsten und schweren Kampf hat unser Meister durchgefochten. Wie

ein Herkules hat er am Scheidewege gestanden, er hat den untersten und darum obersten Weg gewählt, den Weg des Geistes, nicht des Fleisches, den Weg der Aufopferung, nicht der Selbstverherrlichung, den Weg der Klarheit und der Wahrheit, nicht den der Heuchelei, der Phrase und der Zeremonien. O, Geliebte, wenn wir Jesu für irgend etwas dankbar sind, dann sind wir es dafür, daß er in den Stunden der Versuchung die Treue gehalten hat.

Und nun frage ich dich, mein Lieber, wie steht es mit deinen Versuchungsstunden? Dir wird ja auch oft nahegelegt, daß das Sinnliche leichter zu haben ist als das Geistige. Gibst du dem nach? Wärest du wohl imstande, in deinem Sinnenleben unterzugehen und darüber jede Pflege deines Geistes zu vernachlässigen? Willst du wirklich vom Brot allein leben und hörst du gar nicht mehr auf die inneren Stimmen, die aus dem Munde deines Gottes gehen und dir zurufen, daß du zum Schönsten und Höchsten bestimmt bist, daß du an seinem Herzen Frieden haben sollst und sollst in seiner Kraft hineindringen in die Tiefen deines Lebens, deines Berufes, der Geschichte und der Wirklichkeit? O mein Lieber, wirf deinen schönsten Adel nicht weg! Werde kein Sinnenmensch! Bleibe ein Kind des Geistes und trachte, daß du aus dem Geist deine beste Nahrung ziehst. Laß die äußere Gestaltung und Haltung deines Lebens erst in zweiter Linie stehen. Lege nicht so viel Gewicht auf das, was den Menschen vor den Menschen mit erborgten Werten schmückt, sondern vergiß nie, daß der Kern der Persönlichkeit in ihrem Willen liegt, daß dein Wille dich adelt und dein Wille dich schändet! Ja, weise alles von dir, was als Satanas dir entgegentritt und dir den Steg versperren will zwischen dir und deinem Gott. Dringe vor und schlage dich durch; falle ihm um den Hals und sprich: Nein, Vater, dich nur will ich anbeten, dir nur will ich dienen, dein will ich bleiben; nichts soll mich von deiner Liebe scheiden.

Diesen Weg ging Jesus. Freilich wurde es für ihn später der Todesweg. Aber bis er zu diesem Tode geführt ward, hat er in der kurzen Spanne eines Jahres solch eine Fülle von Leben ausgestreut, daß diese Fülle heute noch wirkt und Früchte treibt, ja, daß sie nicht auszuschöpfen sein wird, solange Menschen ohne Liebe nicht leben können. Er predigte das Evangelium vom Reiche Gottes.

Habt ihr wohl schon daran gedacht, daß das die schönste Predigt ist, die es überhaupt gibt? Das Evangelium vom Reiche Gottes! Die frohe Botschaft, daß Gott uns liebt, daß er der Vater und wir die Kinder sind, und daß wir uns untereinander nun die Hände reichen müssen als Brüder und Schwestern! Das Reich Gottes ist herbeigekommen! Auch in diese Versammlung rufe ich es hinein: Fürchtet euch nicht, verzaget nicht an der Gegenwart, werdet nicht solche, die sich mürrisch zurückziehen von dem Leben und Streben des Tages. Nein, das Reich Gottes ist da; noch viel reicher, als es damals im Volke Israel seine Kräfte entfalten konnte, hat es sich in unserm Volke seit Jahrhunderten entwickelt und aufgemacht von Herz zu Herz und hat auch gewiß dich schon erobert. Denn dieses Reich kommt nicht mit äußeren Gebärden, man kann nicht sagen: hier oder da ist es; dieses Reich ist inwendig in dir. Und wenn es nicht in dir ist, dann tue Buße, dann ändere du deinen Sinn, dann richte ihn ganz und gar auf den, der dir vorangeht und der sein Leben bis zum Kreuze in den Dienst seines Gottes und seiner Brüder gestellt hat und hat in solchem Dienste sein Blut vergossen und sein Leben gelassen.

Ja, Geliebte, lasset uns Buße tun! Laßt es uns ernst nehmen mit unsern Aufgaben! Laßt keine Schleier, keine Hüllen über eurem Herzen und Gewissen liegen! Reißt sie herunter! Seht klar in euch selbst, damit ihr klar sehen könnt in euren Gott, in euer Leben, in eure Pflichten! Und wenn ihr so mit allem Ernste, mit aller Wahrhaftigkeit die Hauptsache

ergreift, wenn ihr täglich euch erneut im Geiste des Gekreuzigten, dann werdet ihr auch Prediger der Freude, dann verwirklicht sich durch euch die frohe Botschaft, daß überall da, wo treue Menschenherzen schlagen, die Zeit erfüllet und das Reich Gottes herbeigekommen ist.

Es komme zu uns allen, ihr Lieben! Mit seinem Freudenscheine ziehe es ein in unsere Herzen; es komme auch dorthin, wo Tränen geweint werden und Wunden bluten, dorthin, wo man Gott vergessen will und sich abmüht in scheinbar vergeblichem Ringen! Überall möge das Reich Gottes lebendig, überall die frohe Botschaft verstanden werden: ob auch ein Weib ihres Kindleins vergäße, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes, so will ich doch deiner nicht vergessen, spricht der Herr!

Das ist der Anfang, ihr Lieben, der Anfang des Evangeliums Jesu, unseres Meisters. Amen!



Die Wirksamkeit Jesu.

Matthäus 9, 35—38.

Jesus ging umher in alle Städte und Märkte, lehrete in ihren Schulen und predigte das Evangelium von dem Reich, und heilete allerlei Seuche und Krankheit im Volk. Und da er das Volk sah, jammerte ihn desselben, denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Da sprach er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.

Der bekannte Schriftsteller Bonus hat vor einigen Wochen ein Büchlein erscheinen lassen, welches den Titel führt: Religion als Schöpfung. In diesem Büchlein will er erklären, welche Menschen religiöse Menschen sind, und welche nicht. Er sagt: Diejenigen sind religiös, welche sich eins fühlen mit dem göttlichen Willen. Der göttliche Wille ist schöpferische Kraft — man kann ihn auch das Weltwollen nennen —, eine fortgesetzte Weltschöpfung. Wer an solcher Weltschöpfung teilnimmt, sich selbst aufgebend und sich ganz hineinstellend in diesen alles erzeugenden und alles tragenden Willen, der ist ein religiöser Mensch. Ich glaube, Geliebte, daß dieser Erklärung eine tiefe Wahrheit zugrunde liegt. Der Dichter spricht sie einmal so aus:

> Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
> Und sie steigt von ihrem Weltenthron,

d. h. sie wird unser Eigentum, sie macht uns im Rahmen der Menschlichkeit zu allem fähig, was sie selber vermag und was sie selber tut. Das hat Jesus im höchsten Sinne des Wortes vollbracht. Er hatte die Gottheit aufgenommen in seinen Willen, es war geradezu die Nahrung seines

innern Menschen, den Willen seines Vaters zu tun. Und diesem Willen des Vaters hat er sich nicht etwa passiv untergeordnet, sondern er hat sich ihm aktiv eingeordnet; er hat sich gleichsam dem Vater zur Verfügung gestellt als eine rechte Hand, womit man etwas ausführt. Das hat dem Vater wohlgefallen, und dadurch ist der Sohn die Kraft des Vaters geworden in der Menschheit.

Wie das zugegangen ist, ihr Lieben, und wie der Anfang dieser Bewegung sich bei Jesus vollzogen hat, das haben wir in der letzten Betrachtung zu zeigen versucht. Wir sahen, wie in Jesus das Bewußtsein erwachte, das ausführende Organ des göttlichen Willens zu sein, des Vaters lieber Sohn, an dem er sein Wohlgefallen hatte. Wir haben weiter gesehen, wie dieses Bewußtsein eine Läuterung durchmachen mußte, eine Auseinandersetzung mit verschiedenen überlieferten nationalen Vorstellungen und Hoffnungen, und wie erst nach dieser Klärung, nach diesem innern Kampfe, für ihn die Freudigkeit vorhanden war, seinen Beruf tatsächlich in die Hand zu nehmen und mit seinem Wirken zu beginnen. Heute wollen wir diese Wirksamkeit im allgemeinen überschauen, so wie sie der Text in einigen kurzen Zügen zusammenfaßt. Die Wirksamkeit Jesu, das soll der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung sein. Es sind zwei Seiten der Wirksamkeit Jesu, von denen der Text spricht:

1. er predigte das Evangelium von dem Reich, und
2. er heilte allerlei Seuche und Krankheit im Volk.

Jesus predigte das Evangelium vom Reich, d. h. vom Reiche Gottes, vom Himmelreich. Wir hantieren mit diesen Namen, als wären sie ganz einfach zu erklären. Und doch ist gerade dieser Hauptbegriff der Verkündigung Jesu durchaus nicht eindeutig; das Wort Himmelreich oder Reich Gottes hat nicht nur in Jesu Munde selbst schon verschiedene Bedeutungen, sondern es hat im Laufe der Geschichte noch eine Menge anderer Deutungen dazu erfahren. Die unrichtigste

dieser Deutungen, die allerdings auch so ziemlich die verbreitetste ist, geht dahin, daß das Reich Gottes dasselbe sei wie irgendeine Kirche. Die römische Kirche und die griechische, die lutherische Kirche, die reformierte und die unierte, die Sekten und kleinen christlichen Gemeinschaften, sie alle, Geliebte, haben mehr oder weniger den Anspruch erhoben, das Reich Gottes zu sein. Die römische Kirche und die Sekten tun es grundsätzlich. Man konnte sich davon noch vor einigen Tagen aus einem Artikel eines hiesigen katholischen Blattes überzeugen, welcher einen Vertreter des sogenannten Reformkatholizismus bekämpft. Dort wurde der Satz ausgesprochen: Wenn der Mann glauben kann, daß die römische Kirche einmal untergehen werde oder untergehen könne, dann kann er nicht mehr glauben, daß Jesus das Reich Gottes auf Erden gestiftet hat. Geliebte, ich kann mir denken, daß alle Kirchen, die heute bestehen, untergegangen seien, daß wir es mit ganz neuen religiösen Bildungen zu tun haben könnten und daß trotz alledem das Reich Gottes fröhlich weiter blühen, ja daß es sich auf eine höhere Stufe emporschwingen könnte, als diejenige ist, auf der es heute steht. Denn das Reich Gottes hat seine Grenzen weder an irgendeiner Nation noch an irgendeiner Konfession, sondern es hat seine Grenzen nur an den Grenzen der Menschheit. Es ist die Gemeinschaft Gottes mit seiner Menschheit, die Herrschaft Gottes in der Menschheit. Daß man den Versuch machen kann, diese Herrschaft durch kirchliche Einrichtungen zu fördern und zu regeln, daß dieser Versuch tatsächlich auf verschiedenen Wegen gemacht und mit Erfolg gekrönt worden ist, beweist die Geschichte. Ebenso beweist sie aber, daß solche Einrichtungen nur Versuche äußerer Darstellung oder innerer Beeinflussung, nicht aber das Reich Gottes selbst sind.

In der Predigt Jesu vom Reich müssen wir zweierlei Vorstellungen unterscheiden: Vorstellungen, welche geschichtlich bedingt sind, welche ein volkstümliches Gepräge, eine

Lokalfarbe an sich tragen, und wiederum Vorstellungen, welche unbedingt sind, unabhängig von allen nationalen Wünschen, von allen zufälligen, gelegentlichen Gedanken der Menschen über das Unsichtbare. Beide finden wir in Jesu Predigt vertreten. Alle Stufen der Volksanschauung hat er mit durchlaufen und hat ihnen allen entsprechenden Ausdruck gegeben. Nur einer nicht! Abgeschnitten hat er von vornherein alle politischen Erwartungen, die sich an das Kommen des Himmelreiches knüpften, und hat ausdrücklich gesagt: Die weltlichen Fürsten herrschen, und die Gewaltigen heißt man gnädige Herren; aber bei euch, bei meinen Jüngern, darf es nicht also sein. Im übrigen aber nahm Jesus die Vorstellungen auf, welche ihm überliefert waren, überliefert schon durch die Schriften der Propheten, die in ihrer Mehrzahl von dem Reiche Gottes, und zwar in den mannigfaltigsten Bildern reden.

Er nahm auf die Vorstellung von dem Kampfe des Gottesreiches gegen das Weltreich. Der Oberste des Weltreiches, der Fürst dieser Welt, ist bereits aus dem Himmel gestürzt; nun muß auch auf der Erde, die unter der Herrschaft der Dämonen steht, seine Macht gebrochen werden. Am Ende dieses dramatisch aufgebauten, durch erschütternde Wechselfälle hindurch geführten Kampfes sieht Jesus sich selbst und die Seinen thronen in einem neuen Himmel über einer neuen Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnt. Vertreten hat Jesus auch die Idee eines göttlichen Gerichtstages, welcher bald nach seinem Tode eintreten sollte, ein Kommen des Menschensohnes in sichtbarer Herrlichkeit, das etliche seiner Zeitgenossen noch erleben würden.

Diese und verwandte Gedanken und Bilder hat Jesus nicht erst geschaffen, sie waren ihm vielmehr gegeben, und er hat sie in sich zu verarbeiten gesucht. Aber dabei dürfen wir nicht stehen bleiben. Es zieht sich durch jene Ideenwelt wie ein roter Faden ein ganz neuer Gedanke hindurch, der

Jesu Eigentum und seine Schöpfung ist. Er faßt ihn in die Worte: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußeren Gebärden; man kann auch nicht sagen: hier oder da ist es; denn siehe, das Reich Gottes ist inwendig in euch. Hier ist alles Volkstümliche, alles Örtliche abgestreift; diese Verkündigung ist unabhängig von allen jüdischen Überlieferungen, die kann einem jeden Menschenkinde, welches Volkes und welcher religiösen Eigenart es auch sein mag, unmittelbar zur Wahrheit werden. Denn hier handelt es sich nicht mehr um irgendwelchen Thron noch Fürstentum noch Gewalt, hier handelt es sich nicht mehr um Engel und Dämonen, nicht mehr um irgend eine Weltkatastrophe, sondern hier handelt es sich einzig und allein um Gott und die Seele, die Seele und Gott. Diese beiden Kräfte, die zueinander gehören und nacheinander sich sehnen, reichen sich in solcher Verkündigung die Hand; und wo sie sich die Hand reichen, da ist das Reich Gottes.

Man muß in Jesu Gleichnisse hineinschauen, wenn man erkennen will, daß dieses inwendige Reich Gottes für ihn das eigentliche Reich gewesen ist. Ich erinnere euch nur an drei: das vom Sauerteig, das vom Säemann und das, welches wir eben am Altare hörten, vom verlorenen Schäflein. Da ist alles beiseite gedrängt, was dem Umkreis des religiösen Lebens angehört, und es ist nichts geblieben als der Mittelpunkt, das Herz der Religion. Der Sauerteig, Geliebte, ist nicht eine Lehre oder Satzung, sondern der Geist Gottes, der das ganze menschliche Leben ergreift und bis in die Tiefe durchdringt, adelt und bildet. In ähnlicher Weise bedeutet auch Same und Säemann Gottes Geist, wie er sich kundgibt im Menschenwort. Wenn ein Menschenherz in Begeisterung für den Allerhöchsten und in kindlicher Liebe zum Vater entbrannt ist, dann redet es Gottes Wort; und nun ist es Jesu darum zu tun, daß dieses Wort von anderen aufgenommen wird, daß die Herzen einem weichen,

tiefen und reinen Acker gleichen möchten, so daß der einzelne seine Persönlichkeit zum sittlichen Charakter ausgestaltet und die Frucht bringt, welche er zu bringen vermag, sei sie dreißigfältig oder sechzigfältig oder hundertfältig. Im dritten Bilde schließlich ist es der sich erbarmende Gott, der da sucht, was verloren ist, dem die einzelne Seele des Verirrten näher steht als die große Menge der neunundneunzig Gerechten, und der sich erst dann ganz freuen kann, wenn er dieses eine Schäflein auf seinen Achseln trägt. Alle diese schönen Bilder und Gleichnisse predigen uns das Reich Gottes. Nun wirst du wohl nicht mehr daran zweifeln, mein Lieber, daß dieses Reich Gottes etwas Innerliches ist, daß es dabei nur auf zwei Lebendige ankommt: auf dich und deinen Gott, auf deinen Gott und dich.

Gehörst du zu diesem Reiche, mein Lieber? Begnüge dich nicht damit, daß du weißt, wer in dieses Reich gehört und was dieses Reich ist, sondern mache dir selbst die Freude, etwas von dieser Herrschaft Gottes in dir zu erleben. Lasse dir aus Jesu Munde sagen, wie selig diejenigen sind, die das Reich besitzen.

Es sind die Empfänglichen, die geistlich Armen, die ihre Seele aufschließen, wie eine Blume willig sich entfaltet, den Sonnenstrahlen stillehält und von ihnen sich küssen und kosen läßt. Diese empfänglichen Gemüter, welche wissen, daß sie ohne ihren Gott nur wie ein Rohr sind, das jeder Sturm zerknickt, die gehören in das Reich Gottes. Ihrer ist das Himmelreich, hat Jesus gesagt. —

Und dazu die kühn Strebenden, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; die, welche von Wahrheit zu Wahrheit dringen möchten, welche nichts ungefragt, nichts ununtersucht lassen, was nur irgendwie im Bereiche der menschlichen Geisteskräfte liegen kann, die großen Vorkämpfer in den Schlachten des Geistes, die Entdecker unsichtbarer Welten, die schöpferischen Genien im Reiche der Wissenschaft und

der Kunst, die gehören in das Himmelreich. Satt sollen sie werden, finden sollen sie, was sie ehrlich und redlich suchen: Wahrheit und Frieden.

Nicht minder die lauteren Seelen, die reines Herzens sind, in denen das schöne Gottesbild sich spiegeln kann wie in einem klaren See; die keinen größeren Schmerz erfahren können, als wenn in diese reine Flut ihres Gemütslebens etwas Unsauberes hineinströmt und die schöne Harmonie ihres Innern zerstört, also daß ihnen der Blick in Gottes Angesicht getrübt wird. Diese Leute mit einem gegen alles Gemeine empfindlichen Herzen und mit einer warmen Begeisterung für alles Gute und Schöne und Edle, die schauen Gott, die gehören ins Himmelreich.

Auch die Barmherzigen, die fremde Wunden nicht bluten sehen können, fremde Tränen nicht ungetrocknet zu lassen vermögen, die Menschen, die im edelsten Sinne des Wortes ohne Phrase mit dem Dichter ausrufen können:

Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt;

die Menschenfreunde, deren Herz der Menschheit gehört und allen ihrer Gliedern, — seht, Geliebte, die erfahren Barmherzigkeit, die tragen in sich die tröstliche Gewißheit: Gott ist mein Freund, weil ich der Freund seiner Kinder bin; die haben das Reich Gottes.

Ebenso die Friedfertigen, die Leute, welche die Hand bieten können, um Eintracht zu stiften da, wo sie gestört worden ist; die Sanftmütigen, aus deren Angesicht die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes spricht, also daß sie die Menschenherzen gewinnen ohne Schwert und ohne Waffen, nur durch die unwiderstehliche Anziehungskraft der Liebe, — ihnen gehört das Himmelreich.

Und endlich euch, Geliebte, die ihr euer Leid zu tragen vermögt, die ihr in der Zuversicht auf den ewigen Vater euer Kreuz geduldig auf euch nehmt und unter diesem Kreuze

den Heldenmut bewährt, der die leidende Seele stählt und stärkt, erfrischt und verjüngt, verklärt und läutert von allen Schlacken eines kleinlichen Sinnes und engherzigen Wesens, — ja, euch ist es vor allem gegeben, in der Nachfolge dessen zu wandeln, der auf Golgatha sein Reich in sich vollendet hat, der blutend für seine Mörder bat und sterbend seine Seele in die Hände des Vaters befahl.

Seht, Geliebte, das sind die Bürger des Himmelreichs. Möchtet ihr nun nicht, daß auch heute noch das Evangelium von diesem Himmelreich verkündigt würde? O gewiß, kein einziger unter euch möchte diese Lebens- und Freudenquelle der so vielfach gequälten und geängsteten Menschheit verschlossen wissen. Aber, meine Freunde, laßt uns eins nicht vergessen. Jenes Evangelium vom Reiche Gottes ist nicht nur eine Predigt, es ist auch zugleich eine Tat. In seinen Willen hatte Jesus seinen Gott aufgenommen: nicht nur in seine Gedanken und in seine Phantasie, nicht nur in sein Gefühl und in seinen Verstand, — nein, in seinen Willen hatte er ihn aufgenommen; und darum wurde ihm seine frohe Botschaft zugleich eine lebensfrohe Tat, eine Heilandstat, ein Heilandswerk.

Das führt uns zum Zweiten. Er heilte allerlei Krankheit und Seuche im Volk. Der Evangelist charakterisiert das Volk als ein solches, welches ist wie die Schafe, die keinen Hirten haben; verschmachtet und zerstreut. Eigentlich ein recht trauriges Volksbild, aber es muß doch wohl der Wirklichkeit entsprochen haben, denn wir finden es nicht nur an dieser einen Stelle, sondern wiederholt im Neuen Testament, also in den Büchern, die aus der Geschichte jener Zeit herausgewachsen sind.

Warum waren sie so verschmachtet und zerstreut? Es fehlte ihnen eine lebendige Religion. Wohl hatten sie eine ganze Menge religiöser Einrichtungen, ein tadelloses, bis in die einzelnen Paragraphen ausgearbeitetes, religiöses

Gesetz. Wohl hatten sie ihre Synagogen und ihre Sabbatstunden. Wohl hatten sie ihren Tempel mit all den prachtvollen Aufzügen und den reich dotierten Opferfesten. Aber trotz alledem hatten sie eines nicht. Sie hatten keine lebendige Religion, und darum waren sie wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Es fehlte ihnen der innere Zusammenhang, es fehlte ihnen eine große, auf das Wohl des Vaterlandes hinzielende, von allen Redlichen geteilte sittliche Idee, ohne welche ein Volk sich nie als Nation zu fühlen vermag, ohne welche die zusammenführenden, aufbauenden, höher treibenden Kräfte verkümmern und ersterben müssen. Diesen Mangel hatte Jesus endeckt, er fühlte ihn schmerzlich, und darum jammert ihn des Volks.

Wie die Schafe ohne Hirten unstät sind und vor dem geringsten Feinde zittern, so waren auch die Menschen jener Zeit unfähig, das Weltübel mutig zu bekämpfen. Statt an eine unvollkommene Wirklichkeit die bessernde Hand anzulegen und die auch in ihr noch schlummernden Erneuerungskräfte zu wecken, seufzten sie ohnmächtig unter ihrem Druck. Des Lebens Not und Jammer hatte sich wie ein trüber Nebel über die Seelen gebreitet, so daß sie die Sonne der ewigen Liebe Gottes nicht mehr hindurchscheinen sahen.

Da setzte Jesus ein. Er, das Frühlingskind, das Sonnenkind, welches Licht und Wärme in sich selber trug, kam zu diesen erschreckten und bedrückten Menschenkindern, legte im Glauben an Gott und die Menschen die Hand an den Pflug, schaute mutig vorwärts und aufwärts und begann sein Heilandswerk. Es gibt kaum ein stolzeres Wort in den Evangelien als jenes, welches Jesus zu den Johannesjüngern sprach, als sie ihn fragten: Bist du wirklich, der da kommen soll? Er antwortete: Sagt doch eurem Meister, was ihr sehet und höret; die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, und die Tauben hören, die Toten stehen auf, und den Armen wird die frohe Botschaft verkündigt, die heilige Liebe Gottes gepredigt. Damit hat Jesus sein Wirken deutlich und erschöpfend bezeichnet. Er paktiert nicht mit dem Elend dieser Welt. Er hat niemals gesagt, daß das Unglück etwas Gutes sei, oder daß Krankheit besser sei als Gesundheit, der Tod besser als das Leben. Im Gegenteil. All sein Wirken, wie kurz es auch gewesen ist, war ein Krieg gegen der Menschheit ganzen Jammer, gegen alles leibliche und geistige Elend. Die Überwindung des Weltübels durch die Gotteskräfte der helfenden und rettenden Liebe, das ist sein Heilswerk; darin hat er seinen Beruf gesehen, darum hat er allerlei Seuche und Krankheit im Volke geheilt. Neue Menschen zu schaffen, Menschen, die Frieden hätten in ihrem Gott und darum auch Kraft in ihrem Gott, das ist seine Losung. Er wirft das Netz seiner erlösenden Arbeit nicht hinaus in unmeßbare Fernen; nicht an eine plötzliche Erlösung seines Volkes oder der Menschheit denkt er, sondern er denkt an die einzelnen Seelen. Warum an die einzelnen Seelen? Weil diese vor allen Dingen für sich erst einmal frei werden müssen von jedem lähmenden Druck und jeder ertötenden Last. Einzelne erlöste Menschen, die können dann auch die Kraft der Erlösung weitertragen in das Volk, ja in die ganze Menschheit hinein. Auf diese Weise, Geliebte, ist, wie in Jesu Predigt, so auch in seinem Heilen das Evangelium vom Reich zu einer kraftvollen Wirklichkeit geworden. Jetzt ist die köstliche Perle gefunden, jetzt ist der im Acker verborgene Schatz ausgegraben. Er heilte allerlei Krankheit und Seuche im Volk.

Tust du das auch, mein Lieber? Heilst du Krankheit und Seuche in deiner Umgebung? Siehe, es gibt auch heute viele Menschen, die verschmachtet und zerstreut sind wie die Schafe, die keinen Hirten haben, Menschen, die ohne Freundschaft, ohne Liebe durchs Leben gehen müssen; Menschen, welche irre geworden sind an ihrem Berufe, so daß sie ihn nur mit Seufzen tragen, wie eine drückende Last; irre ge-

worden an ihrem Gott, nicht immer oder nicht allein durch eigene Schuld, sondern auch durch die Sünden der anderen, vielleicht durch verkehrte Erziehung, durch überwältigendes schlimmes Beispiel; Menschen, welche irre geworden sind an der Menschheit, die allen Glauben an das Gute verloren haben. Sind das nicht verschmachtete, zerstreute arme Seelen, wie die Schafe, welche keinen Hirten haben? Wer wollte solche Menschen verdammen? Wer wollte es ihnen als Schuld zurechnen, wenn sie gekämpft und doch den Sieg nicht errungen haben? Nein, Geliebte, nicht Gegenstand unserer Geringschätzung oder gar unseres Gerichts sind sie, sondern Gegenstand unserer Liebe, — der Liebe, die alles tragen kann, auch ein verirrtes Menschenkind. Wahrhaftig, solcher Liebe sind die würdig, welche dahingehen wie die Schafe, die keinen Hirten haben.

Merke dir doch, mein Freund, ins Himmelreich dringt man nicht ein mit Herr! Herr! sagen, nicht mit ein paar schönen Redensarten oder süßen Gefühlen; nein, ins Himmelreich dringt man mit Gewalt hinein, mit der heiligen, alles überwindenden Gewalt der Menschenliebe. Damit ist Jesus in sein Volk hineingedrungen; nicht dadurch, daß er von der Zinne des Tempels hinabsprang, nicht dadurch, daß er Steine in Brot verwandelte, sondern weil ihn des Volkes jammerte.

Und nun gehe hin, mein Lieber, und tue desgleichen! Willst du hinter deinem Meister zurückbleiben? Willst du es ihm überlassen, daß er die Werke der Liebe tat, und nun sie etwa bewundernd betrachten und dich auf diese Bewunderung beschränken? O wahrlich, nein! Nimm auch du hinweg allerlei Last! Mache auch du die Lahmen gehend! Wenn du so ein armes Menschenkind triffst, das nicht zu einem freudigen Gang durch dieses Leben kommen kann, dann leihe du ihm doch deinen Arm, damit es wieder gehen lernt! Und wenn du einen Aussätzigen findest, der in böser Umgebung aufgewachsen ist und nun ist seine Seele voller Flecken und die Menschen ziehen sich von ihm zurück und sagen: der darf nicht mit an unserm Tische essen, das ist ja eine verlorene Kreatur, — o, mein Lieber, dann, dann werde du ihm Heiland und Arzt, mache du doch so einen Aussätzigen einmal rein, fürchte dich nicht vor Ansteckung, sondern behandle ihn mit heiliger Liebe! Dann sollst du einmal sehen, wie es auch in dir rein und klar und heilig und hell wird, wie du dich so ganz eins fühlst mit deinem Meister, der kein größeres Werk kannte, als die seinem Volke wiederzugeben, welche das Volk ausgestoßen hatte. Ja, ich gehe noch weiter. Ich sage: Weckt die Toten auf! So mancher liegt neben dir im geistigen Tode, so mancher schläft den Todesschlaf der Gleichgültigkeit, der Sinnlichkeit und kommt darüber nicht hinaus. Vielleicht dein eigenes Weib, dein eigener Mann, vielleicht die Kinder deines Hauses oder deine Dienstboten, oder wen du sonst kennen magst. Wecke ihn doch einmal auf! Gib ihm doch etwas von deinem Lebensbrote zu kosten! Mit einem Wort: Predige den Armen das Evangelium, mein Lieber! Nicht mit vielen Worten, sondern mit der aus der Seele geborenen Tat; mit einem Leben, das Gott geweiht ist, das Gott vertraut, das in der Kraft Gottes aller Furcht den Abschied gegeben hat und sich nun auslebt in Gottes unsterblicher Liebe.

Seht, Geliebte, so würde wohl auch heute noch Heilandsarbeit getan werden können. So sind wir alle ohne Unterschied berufen, uns hineinzustellen, jeder mit seiner Gabe, in die große Ernte, in welcher zu aller Zeit Arbeiter nötig sind. Schiebt es nicht auf das Amt allein, auf die Pfarrer, die Missionare, die Lehrer! Heilandsarbeit ist jedermanns Amt. Macht es euch zur Gewissenssache, Erlöser zu werden für eure Brüder und die frohe Botschaft in die Herzen hineinzutragen, die sie brauchen können. Dann haben wir den Sinn unseres Lebens verstanden, denn der Sinn des Lebens

ist nicht der Tod, sondern das Leben. Die Liebe duldet nun einmal keinen Tod, sie ist nur glücklich, wenn sie Leben zu schaffen vermag. Und wenn sie auch gegen den natürlichen Tod nichts ausrichten kann, so weckt sie selbst aus solchem Tode neues Leben auf; an Gräbern weinend, denkt sie nicht an das, was sie verloren hat, sondern an das, was ihr geblieben ist, damit sie ihm wohltun kann. So ist die Liebe das eigentliche Heilandswerk, die Heilandskraft. Sie ist's, die Mitleid empfindet mit aller Not dieser Welt, die in freudigem Opferdienst sich hingibt an Christum den Herrn und dadurch sich fühlt als schaffenden Teil des ewigen Gotteswillens, als Gottes liebes Kind, an dem er sein Wohlgefallen hat. Amen!



Erziehungsarbeit zum Reiche Gottes.

Mark. 4, 1—20.

Jesus fing abermals an zu lehren am Meer, und es versammelte sich viel Volk um ihn, also daß er mußte in ein Schiff treten und auf dem Wasser sitzen, und alles Volk stand auf dem Lande am Meer. Und er predigte ihnen lange durch Gleichnisse, und in seiner Predigt sprach er zu ihnen: Höret zu. Siehe, es ging ein Säemann aus, zu säen. Und es begab sich, indem er säete, fiel etliches an den Weg, da kamen die Vögel unter dem Himmel und fraßen es auf. Etliches fiel in das Steinige, da es nicht viel Erde hatte, und ging bald auf, darum daß es nicht tiefe Erde hatte. Da nun die Sonne aufging, verwelkte es und dieweil es nicht Wurzel hatte, verdorrete es. Und etliches fiel unter die Dornen; und die Dornen wuchsen empor und erstickten es, und es brachte keine Frucht. Etliches aber fiel auf gutes Land, und es brachte Frucht, die da zunahm und wuchs; und etliches trug dreißigfältig und etliches sechzigfältig und etliches hundertfältig. Und er sprach zu ihnen: Wer Ohren hat zu hören, der höre! Und da er allein war, fragten ihn um dieses Gleichnis die um ihn waren, samt den Zwölfen. Und er sprach zu ihnen: Euch ist's gegeben, das Geheimnis des Reiches Gottes zu wissen; denen aber draußen widerfährt es alles durch Gleichnisse, auf daß sie es mit sehenden Augen sehen und doch nicht erkennen, und mit hörenden Ohren hören und doch nicht verstehen; auf daß sie sich nicht dermaleinst bekehren und ihre Sünden ihnen vergeben werden. Und er sprach zu ihnen: Verstehet ihr dieses Gleichnis nicht, wie wollt ihr denn die andern alle verstehen? Der Säemann säet das Wort. Diese sind es aber, die am Wege sind: wo das Wort gesäet wird und sie es gehört haben; so kommt alsbald der Satan und nimmt weg das Wort, das in ihr Herz gesäet war. Also auch die sind es, bei welchen aufs Steinigte gesäet ist: wenn sie das Wort gehört haben, nehmen sie es bald mit Freuden auf; aber sie haben keine Wurzel in sich, sondern sind wetterwendisch; wenn sich Trübsal oder Verfolgung um des Wortes willen erhebt, so ärgern sie sich alsbald. Und diese sind es, bei welchen unter die Dornen gesäet ist: die das Wort hören, und die Sorgen dieser Welt und der betrügliche Reichtum und viele andere Lüste gehen hinein und ersticken das Wort, und es bleibt ohne Frucht. Und diese sind es, bei welchen auf ein gut Land gesäet ist: die das Wort hören und nehmen es an und bringen Frucht; etliche dreißigfältig und etliche sechzigfältig und etliche hundertfältig.

In unserer letzten Betrachtung hatten wir den Herrn Jesus bei den ersten Schritten seiner Wirksamkeit begleitet. Wir hatten gesehen, wie er predigte das Evangelium von dem Reich und wie er heilete allerlei Seuche und Krankheit im Volk. Zwei bedeutsame Wege, um das Reich Gottes auf Erden auszubreiten: die Predigt, die in die große Menge hinausgeworfenen Gedanken, welche, selbst aus göttlichem Leben geboren, nun auch wieder göttliches Leben anfachen sollten und konnten; und dazu die Arbeit am Volke, die Überwindung des Übels, die Heilung der Seuchen, nicht nur der körperlichen, sondern viel mehr noch der geistigen Gebrechen, die Kräftigung der Lahmen, die Erleuchtung der Blinden, ja das Aufwecken der Toten, mit einem Wort: der Kampf gegen allen Jammer der Menschheit. — Dies war es, was das letzte Textbild uns vor Augen stellte.

Diesen Faden spinnt nun die heutige Geschichte weiter. Jesus zeigt uns noch einen dritten Weg zur Ausbreitung des Reiches Gottes, allerdings eine Fortsetzung des zweiten, aber doch besonderer Art. Wir werden diesen Weg am besten bezeichnen können mit dem verhältnismäßig modernen Ausdruck: Erziehung. Erziehung, Geliebte, ist ein wesentliches Mittel zur Ausbreitung des Reiches Gottes. Es ist noch nicht sehr lange her, daß man in der Christenheit die Bedeutung der Erziehung erkannt, daß man deren Wesen und Eigentümlichkeit studiert und wissenschaftlich begründet hat. Heute weiß aber jeder, daß ohne Erziehung weder der einzelne noch ein Volk in seiner Gesamtheit gesund bleiben kann. Wir reden heute nicht nur von Kindererziehung, sondern auch von Volkserziehung. Solch eine Volkserziehung im großen Stile, Geliebte, die hatte Jesus vor Augen.

Was ist denn Erziehung? Durch die Erziehung soll etwas erzogen oder gezogen werden, und zwar dahin, wo

es bisher noch nicht war. Dieses Etwas kann nichts anderes sein als unser innerer Mensch, unsere Seele, die Gesamtheit der Kräfte, die im erzogenen Menschen den Charakter ausmachen. Dabei kommen zwei Dinge in Betracht, zuerst die Überwindung der Widerstände, welche sich dem Erziehenden in seinem Zögling entgegenstellen von innen heraus, und sodann das Aufwecken und Anreizen der eigenen Bildungskräfte, welche in dem Zögling vorhanden sind. Ebensowenig wie man von einem Menschen sagen kann, er sei vollständig erzogen, kann man von einem Menschen behaupten, er sei vollkommen unerziehbar, es sei nichts mehr mit ihm anzufangen. Weder das eine noch das andere ist richtig, sondern wir werden in der Erziehung allezeit für diese beiden Tätigkeiten noch Raum finden; für die überwindenden und die erweckenden. Drum siehe zu, mein Lieber, was bei deinem Zögling erreicht werden kann, was in ihm weiter bestehen darf, was in ihm noch kräftiger werden muß, — und auf der andern Seite suche das zu erkennen, was durch sein Wachsen ihm gefährlich werden könnte, was allmählich verkümmern und absterben muß. So macht es Jesus in unserm heutigen Texte. Er zeigt uns die hemmenden und fördernden Vorbedingungen in dem Menschenherzen und zeigt uns den Erzieher, wie er durch das Wort an die Herzen herankommt, wie er zu überwinden, zu bauen und zu pflanzen sucht. Darum, Geliebte, wollen wir die mancherlei Gedanken unseres Textes zusammenfassen in den einen: Erziehungsarbeit zum Reiche Gottes. Es handelt sich dabei um vier Einzelbilder:

1. die Verstehenden und Nichtverstehenden,
2. das Wort Gottes ein Same,
3. das Menschenherz ein Ackerland und
4. das Leben eine Frucht.

Jesus redet hier zu einigen näheren Freunden und sagt: Euch ist's gegeben, das Geheimnis des Himmelreiches

zu verstehen. Geheimnisse gibt es überall. Wie du auch die Welt betrachten magst, ob vom wissenschaftlichen oder vom religiösen Standpunkte aus, — immer stößest du auf Geheimnisse, d. h. auf Dinge, welche du mit deiner Einsicht und Denkkraft nicht auseinanderwirren kannst, bei denen du nicht bis zu dem Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung durchzudringen vermagst.

Selbst wenn wir annehmen, die Wissenschaft der Menschen stiege einmal zu einer solchen Höhe, daß sie alle Zusammenhänge im natürlichen Leben vollständig klarlegte, so würden trotzdem die Geheimnisse übrig bleiben, welche ihre Wurzeln im Menschenherzen selbst, in seinem Gemüt, in seiner Religion haben. Diese würden auch durch eine göttliche Offenbarung nicht aufgeklärt werden. Göttliche Offenbarungen enthüllen nicht die Mysterien, sondern offenbaren im Gegenteil, daß es unenthüllbare Mysterien gibt und daß das letzte und größte Geheimnis Gott selbst ist und bleibt. Die religiösen Propheten der Menschheit konnten sich nur deshalb in Gott versenken, weil er Geheimnis ist. Wer da meint, es sei ihm alles klar und offenbar, der halte sich ja nicht für einen klugen und großen Geist, sondern für einen törichten und kleinen. Er ist nur bis an die Peripherie der Dinge herangekommen, er hat nur die Oberfläche derselben in der Hand, aber nicht ihr Inneres, nicht ihren Mittelpunkt und nicht ihr Wesen.

Geheimnisvoll am lichten Tag,
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie dir nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Das gilt nicht nur von den Geheimnissen des natürlichen Seins, sondern in noch höherem Maße von den Geheimnissen des religiösen Lebens. Wir erzwingen es nicht, in seine Tiefen hineinzuschauen, sondern wir müssen es duldend und abwartend gewähren und wachsen lassen,

damit wir uns allmählich in dem Geheimnisvollen heimisch fühlen, so daß es uns nicht mehr wie etwas Gespenstisches oder Täuschendes gegenübersteht, sondern als lockende Verheißung einer kommenden, unser höchstes Wünschen befriedigenden Enthüllung. Ruhst du in Gottes Liebe vertrauensvoll aus, so ist dies nur deshalb möglich, weil du nicht bis an das Ende derselben schauen kannst. Denn was du durchblickend begreifst, das beherrscht nicht mehr dich, sondern es wird von dir beherrscht, es ist nicht mehr Gegenstand deiner Hingabe, sondern deines Urteils. Wenn du in einem großen Walde wanderst, so ist es dir gar lauschig und traulich darin zumute; denn du weißt, die Schatten hören so bald nicht auf, du kannst dich noch lange an ihrer Kühle erquicken. Siehst du aber durch die Bäume schon wieder in die sonnigen Felder hinaus, wo die Strahlen heiß auf dich herniederbrennen werden, dann ist es mit dem Waldeszauber und seinen Wonnen vorbei. Gerade so geht es mit den Geheimnissen des religiösen Lebens. Je tiefer sie sind, desto schöner ruht sich's darin, desto vollkommener kann sich die Seele in dieselben versenken und sich ihnen hingeben.

Verwechselt aber ja nicht Geheimnis mit Geheimlehre. Geheimlehren haben die Unredlichen erfunden, gewinnsüchtige Leute, welche die Unmündigen betrügen und ausbeuten. Sie geben sich als solche aus, die neue Geheimnisse schaffen können, während in Wahrheit Gott die Geheimnisse geschaffen hat und schafft. Jesus hat keine Geheimlehren aufgestellt, sondern er hat die Menschen auf die in der Welt und in ihnen selbst vorhandenen Geheimnisse hingewiesen. Das mußte er tun, sonst hätte er die Menschen nicht zur Religion erziehen, nicht für das Reich Gottes gewinnen können. Niemals wäre sonst der Hunger nach Gerechtigkeit, der Durst nach Liebe, Frieden und Seligkeit in ihnen erwacht. Von diesem Standpunkt aus unterscheidet Jesus

Verstehende und Nichtverstehende. Die Verstehenden empfangen das Gleichnis, denn sie wissen, daß alles Vergängliche und Sichtbare Geheimnis ist. Die Nichtverstehenden dagegen verwechseln Gleichnis und Sache und halten das Bild für das Wesen, bleiben also außerhalb der Religion und an der Oberfläche der Wirklichkeiten stehen.

Treten wir nun an Jesu weitere Worte heran. Er sagt: der Same ist das Wort; an einer andern Stelle heißt es: das Wort Gottes. Es ist ein unglückliches Mißverständnis gewesen, daß die christliche Kirche lange Zeit hindurch kein anderes Wort als Gottes Wort hat gelten lassen wollen, wie bloß das geschriebene Wort der Bibel. Nun ist es gewiß keine Frage, daß gerade die heilige Schrift im hervorragenden Sinne Gottes Wort enthält, weil darin göttliche Gedanken in einer so reichen Fülle und von solcher Tiefe niedergelegt sind wie in keiner andern Schrift aus alter Zeit. Aber wir dürfen nicht denken, daß damit Gottes Wort erschöpft sei. Gottes Wort ist seinem Wesen nach nichts Geschriebenes, sondern erst wenn es über Menschenlippen gegangen ist, kann man es aufschreiben. Gottes Wort an sich kannst du nicht schreiben. Die Propheten des alten Bundes predigten Gottes Wort. Sie hatten aber keine Bibel und keinen Katechismus, woraus sie es gelernt hätten, sondern sie schöpften es aus sich selbst, nachdem Gott es ihnen unmittelbar gegeben hatte. Auch Jesus verkündigte Gottes Wort nicht etwa so, daß er das Alte Testament hernahm und es den Leuten vorlas, sondern er redete aus der Fülle göttlichen Geistes und Lebens, die ihn durchdrang. Solche Rede, Geliebte, ist Gottes Wort.

Es ist also weder an ein bestimmtes Buch, noch an eine bestimmte, abgegrenzte Zeit gebunden, sondern es wird in Menschenseelen kraft göttlicher Zeugung geboren, und solche Geburt setzt sich von Jahrhundert zu Jahrhundert weiter fort. Gottes Wort ist ein unendlicher Strom göttlicher

Gedanken, welcher die Menschheit durchrauscht, eine Flut der Offenbarung, welche durch die Geschichte dahingeht, ein Sonnenaufgang aus den Tiefen der Gottheit, welcher bald dämmernd, bald hell in einzelnen Menschen aufleuchtet und aufzuckt, also daß sie, ergriffen und überwältigt von diesem innern Lichte, nicht anders können als zu reden, was sie sahen, zu sagen, was sie erlebten. So versteht es auch der Apostel, wenn er einmal sagt: So jemand redet, daß er es rede als Gottes Wort. Ist das nicht etwas Großes? Was wir reden, soll Gottes Wort sein! Natürlich wirst du erst dann Gottes Wort reden können, wenn in dir Gott selbst zu dir spricht, wenn Gottes Geist in dir wirkt. Und dieser Geist Gottes lehrt dich nicht irgendwelche schöne Beredsamkeit, sondern er heißt dich dein Herz hineinlegen in dein Wort, deine heilige Liebe und Überzeugung, deine Treue und Begeisterung, deinen Mut und deine Hoffnung. Dies alles hineingelegt in dein Wort, — und siehe da, du bist auch ein Prophet, auch ein Verkündiger göttlichen Lebens.

Nun ist es wohl klar, Geliebte, daß ein solches Wort ein Same ist. Der Same trägt in sich seine Lebenskraft, und sobald er in den richtigen Boden hineinkommt, offenbart sich dieselbe. So trägt auch das aus dem Geiste Gottes geborene Wort eine Lebenskraft in sich, eine zeugende Kraft, und sobald es von dem Ackerboden des Menschenherzens aufgenommen ist, keimt es und drängt mit innerer Notwendigkeit zur Entfaltung, zum Schaffen eines Neuen.

Der Säemann unseres Gleichnisses darf daher nicht in einem einzelnen bestimmten Stande gesucht werden. Nicht etwa bloß die Prediger oder die Lehrer oder die, welche von Berufs wegen zu reden haben, sind die Säeleute. Nein, wenn du etwas Gottentsprossenes zu säen hast, bist auch du ein Säemann. Wenn du als treue Mutter dein Kindlein aufrichtest, das mit seinem Schmerze zu dir kommt, bist du ein Säemann. Wenn du mit einem Freunde unter

vier Augen redest und warnst ihn vor einem Abwege, auf welchem du ihn findest, siehe, dann bist du ein Säemann. Oder wenn du in guter Stunde mit andern fröhlich sein kannst und kannst nun in ihre Herzen den Sonnenschein der Freude so recht hell hineinscheinen lassen, dann bist du ein Säemann. Säemann ist jeder, der über den Samen des Wortes Gottes verfügt und diesen Samen nicht unbenutzt in sich liegen läßt.

Nun wäre es freilich ein wunderschönes Ding, wenn uns Gott für diese Säearbeit überall den Acker gleichmäßig zubereitet hätte. Das hat er aber nicht getan, und er hat dazu auch seinen guten Grund. Denn gerade die Mannigfaltigkeit des Ackers macht uns aufmerksam, vielseitig, anpassungsfähig und damit tüchtig und geschickt zum Werke der Erziehung. Wären die Menschen alle gleich, sei es in ihrer Schwachheit oder in ihrer Kraft, in ihrem Bösen oder ihrem Guten, dann würde alles Zusammenleben unter ihnen auf eine Gemeinschaft ohne Gegensätze gestimmt sein. Die Menschen würden dann mechanisch und gelangweilt nebeneinander hergehen, füreinander etwas werden und sein könnten sie nicht. Eine solche Gemeinschaft würde in sich den Keim des Todes tragen. Die Menschenherzen sind darum so mannigfaltig, weil wir an ihnen lernen sollen, unser eigenes Herz richtig zu beurteilen. Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben; willst du die andern verstehn, blick in dein eigenes Herz. Niemals werde ich auf andere erziehlich wirken können, wenn ich nicht mich selber erziehe.

Es sind zunächst drei Arten von Menschenherzen, die Jesus schildert. Die erste Art vergleicht er mit einem Wege: also ganz harte Herzen, die keinem Einfluß zugänglich sind. Wie auf einem Brett liegt bei ihnen der Same da, so daß die Vögel unter dem Himmel kommen und picken ihn auf. Solche Menschen sind wie ein Stein, auf

den es herniederregnet, aber kein Tröpflein dringt in ihn hinein; drum bleibt der Stein auch so unfruchtbar und öde. Fürwahr das Zerrbild eines Menschen! Fühllos wie der Weg, keiner Träne fähig, keines Mitleids, keiner Mitfreude, so durch das Leben dahingehen in eisigem Egoismus, nach niemand fragen als nach sich allein, — nicht wahr, Geliebte, das ist so abstoßend, so trostlos, daß ich glauben möchte, unter euch sei niemand, dessen Herz derart gestaltet ist. Vielleicht waren aber die Harten früher einmal weich, und erst das Leben mit seinen bitteren Erfahrungen, erst die Menschen mit ihrer Lieblosigkeit haben jene hart gemacht. Darüber wollen wir doch auch nachdenken und wollen in uns gehen, wenn wir etwa solch eine verhärtete Seele auf unserem Gewissen haben.

Der zweite Acker, das Steinige, ist eine willigere Art des Bodens. Der Stein hat die gute Eigenschaft, daß er die Hitze der Sonne, welche den Tag über auf ihn gefallen ist, nun auch die Nacht hindurch noch festhält. So liegen in den Weinbergen die Steine als Wärmsteine, welche nach Sonnenuntergang noch mehrere Stunden hindurch Sonnenwärme ausstrahlen. Daher kommt es, daß auf diesem Ackerland der Same schnell aufgeht, weil das Körnlein nicht tief liegt und die Erde nicht kalt ist. Schnell wächst die Pflanze empor an das Tageslicht und läßt ihr Fähnchen im Winde wehen. Aber eben so schnell, wie sie gekommen ist, vergeht sie auch wieder. Es dauert nicht lange, so steigt die Sonne höher, und siehe, da läßt sie ihr Köpfchen hängen und muß verwelken.

Solche Menschen, ihr Lieben, sind leider sehr zahlreich. Es sind die Wetterwendischen, die unzuverlässigen Naturen. Es sind die Gefühlsmenschen — durchaus nicht bösen Willens oder träge —, nein, oft sehr begeisterungsfähig, auch sehr leicht zu rühren, also daß sie ihre Tränen weinen und bis in das Innerste hinein erregt oder zerknirscht sind. Aber

ihr Fehler besteht darin, daß ihr Leben sich in Gefühlen erschöpft, es nimmt den Willen nicht in Anspruch. Bekanntlich ist Fühlen leichter als Wollen, denn im Wollen müssen sich die Geisteskräfte zusammenfassen und müssen sich zwingen, auf ein bestimmtes Ziel loszusteuern; im Fühlen aber kann man schwelgen, ziellos schwelgen und mühelos ruhen. Das Fühlen wird deshalb gar so leicht Selbstzweck, es verzehrt gedankenlos und sorglos die besten Kräfte, und darum leisten die Gefühlsmenschen so selten etwas Tüchtiges im Leben. Damit will ich nicht gesagt haben, daß du dein Gefühlsleben unausgebildet lassen solltest. Es wäre traurig, wenn du fühllos wärest, aber hüte dich, daß unter dem Wachsen deiner Empfindungskraft dein Wille nicht leide. Dann würdest du dem Weizen gleichen, welcher schnell aufgeht und ebenso schnell wieder verwelkt.

Daneben stellt Jesus noch eine dritte Art von Menschen. Er vergleicht sie mit einem Acker voll Dornensamen, welcher gleichzeitig mit dem guten Samen aufwächst. Weil aber das Unkraut sich immer breiter macht als der Weizen, so nimmt es den jungen Pflanzen alsbald Luft und Licht, so daß sie ersticken und bringen keine Frucht. Was ist dieses Unkraut im Herzen? Unser Text nennt einiges. Es sind die Sorgen dieser Welt; es ist der betrügliche Reichtum, der so leicht mit seinen verführerischen Kräften den einfachen, anspruchslosen Sinn verdirbt; es sind die mancherlei Lüste, die uns in Fleisch und Blut sitzen, die Nährkräfte menschlicher Torheiten und Leidenschaften. Gar leicht gewöhnt man sich daran, sie zu hegen und zu pflegen, und herrscht diese Gewohnheit erst in der Seele, so sind alle guten Regungen von vornherein geschwächt, sie kommen als kranke Kinder zur Welt. Nicht lange wird's dauern, so sterben sie aus Mangel an Raum zur Entfaltung wieder dahin, und der Mensch verfällt den niedrigen Trieben seiner Sinnlichkeit. Seine sittliche Kraft ist gebrochen, mürrisch und sorgenvoll

verliert er den klaren, freudigen Ausblick in die Zukunft; das göttliche Leben in ihm ist erstickt, und was übrig blieb, ist nicht mehr lebenswert.

So schildert Jesus die Menschen. Niemand wird leugnen, daß hier ein Menschenkenner spricht, ein Weiser, der die Menschen nicht nach vorübergehenden Zufälligkeiten und Äußerlichkeiten beurteilt, sondern nach dem, was der Menschenkinder uraltes Erbteil war und heute noch ist. Sie haben sich in 1900 Jahren im wesentlichen nicht geändert. Darum sehe jeder, wie er's treibe und wem er gleiche. Siehe auch du in dein Herz, welche Gebiete darin unzugänglich sind für die Liebe der Deinen und den Geist deines Gottes; siehe zu, wo du dem schwanken Rohre gleichst, das jeder Sturm zerknickt, der Welle, die unter jedem Windhauche zittert; siehe zu, ob nicht in deiner Seele das Gemeine wuchert und das Schöne sterben muß, weil es nicht aufblühen kann. Darnach aber tritt vor den Spiegel des letzten Bildes und schaue den guten Acker an.

Wie ist er so prächtig bestellt, wie erfreut er das Herz. Kein harter Weg führt hindurch, kein Stein hindert das Wachstum, kein Dornengestrüpp beleidigt das Auge. Tiefbraun liegt er da, offen zum Empfangen des himmlischen Segens. Die Pflugschar versinkt in der Fülle der Ackerkrume; Sproß an Sproß entwickelt sich froh und reift entgegen der goldenen, der nährenden Frucht. Wohl dem Menschen, der solch ein feines und gutes, solch ein nachdenkendes und empfängliches, solch ein schaffensfrohes und tatbereites Herz in der Brust trägt; wohl der Menschheit, daß es solche Herzen gibt. Sie sind ihr Salz und Licht, ihre Pfleger und Erzieher; durch sie wirkt Gott in ihr.

Möchtest du nicht auch also deinem Gott zur Verfügung stehen, mein Lieber? Fange nur getrost bei dir selber an. Reiße aus deiner Seele heraus, was du als Unkraut erkannt hast. Nimm es streng mit dir und ernst. Grabe tief, hasse

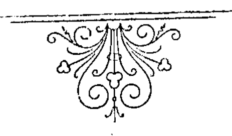
das Halbe, spüre den letzten Wurzeln deiner bösen Leidenschaften nach. Schone dich nicht und fürchte dich nicht, dir wehe zu tun. Im Entsagen findest du Kraft, dich wachzuhalten. Im Empfangen Gottes wird dein Herz immer empfänglicher werden für das Gute, im Empfinden Gottes immer empfindlicher gegen das Arge. Ja, Geliebte, wenn wir es erst einmal dahin gebracht haben, uns von Gott erziehen zu lassen, dann werden wir an Gottes Hand auch dahin kommen, uns selber zu erziehen zu einem guten Ackerlande, worauf die Früchte des Geistes wachsen und gedeihen.

Nun magst du auch herantreten an deinen Nächsten und versuchen, wie du den Splitter aus seinem Auge ziehest, nun magst du ihm Säemann und Pflug, Stütze und Halt werden in seiner Arbeit an sich selbst. Und wenn er dich auch einmal täuschte in deiner Hoffnung, du würdest darum doch nicht ungeduldig. Du weißt ja von dir selbst, wie schwer es ist, sich zur Charakterfestigkeit hindurchzuarbeiten, und es tut sich dein Auge auf zum Verständnis deiner Mitmenschen. Was du verstehst, das verzeihst du auch, das trägst du auch, das weißt du nun auch richtig anzufassen. Ja, Geliebte, das möge unsere Arbeit fürs Reich Gottes sein, daß wir in erster Linie unsere eigenen Erzieher werden, und, soweit wir uns erzogen haben, nun auch andere hineinziehen in die Gemeinschaft des Geistes Jesu. Dann wäre unser Leben eine Frucht.

Alle ausgereifte Frucht muß wieder neue Frucht zeugen können. Dein Leben muß ein Same werden dadurch, daß es Frucht geworden ist. Freilich, die Frucht ist nicht gleich. Das gute Ackerland trägt dreißigfältig, sechzigfältig und hundertfältig. Die Gaben und Anlagen der Menschen sind verschieden. Aber bringe du deine Frucht nur in Geduld, bringe sie nach dem Maße deiner Gaben. Hast du fünf Zentner erhalten, dann mußt du andere fünf Zentner damit erwerben. Hast du nur zwei Zentner bekommen, dann genügt

es schon, wenn du zwei weitere Zentner deinem Gott und Lehrmeister darbieten kannst. Und wenn es auch nur einer wäre, der dir in die Wiege gelegt wurde, siehe, zu dem einen muß noch einer kommen. Nur kein unnützer Knecht bleiben, nur nicht fruchtlos durch das Leben gehen. Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird genommen, auch was er hat. Und was muß du denn haben, damit dir gegeben werde? Es ist das Erste und Letzte: die Treue. Ein getreuer Knecht deines Gottes, ein getreues Kind deines Vaters, ein treuer Freund deiner Mitmenschen, — das sollst du sein. Dann kann es dir nicht fehlen, dann reifst du, dann bringst du Frucht in Geduld. Vom Vergeblichen erlöst, den Schein erkennend, das Unwahre hassend, das Lebensfähige liebend und pflegend, stiftest du Segen und wächsest hinein in das Ebenbild deines Gottes, wirst langsam vollkommen, wie dein Vater im Himmel vollkommen ist.

Dazu, Geliebte, gebe uns der große Pädagoge, der Gott, der in unser aller Seelen lebendig ist, die Freudigkeit und Kraft, daß wir uns nicht für erzogen halten, sondern daß wir unsern Stolz dareinsetzen, uns erziehen zu lassen, damit wir der Menschen Erzieher werden zum Reiche unseres Gottes. Amen!



Jesus als Freund der Weisheit.

Markus 4, 21—32.

Jesus sprach zu ihnen: Zündet man auch ein Licht an, daß man es unter einen Scheffel oder unter einen Tisch setze? Mit nichten, sondern daß man es auf einen Leuchter setze; denn es ist nichts verborgen, als damit es offenbar werde, und ist nichts Heimliches, als damit es hervorkomme. Wer Ohren hat zu hören, der höre! Sehet zu, was ihr höret. Mit welcherlei Maß ihr messet, wird man euch wiedermessen, und man wird noch zugeben euch, die ihr dies höret. Denn, wer da hat, dem wird gegeben; und wer nicht hat, von dem wird man nehmen, auch was er hat. Und er sprach: Mit dem Reiche Gottes verhält es sich so, wie wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft und schläft und stehet auf Tag und Nacht, und der Same geht auf und wächst, daß er's nicht weiß. Denn die Erde bringt von sich selbst zum ersten das Gras, darnach die Ähren, darnach den vollen Weizen in den Ähren. Wenn sie aber die Frucht gebracht, so schickt er bald die Sichel hin, denn die Ernte ist da. Und er sprach: Wem wollen wir das Reich Gottes vergleichen? und durch welches Gleichnis wollen wir es vorbilden? Gleichwie ein Senfkorn, wenn es gesäet wird auf das Land, so ist es das kleinste unter allen Samen auf Erden. Und wenn es gesäet ist, so nimmt es zu und wird größer denn alle Kohlkräuter und gewinnt große Zweige, also daß die Vögel unter dem Himmel unter seinem Schatten wohnen können.

Was ist das heute für ein wunderschöner Sonntag! Die Luft so frisch und so rein, der Himmel so blau und die Sonne so freundlich! Da kommt über viele Menschen der Trieb, hinauszuwandern. Man möchte mit dem Sänger rufen: O, du schöne Welt, wie bist du so weit! Man möchte über Berg und Tal, denn es gibt so manche Straße, die nimmer man marschiert. Man möchte Blumen pflücken auf den Wiesen und möchte hinaufsteigen auf die Höhen. Es liegt nun einmal eine gewaltige Zaubermacht in Sonne und Licht und Luft und Freiheit.

So leuchtete einst auch des Himmels Sonne über Galiläas Gefilden, als unser Herr und Meister über die Erde ging. Auch in ihm finden wir einen Wandertrieb, eine Unruhe, da er nicht haben will, wo er sein Haupt hinlegt. Freier als die Vögel unter dem Himmel und die Füchse in ihren Gruben tritt er in die Menschheit hinein, sein Werk zu tun; nicht zu bleiben, sondern zu wandern, nicht zu sein, sondern zu werden. Er möchte das Geheimnis Gottes und der Welt ergründen, die Natur und vor allem das Menschenherz. Darum klopft er an jede Tür und leiht jeder Stimme sein Ohr. Er belauscht die geheimnisvollen Bewegungen des geistigen Lebens und Werdens, bis sie ihm offenbar werden, bis er aus ihnen seinen Vater zu sich reden hört. Er stellt eine Verbindung seiner Gedanken mit den Gedanken Gottes her, damit er mit den ersteren in den letzteren leben, mit jenen sich an diese hingeben könne. Das ist ein wunderschöner Zug in Jesu Charakterbild, daß er ein Freund der Weisheit ist, und dieser Zug tritt uns auch aus dem heutigen Texte lebendig entgegen. Drum wollen wir in dieser Morgenstunde den Herrn Jesus betrachten als **Freund der Weisheit**. Es sind vier Beweise, welche wir dafür aus unserm Texte erbringen können, nämlich:

1. er liebt das Licht,
2. er erkennt ewige Gesetze an,
3. er achtet die Selbständigkeit und
4. er huldigt dem Fortschritt.

Jesus liebt das Licht, und wir möchten es mit ihm lieben. Wir sind keine Freunde der Finsternis, auch keine Freunde der Dämmerung, sondern des Hellen, des Klaren, des Durchsichtigen. Schaut in Jesu Jugendzeit hinein, Geliebte. Da lesen wir von ihm, dem Zwölfjährigen, wie er mitten unter seinen Lehrern im Tempel sitzt und fragt sie. Und sie verwundern sich seines Verstandes und seiner Antworten. Was ist das anders als ein Suchen

nach Licht? Er möchte gern erkennen, was er bis dahin noch nicht erkannt hatte, er möchte sich versenken in die Geheimnisse der religiösen Überlieferung seines Volks. Die mannigfaltigen Ideen, die ihm aus dieser Überlieferung entgegentraten, wollte er beherrschen. Darum sitzt er den Lehrern aufmerksam zu Füßen. Und wie mag er in der nun folgenden Jugendzeit im stillen Nazareth Augen und Herz, Verstand und Gemüt geöffnet haben für die Wunder seines Gottes, wie mag er da den Spuren des göttlichen Lebens in seinem eigenen Herzen nachgegangen sein, wie hat er da sich vertraut gemacht mit den heiligen Schriften der Väter! Warum? Alles, Geliebte, aus dem einen Drange und Triebe heraus, daß es licht in ihm werden möchte. Als er auftritt unter dem Volke, ist er über sich selber zur Klarheit gekommen, da schaut er mit dem Blick des Führers sicher und ruhig in die Verhältnisse und die Menschen hinein, so daß er von sich sagen kann: Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, bleibt nicht in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.

Wer möchte ihm auf diesem Wege nicht gerne nachfolgen? Auch heute ruft er uns dazu auf und spricht: Man zündet doch nicht ein Licht an, daß man es unter einen Scheffel oder unter einen Tisch setze, sondern daß man es auf einen Leuchter setze. Gott hat auch in uns so manches Licht angezündet: das Licht der Erkenntnis, der Vernunft, das Licht des Denkens und Forschens; vor allen Dingen aber die helle Leuchte des Glaubens. Vor keinem Rätsel schreckt der Menschengeist zurück, vor keinem Dunkel macht er Halt. Es ist ihm eingepflanzt wie ein göttliches Vermächtnis, daß er die Erde sich untertan mache, daß er erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält. Wo er mit der Rechenkunst nicht weiter kommt, entfesselt er die Himmelskraft der Phantasie und greift bildend und gestaltend über sich selbst hinaus. Darum, ihr Lieben, wer unter

euch ein Licht hat, der soll es ja nicht unter den Scheffel stellen.

Laßt eure Erkenntnis immer weiter und tiefer werden! Glaubt ja nicht, daß eure Religion dadurch Schaden litte, wenn ihr euch bemüht, möglichst viel zu lernen, zu erfahren, zu verstehen. Das wäre eine traurige Religion, welche das Licht der Vernunft scheuen müßte; sie wäre wie eine gestohlene Ware, wie unrechtmäßiger Besitz. Nicht also! Wir wollen es nicht so machen wie manche Leute, die in ihren Gedanken über die Religion eine willkürliche Grenzlinie ziehen und sagen: von hier an darf der Verstand nicht mehr mitreden. Noch weniger wollen wir dem Heiligsten gegenüber das Denken anderen Menschen überlassen und deren Fündlein gedankenlos nachsprechen. Das wäre ebenso unwahrhaftig wie unfrei. Wahrheit und Freiheit aber sind die Lebenselemente der Religion. Der Verstand darf nicht nur, nein, er muß soweit denken, wie er kann, gedankenloses Reden aber ist des Menschen unwürdig. Hat dir Gott etwa das Licht deiner Vernunft aufgesteckt, damit du es bis zu einem gewissen Punkte leuchten lassen und dann auf einmal ausblasen sollst? Nicht also. Im Gegenteil, nähre und pflege alle Erkenntniskräfte, die in dir vorhanden sind, tritt mit ihnen auch an die Bibel heran, forsche in der Schrift, suche nach einem dir angemessenen Verständnis derselben. Wir können das inhaltreiche Buch nicht alle in gleicher Weise verstehen, aber auf deine Weise, mit deinen geistigen Mitteln, nach deinem inneren Bedürfnis mache es dir klar und wahr. Und wenn dir Zweifel und Bedenken aufsteigen, so weiche ihnen nicht aus, sondern gehe ihnen nach, werde ihnen gerecht; auch sie kommen von dem Gott des Lichts und führen den Aufrichtigen schließlich nur zu stärkerer Gewißheit. Nichts ist trauriger als Glaubensvorstellungen, zu denen du dich nur mit einem Teile deiner Geisteskräfte bekennen kannst. Verlangt man doch schon für

jede geringere geistige Tätigkeit Klarheit und Wahrheit, wie viel mehr müssen wir für unser Glaubensleben fordern, daß es mit Klarheit und Wahrheit im Bunde bleibe. Darum stellt das Licht nicht unter den Scheffel.

Es ist nichts verborgen, außer damit es offenbar werde, und nichts heimlich, als damit es hervorkomme. Damit weist Jesus auf den starken Wissenstrieb hin, der im Menschen liegt, welchen man schon an dem kleinen Kinde beobachten kann. Wenn es ein Spielzeug erhält, in dem ein Mechanismus verborgen arbeitet, so ruht das Kind meist nicht eher, bis es das Spielzeug zerlegt hat, damit es hinein sehen könne in die innere, ihm vorher verborgene Werkstätte. Solche Wißbegierde ist auch im erwachsenen Menschen vorhanden; keine müßige Neugierde, sondern ein Hebel zu kühnen Unternehmungen. Die Fortschritte, die wir in der Technik gemacht haben oder auf den Gebieten der Heilkunde oder der Naturwissenschaften, — woher kommen sie? Nicht zum geringsten Teil aus diesem Wissenstriebe. Es ist nichts verborgen, als damit es offenbar werde.

Wir würden uns freilich sehr täuschen in der Meinung, es wäre uns überhaupt nichts mehr verborgen. Nein, Geliebte, gerade so wie unsern Vätern vor 100 Jahren vieles verhüllt und unbekannt war, was uns heute klar geworden ist, so ist auch uns heute noch vieles verborgen, was in 100 Jahren offenbar sein wird. Denn noch immer sind wir berufen, dem von Gott uns geschenkten Wissenstriebe Folge zu geben, und darum freuet euch nicht nur, wenn das Leben Fragen an euch stellt, die ihr zu beantworten nicht umhin könnt, sondern werft auch selbst immer wieder Fragen auf, damit euer Geist nicht verflache noch veröde. Ihr werdet dadurch befähigt werden, den Pulsschlag des Geistes Gottes in allem Lebendigen zu fühlen. Denn all dies Heimliche, all dies Verborgene, was offenbar und kund werden soll, ist im Grunde nichts

anderes als das Wesen unseres Gottes selbst. Gott ist das große Rätsel, das allen einzelnen Rätseln zugrunde liegt, und sintemal das Menschenherz nicht eher Ruhe findet, als bis es ruht in Gott, darum kann es nicht davon loskommen, Rätsel zu lösen; es muß immer wieder Fragen beantworten oder wenigstens nach Antwort suchen, damit das Verborgene offenbar und das Geheimnisvolle kund werde. Wer Ohren hat, zu hören, der höre! Wer Augen hat, zu sehen, der sehe! Wer Verstand hat, zu denken, der denke! Und wer Trieb hat, zu erkennen und zu suchen, der suche und erkenne! Dann gehen wir in Jesu Fußtapfen. Als Freund der Weisheit liebte er das Licht.

Dabei gingen ihm allerlei schöne Offenbarungen auf. Er erkannte z. B. in allem Geschehenden, sei es im Sichtbaren oder im Unsichtbaren, im Natürlichen oder im Sittlichen, unwandelbare Gesetze. Im heutigen Text redet er von zwei derartigen Gesetzen: von einem Gesetze der Vergeltung und einem der Vermehrung.

Das Gesetz der Vergeltung faßt er in die Worte: Mit welcherlei Maß ihr messet, wird man euch wieder messen. Was der Mensch säet, das wird er ernten, — sagt Paulus. Habt ihr wohl schon über dieses durchgreifende Gesetz nachgedacht, Geliebte, welch eine hohe Verpflichtung es uns auferlegt und welch schöne Hoffnung und Aussicht es uns eröffnet? Ja, eine hohe Verpflichtung! Denn wie du die andern beurteilst, so wirst du wieder beurteilt von deinem Gott, das heißt hier: von deiner Mitwelt, welche darin eine Art göttlichen Feingefühls besitzt. Und wiederum, wie du anderen zumissest, so wird Gott und mit ihm die Welt dir wieder zumessen. Missest du deiner Mitwelt spärlich zu, so bleibt sie dir gegenüber wie eine steinerne Wand ohne Tür. Starr steht ihr einander gegenüber, gebt euch nichts und empfangt nichts voneinander. Es ist der Zustand unfruchtbarer Vereinzelung. Missest du aber den Menschen

reichlich zu, dann empfängst du auch reichlich. Dann verwandelt sich die undurchdringliche Wand in einen schönen grünen Wald; hundert Wege führen hinein, und auf jedem kommst du gestärkt und erquickt wieder heraus. Nur wer in selbstverleugnender Liebe zu seinen Mitmenschen steht, wird den Segen und die Seligkeit der Liebe erfahren.

Für die meisten Menschen besteht die Liebe darin, daß man sich lieben läßt, daß man möglichst viel Gutes von anderen empfängt. Gewiß, das ist wunderbar schön; nur ist's nicht der Anfang, sondern das Ende der Liebe. Der Anfang wird damit gemacht, daß du den Maßstab der Liebe anlegst an deinen Nächsten und die Hand der Liebe auftust für deinen Nächsten. Dann wird man auch an dich den Maßstab der Geduld und des Verzeihens anlegen und wird auch dich auf ausgestreckten Händen tragen. Denn auf die Dauer gewinnt der Liebreiche sich immer wieder Liebe. Das geht gar nicht anders. Nur vorübergehend kann er verkannt werden, schließlich bricht doch die Gerechtigkeit der Vergeltung durch und wäre es auch erst bei der Nachwelt. Durch sie richtet Gott, und darum glaube an sein vergeltendes Gesetz.

Denke auch darüber nach, daß alles, was du tust, unabwendbare Folgen im Leben hat. Es geschieht nichts um seiner selbst willen, nichts zufällig. Alles ist Ursache, aus der eine dieser Ursache genau entsprechende Wirkung herauswächst, und die Wirkung selbst wird wiederum zur notwendigen Ursache. Es ruht verborgen in allem Geschehenden, sowohl im Einzelleben wie in der großen Weltgeschichte, ein unverbrüchlicher Zusammenhang; ein Vergeltungsgesetz waltet darin. Wenn du hineinschaust in die Vergangenheit, dann siehst du, daß die Menschheit immer das erntete, was sie ausgesät hatte. Hatte sie Wind gesät, so hat sie Sturm geerntet; hatte sie aber guten Samen ausgestreut, dann hat sie auch edle Früchte einsammeln dürfen. Ein einziger Held, der, großherzig zumessend, sein Leben für die

Menschheit zum Opfer gab, hat durch solch Opferblut Millionen neuer Helden geschaffen; ein einziger Egoist aber, der, engherzig behaltend, sich selbst auf Kosten der Menschheit erhielt, hat durch seine Selbstsucht Millionen zu Sklaven des Elends gemacht. Ja, mein Lieber, wie du missest, so wird dir gemessen; was du säst, das wirst du ernten.

Daneben stellt Jesus ein zweites Gesetz: das Gesetz der Vermehrung. Man sollte eigentlich nicht von Vermehrung reden, denn alles, was ist, war vom Anfang an, es kann nichts Neues dazu kommen. In Gottes Augen gibt es nichts Neues, gibt es keine Vermehrung, sondern nur Veränderungen der Beziehungen und der Werte. Aber das, was vor dem Angesicht des weit ausschauenden Gottes Veränderung, Umwertung der Dinge ist, bedeutet für unsern beschränkten Blick Vermehrung. Wir sahen das, was als Zuwachs in unseren Gesichtskreis tritt, vorher nicht, und darum erscheint es uns als ein Neues, welches zu dem Vorhandenen hinzukommt. Wir dürfen deshalb getrost von einem Gesetze der Vermehrung sprechen.

Es lautet: wer da hat, dem wird gegeben, und wer nicht hat, von dem wird genommen, was er hat. Ihr kennt dieses Gesetz schon aus dem geschäftlichen Leben. Da muß einer irgend etwas haben, entweder ein kleines Kapital, oder eine tüchtige Kenntnis der Verhältnisse, oder einen scharfen Blick, oder ein gewandtes Wesen, — kurzum, er muß irgend etwas sein Eigen nennen, wenn ihm dazu gegeben werden soll. Hat er gar nichts, weiß er seinen Mitmenschen nichts zu bieten, dann empfängt er auch nichts; er vermehrt sich nicht und vermehrt das Seine nicht.

Nun wollen wir dieses Gesetz auf das wichtigste aller Lebensgebiete übertragen: auf das Gebiet der Religion. Auch im geistlichen Leben möchten wir doch gerne unser Besitztum vermehren. Wir möchten reicher werden an Frieden, reicher an Geduld, reicher an Kraft, an wirklichem Gehorsam gegen

Gottes Willen. In allen diesen Lebensäußerungen möchten wir weder auf derselben Stelle, noch in demselben Vermögensumfang bleiben, sondern das alles möchten wir sich entwickeln und vermehren sehen. Darum mußt du etwas haben, mein Lieber. Es ist ganz schlicht und einfach, dieses Etwas, ich nannte es euch schon am vorigen Sonntag, es ist die Treue. Wenn du Treue hast, so wird dir gegeben, so gegeben, daß du die Fülle bekommst. Bist du aber untreu mit dem, was Gott deiner Seele anvertraut hat, dann wundere dich nicht, wenn dir nach und nach genommen wird, auch was du meintest für immer zu haben.

Siehe, es kann einer ein fixer Turner sein, — wenn er aber aufhört, sich zu üben, wenn er nicht mehr regelmäßig an sein Reck und an seinen Barren geht, so werden seine Glieder ungelenk; es wird langsam von ihm genommen, was er hatte, weil ihm die Treue verloren gegangen ist; er ist seiner Kunst untreu geworden. Wenn er dagegen keinen Tag vorübergehen läßt, ohne einen Aufzug oder Aufschwung an seinem Geräte zu machen, dann wächst ihm die Kraft. Ganz still, ganz allmählich, ohne daß man es schauen kann, wächst ihm die Kraft, und er bleibt nicht nur der gute Turner, der er war, sondern er wird ein immer besserer, ein immer geschickterer. Ist nun unser Leben nicht auch so eine fortgesetzte Turnübung? Gilt es da nicht auch, Aufzüge zu machen, oft im Schweiße des Angesichts? Gilt es da nicht, fest- und stillzustehen, auf dem Posten auszuharren, oder sich mit einem kühnen Aufschwung der Seele emporzuwagen zu irgend etwas Entscheidendem und Kühnem? Darum bleibt treu auch in den kleinen Übungen, treu in der Erfüllung der täglichen Pflichten, treu in der prunklosen und ruhmlosen Selbstverleugnung und Entsagung; und dann seid außer Sorge, dann tritt das Gesetz der Vermehrung bei euch in Kraft, dann wird euch gegeben, was das Herz wünscht, daß es die Fülle habe.

In unserem dritten Textbild steht der Herr Jesus vor uns, als einer, welcher die Selbständigkeit achtet. Er kleidet diese Wahrheit in ein Gleichnis und sagt: Mit dem Himmelreich verhält es sich wie mit einem Menschen, der Samen auf das Land wirft und sich dann nicht mehr darum kümmert; er legt sich schlafen, er steht wieder auf, er ißt und trinkt, — und siehe da, das Samenkorn geht auf, ohne daß er es weiß, ohne daß er etwas dazu tut. Und woher kommt das? Von sich selbst: von sich selbst bringt die Erde erst den Halm, dann die Ähren und endlich den vollen Weizen in den Ähren.

Bewunderungswürdig tief hat hier Jesus in das Wesen der Dinge hineingeblickt. Es ist fast, als hörten wir einen neuern Naturforscher sprechen über die Entwicklung der Welt. Dieses Wachsen von sich selbst, ohne Hülfe einer künstlich von außen eingreifenden Macht, stellt uns das ewige Wesen des Weltganzen klar vor die Augen als ein Geordnetes, nicht als ein willkürlich Wechselndes, sondern als ein Geordnetes, das die Kräfte, die zum Ziele führen, in sich selber trägt. Welch eine Wohltat, Geliebte, daß wir das glauben dürfen! Denn wenn wir diese Wahrheit nicht hätten, dann würden wir unser Leben lang die Angst und Unruhe nicht los, dann würde auch unser Glaube an Gott niemals die Stetigkeit erlangen, deren er durchaus bedarf. Sobald wir an Gottes Gesetzmäßigkeit zweifeln, wird er uns ein willkürlicher Gott, ein Gott der Launen, ein Gott der Zwischenfälle; dann können wir eher auf uns zählen als auf ihn. Wer aber weiß, daß er ein Gott ewiger Gesetze ist, ein Gott heilsamer Ordnung, dem ist dies Bewußtsein ein Fundament für seinen Glauben. Ich sage nicht, daß es der Glaube selber ist, — der liegt auf dem höheren Gebiete der Erfahrung, Dankbarkeit und Hingabe, — aber die Gewißheit der Stetigkeit Gottes ist ein Fundament für unsern Glauben. Die Philosophen dreier Jahrtausende haben

an die Erforschung dieser Wahrheit ihre besten Kräfte gesetzt, und Jesus spricht sie so naiv aus, als wäre sie etwas ganz Selbstverständliches, — ein Zeugnis, Geliebte, nicht nur für seinen tiefen Blick in die Natur der Dinge, sondern auch für seine innere Gemeinschaft mit Gott. Er fühlte, wie Gott fühlt — wenn ich so sagen darf —, er dachte, wie Gott denkt, und wußte, wie Gott weiß. Von sich selbst bringt die Erde zuerst den Halm, dann die Ähren und dann den vollen Weizen in den Ähren.

Was folgt daraus für uns? Ich meine, daß wir uns nicht verlassen sollen auf irgendwelche außergewöhnliche Maßregeln, die wir für uns oder andere Menschen ergreifen, sondern daß wir uns verlassen müssen auf das, was Gott in den Menschen selbst hineingelegt hat. Ich glaube mit dem Herrn Jesus, daß in jedem Menschen göttliche Lebenskeime liegen, Lebenskeime zu irgend etwas Gutem, zu irgendeinem Segen. Nun kommt es darauf an, daß du diesen Lebenskeimen Entfaltung ermöglichst, daß du hinwegräumst, was sie hindern könnte, und daß du ihnen Luft und Licht zuführst, damit sie wachsen mögen, — wachsen durch sich selbst.

Verachte darum auch die Zwischenstufen nicht, mein Lieber. Es kommt keiner schnell und ohne weiteres ans Ziel. Mancher ist erst im Halm, da wird er schon abgerufen; mancher in der Ähre, und nur wenige bringen vielleicht den vollen Weizen. Darum verachte die Zwischenstufen nicht. Denke nur nicht, daß ein vielleicht jetzt halb Entwickelter darum ein Unbrauchbarer wäre. Siehe vielmehr zu, ob das Gewächs gut und gesund ist, ob es sich naturgemäß aus sich selbst entwickelt hat, ob alles Künstliche, alles Gemachte fern geblieben ist, und dann vertraue darauf, daß es weiter wachsen wird.

Ja, wenn wir doch in unserm religiösen Leben den einfachsten, den natürlichsten Weg gehen und den Kräften und Gaben, die Gott in uns gelegt hat, Raum geben wollten!

Wie würden wir behütet sein vor so viel unnützen Träumereien und Spekulationen, die niemals zu einer innern Befriedigung führen können! Nein, Geliebte, lassen wir doch Gott walten, wie er in uns lebt. Er will ja in uns wachsen; und wenn er wächst, dann wachsen wir mit ihm, werden in ihm groß und stark. Seine Mittel sind schlecht und recht. Sie lassen sich zusammenfassen in die wenigen Worte: Liebe und Treue, väterliche Güte und Geduld. Das sind die Urelemente aller Religion, das ist Himmelreichsame, der auch in deinem Herzen ruht, mein Lieber. Und darum wünsche ich dir, daß der Geist Jesu Christi, welcher die Selbständigkeit achtet und zur Selbsttätigkeit erzieht, dir Kraft und Trieb werden möge, hineinzuwachsen in den Halm zur Erkenntnis deiner selbst, und aus dieser Selbsterkenntnis empor in die Ähre eines guten freudigen Wollens und endlich in den vollen Weizen hinein, in die völlige Liebe, welche alle Furcht austreibt, welche sich dankbar hingibt an den Vater und alles vollbringt, was in ihm uns gegeben ist. Seht, Geliebte, dann würde jeder einzelne aus sich selbst ein Gotteskind, und solche Kindschaft wäre echt, wirklich, tatsächlich, weil sie in dir aus Gott geboren ist.

Und nun noch eins, ihr Lieben. Der Herr Jesus huldigt als Freund der Weisheit dem Fortschritt. Das Senfkorn, sagt er, ist das kleinste unter allen Samen; wenn es aber wächst, dann wird es das größte unter allen Kohlkräutern und zeitigt starke Zweige und Blätter, also daß die Vögel kommen und wohnen unter seinem Schatten.

Aller Anfang ist schwer. Ich möchte auch sagen: Aller gute Anfang ist klein. Ihr seht es wiederum im geschäftlichen Leben. Wenn ein Geschäftsmann klein angefangen hat und ist nun langsam in die Höhe gekommen, dann wissen alle: er verdient Vertrauen, bei ihm liegt gesundes, naturgemäßes Wachsen vor, es sind keine Luftstockwerke zwischeneingebaut. So geht es auch im geistigen Leben.

Auch da ist jeder Anfang klein, aber gerade der kleine Anfang ist gesund. Nur darfst du nie vergessen, daß der Anfang eben ein Anfang ist, und daß es dabei nicht bleiben darf.

Wenn zwei in den Ehestand treten, haben sie oft die törichte Meinung: Wir haben uns jetzt so lieb, daß wir uns gar nicht lieber haben können. Geliebte, wenn das wahr wäre, dann wären sie am Ende ihres Ehestandes angelangt, noch ehe er angefangen hat. Wem die Liebe im Ehestande nicht wächst, hat überhaupt keinen Anfang in der Liebe gemacht. Die echte Liebe ist auch wie ein Senfkorn, macht nicht viel Wesens von sich, liegt aber im guten Ackerboden des Herzens. Und wenn nun die Liebe des andern dazu kommt, dann fängt jene an zu wachsen, wird immer regsamer, immer freudiger, immer reiner von Nebengedanken und Nebenabsichten, und es baut sich das auf solcher Liebe errichtete Haus auf wie ein schattenspendender Baum. Und wenn dann Gott die Kleinen dazu tut und die Kindlein kommen, dann sind die wie Vöglein, welche wohnen unter den Zweigen; aber ob sie gleich darunter wohnen, wachsen doch die Zweige noch immer weiter, denn der Anfang ist ja gut, die Wurzel ist ja gesund. Und nun wird die Liebe immer stärker, der Gottesliebe immer ähnlicher, trägt auch das Schwerste und kann schließlich sogar den Tod, das Scheiden und Meiden tragen; denn sie ist eben aus Gott geboren, aus edlem Anfang herausgewachsen zu etwas Tüchtigem, Bleibendem und Großem.

Wenn es uns doch in allen Stücken so erginge! Wenn doch auch unser Glaube so senfkornartig wäre! Ach, bei vielen Menschen geht er leider den umgekehrten Weg, fängt breitspurig an und endet wie ein Faden. In den Kinderjahren wird meist eine fertige ausführliche Lehre gläubig angenommen. Dann kommt die Jünglingszeit, in welcher der zweifelnde Verstand das meiste wieder umwirft, und wenige nur bemühen sich darnach, auf den Trümmern des Fremden

etwas Eigenes aufzubauen. Wenn doch die Menschen auch im Glauben einen bescheidenen Anfang machten! Wenn wir doch den Kindern weniger und Kindlicheres bieten wollten, als heute im allgemeinen üblich ist; mehr Religion und weniger Theologie! Wenn wir uns auch in spätern Jahren bescheiden wollten, nichts zu glauben, als was wir uns innerlich aneignen können in begründeter Überzeugung! Dann hätten wir einen gesunden Anfang gemacht. Und wäre dieser Anfang noch so naiv, wäre er vielleicht in den Augen des Reiferen kindisch, — schadet nichts, wenn es nur ein naturgemäßer, dem wirklichen Bedürfnis entsprechender Anfang ist. Dann trägt er die Keimkraft in sich wie ein Senfkorn. Unter den Stürmen des Lebens, unter mannigfaltigen Erfahrungen, unter der tieferen Erkenntnis Gottes und der Menschen wächst dieses Glaubenssenfkorn, und schließlich wird es auch ein Baum, welcher nicht nur dir seinen erquickenden Schatten spendet in der Hitze der Trübsal und unter den Anfechtungen dieser Welt, sondern dich auch stark macht, den Wankenden die Hand zu reichen, die Irrenden zurechtzuführen, die Trauernden zu trösten, kurzum den erholungsbedürftigen Menschenkindern ein Schatten zu sein.

Nun, Geliebte, trauen wir dem Herrn Jesus zu, daß er auch in diesem Stücke das Rechte getroffen haben wird, und verzagen wir ebensowenig an uns selber wie an der Entwicklung der Dinge um uns her! Es ist nun einmal so und bleibt so, daß Gott weder ruhen noch rasten kann. Der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht. Er ist der unaufhörlich Fortschreitende, und wer in ihm ist, schreitet mit ihm fort. Wach und rüstig faßt er das Leben an, läßt nichts rosten und rostet selber nicht. Aus allem Lebendigen saugt er Nahrung für Herz und Willen und bleibt lebendig, ob er gleich den Tod in seinen Gliedern trägt.

Drum lebe dein Leben; liebe, wo du lieben kannst, und opfere, was du zu opfern hast. Dann bist du wie Jesus

ein Freund der Weisheit. Nicht Weise wollen wir uns nennen, sondern Freunde der Weisheit, das heißt auf griechisch Philosophen. Ein Philosoph ist kein Träumer und Schwärmer, er ist auch kein Prahler, der da meint, er hätte der Weisheit Preis gewonnen, — nein, ein Philosoph ist ein Freund der Weisheit; das möchten auch wir sein. Jesus ist uns darin vorangegangen, und darum laßt uns gleich ihm das Licht lieben, laßt uns wie er die ewigen Gesetze Gottes im Menschenleben anerkennen, laßt uns mit ihm die Selbständigkeit achten und erstreben und endlich in seiner Nachfolge dem Fortschritt huldigen, damit offenbar wird, was jetzt noch verborgen ist, und ans Licht kommt, was jetzt noch in Finsternis liegt. Amen!



Etliche Eigentümlichkeiten Jesu.

Mark. 2, 13—28.

Er ging wiederum hinaus an das Meer; und alles Volk kam zu ihm, und er lehrete sie. Und da Jesus vorüberging, sah er Levi, den Sohn des Alphäus, am Zoll sitzen und sprach zu ihm: Folge mir nach! Und er stand auf und folgte ihm nach. Und es begab sich, da er zu Tisch saß in seinem Hause, setzten sich viele Zöllner und Sünder zu Tisch mit Jesu und seinen Jüngern; denn ihrer waren viele, die ihm nachfolgten. Und die Schriftgelehrten und Pharisäer, da sie sahen, daß er mit den Zöllnern und Sündern aß, sprachen sie zu seinen Jüngern: Warum isset und trinket er mit den Zöllnern und Sündern? Da das Jesus hörte, sprach er zu ihnen: Die Starken bedürfen keines Arztes, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, zu rufen die Sünder zur Buße und nicht die Gerechten. Und die Jünger des Johannes und der Pharisäer fasteten viel; und es kamen etliche, die sprachen zu ihm: Warum fasten die Jünger des Johannes und der Pharisäer, und deine Jünger fasten nicht? Und Jesus sprach zu ihnen: Wie können die Hochzeitsgäste fasten, dieweil der Bräutigam bei ihnen ist? Alsolange der Bräutigam bei ihnen ist, können sie nicht fasten. Es wird aber die Zeit kommen, daß der Bräutigam von ihnen genommen wird; dann werden sie fasten. Niemand flickt einen Lappen von neuem Tuch an ein altes Kleid, denn der neue Lappen reißt ja doch vom alten, und der Riß wird ärger. Und niemand fasset Most in alte Schläuche, sonst zerreißt der Most die Schläuche, und der Wein wird verschüttet und die Schläuche kommen um; sondern man soll Most in neue Schläuche fassen. Und es begab sich, daß er wandelte am Sabbat durch die Saat, und seine Jünger fingen an, indem sie gingen, Ähren auszuraufen. Und die Pharisäer sprachen zu ihm: Siehe zu, was tun deine Jünger am Sabbat, das nicht recht ist? Und er sprach zu ihnen: Habt ihr nie gelesen, was David tat, als es ihm Not war und ihn hungerte samt denen, die bei ihm waren; wie er ging in das Haus Gottes zur Zeit Abjathars, des Hohenpriesters, und aß die Schaubrote, die niemand durfte essen denn die Priester, und er gab sie auch denen, die bei ihm waren? Und er sprach zu ihnen: Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen. So ist des Menschen Sohn ein Herr auch des Sabbats.

Alles Volk kam zu Jesus, sagt unser Text. Herzerfreuend, wenn einer eine solche Anziehungskraft ausübt auf Hunderte und aber Hunderte. Nun mögen ja freilich die Leute mit den verschiedenartigsten Absichten zu Jesus gekommen sein. Manche gewiß nur aus Neugierde; andere, um mit ihm zu disputieren, ihn auf die Probe zu stellen, sich an ihm zu messen. Wieder andere kamen als die Mühseligen und Beladenen mit ihren Sorgen an Leib und Seele; mit ihren Gebrechen und Gebresten schleppten sie sich zu ihm heran, um ein Wort aus seinem Munde zu hören oder einen Blick aus seinem Auge zu empfangen. Und abermals andere traten zu ihm in ernster Selbstprüfung und demütiger Beugung, vielleicht auch mit dem stillen Entschlusse, ihm noch näher zu treten, ihm ganz und gar nachzufolgen und anzugehören. Aber gleichviel, Geliebte, aus welchen Gründen sie nun auch kamen, Jesus hatte für alle dasselbe Herz und dieselbe Hülfe. Denn er wußte sehr wohl, daß einem Menschenkinde nicht geholfen werden kann mit allerlei kleinen Mitteln und Mittelchen, sondern nur mit etwas Großem und Gutem, mit der Fülle geistigen Lebens, mit einer rückhaltlosen Liebe und einer treuen Hingabe an ihn. Er hat auf diese Art auch immer das Richtige getroffen, so daß selbst seine Gegner wenigstens mit einer gewissen Achtung vor ihm in ihren Herzen von ihm gingen.

So ist es durch die Jahrhunderte geblieben. Alles Volk kam immer wieder zu Jesus. Es kam mit mannigfaltigen Gaben, Hoffnungen und Wünschen. Die Dichter haben ihm ihre Lieder gesungen, die Maler ihre Kunstwerke gemalt, die Baumeister haben ihm ihre Dome gebaut, und gar manches betrübte Menschenkind hat ihm sein Herz ausgeschüttet. Auch haben ihrer etliche still sinnend über seinem Worte gesessen, haben seine Geschichte zu durchforschen und in seine Persönlichkeit einzudringen gesucht. Kurzum, Geliebte, es ist seit 1900 Jahren immer wieder zu ihm gekommen allerlei Volk, stets hat man bei ihm irgend etwas Heilsames gefunden und von ihm mitgenommen; nicht jeder alles, aber jeder etwas.

Nun seid auch ihr heute morgen hierhergekommen, Geliebte. Warum? Doch wahrscheinlich aus demselben Grunde, aus welchem jene Griechen einst nach Jerusalem kamen und sagten, sie wollten Jesus gern sehen. Wir haben ihn zwar schon oft gesehen; an jedem Sonntag, den wir miteinander im Gotteshause feiern, sehen wir ihn ja. Aber es gibt immer Neues an ihm zu sehen, und auch unser heutiger Text zeigt ihn uns von einer eigentümlichen Seite. Es sind hauptsächlich drei Eigenschaften, die wir heute an Jesus sehen, kennen und lieben lernen wollen, damit sie uns anreizen zu treuer Nachfolge in seinen Fußtapfen.

Es ist:

1. seine Liebe zum Volk,
2. sein freudiger Geist und
3. sein Freiheitssinn.

Es heißt in unserm Texte, daß Jesus einen Zöllner namens Levi an seinem Zollhause sitzen sah. Den rief er zu sich und sprach zu ihm: Folge mir nach. Er mußte ihn wohl schon irgendwo kennen gelernt haben. Levi folgte diesem Rufe, er ist sogar sehr erfreut darüber; denn am Abend desselben Tages fanden sich in seinem Hause eine ganze Menge Menschen zum Gastmahl zusammen, vornehmlich Leute seines Standes und seiner Art, — Zöllner und Sünder. Daß der Evangelist diese beiden in Einem Atem nennt, ist ein Beweis dafür, daß es den Zöllnern auch bei gutem Willen nicht gelang, die Achtung und Liebe des Volkes zu gewinnen. Es waren Fremde und blieben Fremde; sie hatten sich zudem mit dem unangenehmen Geschäft zu befassen, den Leuten das Geld für den römischen Kaiser abzunehmen, und das fand erst recht keinen Dank. So müssen sie sich's gefallen lassen, im Volksmunde schlechthin mit den

Sündern, d. h. mit Dieben und Räubern, zusammengeworfen zu werden. Jesus und seine Jünger saßen nun im Hause des Levi mitten unter ihnen, alle an einer gemeinsamen Tafel. Darüber ärgerten sich die Pharisäer und sagten zu den Jüngern: Wie, er isset mit den Zöllnern und Sündern? Er macht sich gemein und verkehrt mit denen, mit welchen sonst niemand verkehrt? Ja, Geliebte, Jesus liebt die, die sonst niemand liebt. Das ist die echte Menschenliebe, eine Liebe zu allerlei Volk, das unter dem Himmel ist. Nicht eine Liebe zu ein paar Auserwählten, die mir eine besondere Sympathie abgewinnen, nicht eine Liebe zu meinesgleichen oder gar zu solchen, von denen ich einen Vorteil einheimsen kann, sondern eine selbstlose, herabsteigende Liebe, die aber nicht herabsteigt, um unten zu bleiben, sondern um hinaufzuziehen.

Aus dieser Liebe zu den Zöllnern und Sündern heraus hat Jesus ein denkwürdiges Wort geredet, das für alle Zeiten gültig bleiben wird: Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Zunächst liegt in diesem Ausspruch ohne Zweifel ein gegen die Pharisäer gerichteter Spott. Sie dünken sich stark in Selbstüberschätzung. Aber das Wort hat, aus dem Zusammenhang herausgenommen, auch einen von Ironie freien Sinn. Der Starke ist am mächtigsten allein, man soll an ihm nicht herumdoktern — wenn ich diesen Ausdruck mal brauchen darf, — ihn nicht durch kleinliche Maßregeln einengen, sondern ihm Glauben entgegenbringen. Wollte man ihn ebenso behandeln wie den Schwachen, so würde er aufhören, ein Starker zu sein. Die Starken brauchen keinen Arzt.

Aber gibt es denn wirklich Starke? Wir kennen eine Stärke, die zerstört.

Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten.

Es hat starke Naturen gegeben, welche in blendender, imponierender Kraft über die Erde dahingegangen sind; aber sie haben nur sich selber gesucht und alles Widerstrebende machttrunken unter ihre Füße getreten. Die Nachwelt hat sie oft bewundert und hat sie Große genannt, aber im edlen Sinne des Wortes sind es keine Starken gewesen. Man redet auch von einem Vorrecht der Starken vor den Schwachen, von einer Herrenmoral, von Übermenschen und Herdenmenschen. Aber auch diese Anschauung ist mit dem Geiste Jesu unvereinbar. Die wahrhaft Starken sind diejenigen, in welchen Liebe und Wahrheit zur Herrschaft gelangt sind. Das können äußerlich ganz schwache Kreaturen sein, es können Krüppel, Lahme und Blinde sein, es lebt aber in ihnen ein starker Geist, ein Geist des Opferns, des Tragens und Duldens, ein zur Selbstverleugnung entschlossener Wille, ein Geist des Zusammenfassens und des Aufbauens. Solche Starke gibt es tatsächlich, sie gehen aus Jesu Schule hervor, und Gott mag geben, daß bei euch in jeder Familie so eine starke Seele lebe, an welche die andern sich anlehnen oder, wenn's sein muß, sich anklammern können. Diese Starken haben natürlich auch noch ihre Schwächen, Sünden und Mängel, aber trotz alledem verdienen sie Vertrauen, ja, sie leben geradezu von diesem Vertrauen; sie leben davon, daß sie ihre Stärke in den Dienst der Schwachen stellen dürfen, und wenn ihnen dies versagt bleibt, so nagt an ihrer Kraft bereits der Wurm.

Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Ich weiß nicht, wer unter euch zu den Starken und wer zu den Kranken gehört. Vielleicht gehören viele von uns zu beiden Klassen, sie haben starke und schwache Stunden. Man kann Menschen nicht sortieren wie Fabrikware. Dazu sind die Entwicklungen zu flüssig, die Daseinsbedingungen zu kompliziert. Dennoch gibt es auch Menschen, die an sich schwach sind, z. B. die Kinder; die bedürfen offenbar des Arztes, bedürfen der elterlichen Leitung und

Erziehung. Diese elterliche Einwirkung muß ihnen nahegebracht werden mit einer starken Folgerichtigkeit, nicht launenhaft, nicht von Fall zu Fall. Wie schwach auch Vater und Mutter sich in sich selber und vor ihrem Gott fühlen mögen, den Kindern gegenüber müssen sie stark sein, da müssen sie Ärzte werden, die mit Scharfblick das Übel erkennen und mit Bestimmtheit das Heilmittel wählen.

Es gibt aber auch unter den Erwachsenen solche, die ihr Leben lang unmündig bleiben. Sie bedürfen gleichfalls des Arztes. Gehe ihnen nach mit Geduld, laß ihnen nicht allen Willen, komme ihnen mit deiner bessern Einsicht zu Hülfe, wenn sie selbst nicht das Rechte treffen und erkennen können. Ja, es gibt einen Arzt, dessen Behandlung wir uns alle ohne Unterschied zu fügen haben, wenn nicht das Haupt krank und das Herz matt werden soll, das ist die aus der Vergangenheit herausgewachsene gesellschaftliche Ordnung, das ist der soziale Zwang, den das Bestehende uns auferlegt. Solche Ordnung kann verbessert, solcher Zwang mag menschenwürdig veredelt werden, entbehren aber kann die Menschheit weder die eine noch den andern; sie bleiben unsere Ärzte, deren wir im Interesse wahrer Humanität, zum Fortschritt des Reiches Gottes auf Erden bedürfen.

Mit dem allen sind wir aber dem Ausspruch Jesu noch nicht gerecht geworden. Aus dem Schoß der menschlichen Gemeinschaft tauchen immer wieder kranke Kinder auf, die sich selbst außerhalb der sittlichen Ordnungen stellen. Sie achten die einfachsten Gebote nicht, sie stehlen, töten, betrügen. Man meint, ihnen und der Gesellschaft dadurch helfen zu können, daß man sie für eine gewisse Zeit ins Gefängnis setzt. Jedenfalls bedürfen sie des Arztes, denn sie sind krank. Aber welche Arznei soll er ihnen reichen? Soll man sie nach dem Rezept behandeln: Auge um Auge, Zahn um Zahn? Hast du uns gequält, so quälen wir dich wieder? Sollen wir sagen: So groß wie dein Verbrechen

muß auch die Strafe sein? Nein, Geliebte, damit wird nichts erreicht. Nicht das Verbrechen haben wir ins Auge zu fassen, sondern den Verbrecher. Immerhin schließe man einen derartigen Menschen eine Zeitlang von der Gesellschaft der übrigen aus, aber diese Ausschließung darf nicht als Strafe aufgefaßt werden. Die Bestrafung der Übeltäter ist nichts anderes als ein Rest der Befriedigung einer Rachsucht, welche in alten Zeiten vom einzelnen in der Blutrache und jetzt von der Gesellschaft in Form der gerichtlichen Bestrafung ausgeübt wird. Ob das wohl im Geiste dessen geschieht, der einst mit den Zöllnern und Sündern gegessen hat? Sicherlich nicht. Er hat an den Sündern keine Verurteilung vollzogen, sondern hat sie zur Buße gerufen. So müssen auch wir auf ihre Sinnesänderung hinarbeiten, eine erziehende Wirkung an ihnen ausüben. Unsere Gefängnisse müssen noch viel gründlicher als bisher in Erziehungsanstalten umgewandelt werden. Darum begrüßen wir mit großer Freude das seit über Jahresfrist bestehende Fürsorge-Erziehungsgesetz, das dem Staate das Recht gegeben hat, den Schwachen ein Erzieher zu werden, wenn die ihnen von Natur bestellten Erzieher ihre Pflicht nicht tun wollen oder nicht tun können. Da übt der Staat seinen ärztlichen Beruf aus, da ruft er diejenigen, welche in Gefahr sind, zu Boden zu sinken, noch rechtzeitig zur Buße und nimmt sie unter seine schützenden Flügel. Er heftet nicht an sie den Makel des Zuchthauses, sondern adelt sie dadurch, daß er ihnen seine erziehende Liebe zuwendet. Hier tritt der Staat recht eigentlich in Jesu Fußtapfen.

Wolltest du nun härter, rachgieriger sein als der Staat? Nein. Wenn du dich etwa über deine Kinder zu ärgern hast — und wo käme das nicht einmal vor? — dann gib nicht dem Ärger Raum, laß dich noch viel weniger zum Zorne hinreißen, sonst kommst du stets wieder auf jenes alte Gesetz: Auge um Auge, Zahn um Zahn, mein Kind hat mich ge-

ärgert, nun ärgere ich es wieder! Nicht also, mein Lieber. Du kannst nun einmal das Böse nicht mit Bösem überwinden, sondern nur mit Gutem. Und darum halte an dich, bleibe den Schwachen gegenüber stark, — stark in deiner Weisheit, die auf Erfahrung beruht, stark in deiner Liebe, welche Geduld wirkt, stark in deinem Verstande, der sich sagen muß, daß der Zorn nur Unheil anrichtet. Siehe, dann wirst du dem Kranken ein Arzt sein und den Sünder zur Buße rufen. Dann verstehst du auch die andern gut, wenn sie einmal an dir Arzt sein müssen, zürnst ihnen nicht, sondern reichst ihnen dankbar die Hand und nimmst von ihrer Liebe gern an, was zu deines innern Menschen Stärkung und Gesundung dient. Darum, Geliebte, wollen wir uns nicht schämen, zu Zeiten auch mit Zöllnern und Sündern zu Tische zu sitzen; wir wollen keinen Menschen verachten und nie vergessen, daß die Starken berufen sind, sich der Schwachen anzunehmen, damit diese auch einmal stark werden und so die Kraft Gottes die Oberhand gewinne in den Menschenseelen. Das war Jesu Liebe zu seinem Volke, das sei auch unsere Liebe zu unserm Volke!

Sie erwuchs dem Herrn Jesus aus seinem freudigen Geist. Es wird erzählt, daß die Jünger der Pharisäer und die Jünger Johannes des Täufers viel fasteten, Jesus aber und seine Jünger fasteten nicht. Daran stießen sich jene und fragten: Warum fasten wir so viel und ihr fastet gar nicht? Jesus gibt ihnen eine feine Antwort und sagt: Wie können wohl die Hochzeitsleute fasten, solange der Bräutigam bei ihnen ist? Ja, wenn der Bräutigam von ihnen genommen sein wird, dann werden sie fasten. Geliebte, das Fasten ist eine fromme Sitte, die wir in allen Religionen finden. Es galt als ein besonders wertvoller Gottesdienst. Es war ein Zeichen der Trauer im besten Sinne des Wortes, der Trauer über die Sünde, und deshalb keine Unsitte.

Und doch ist das Fasten ein Rest alter Furchtreligion. Es ist ein Stück heidnischen Wesens mitten im Judentum

und Christentum. Denn alle Selbstquälerei, welche die Menschen sich ohne Not auferlegen, geht von dem Gedanken aus, daß Gott daran Freude haben müsse. Ein solcher Gott ist aber nicht der Vater Jesu Christi, das ist ein grausamer Gott. Mag ein Volk auf niedriger Kulturstufe sich an einem Peiniger als Gottheit genügen lassen, wir können es nicht mehr. Unser Gott ist die Fülle aller Freundlichkeit und Leutseligkeit; nie dürfen wir ihm etwas andichten, was den tierischen Trieben der Menschennatur angehört. Der ewige Geist hat seine Freude am Entstehen, am Leben, am Wachsen, am Wohlsein. Und darum hat nicht nur Jesus vollständig konsequent gehandelt, sondern auch wir handeln durchaus folgerichtig, wenn wir alle diese Gebräuche, die mit Fasten und Kasteiung zusammenhängen, aus dem Gebiete der Religion entfernen. Sie haben nichts damit zu tun. Im Gegenteil, meine Lieben, jede Gemeinschaft mit Gott muß in deinem Herzen eine heilige Freude wecken. Wenn sie das nicht tut, so taugt deine ganze Religion nichts.

Wie sonnig und freudenreich hat Jesus das Reich Gottes uns abgebildet! Er redet von einem Menschen, der ein großes Abendmahl anrichtet und lädt viele dazu ein. Bei einem solchen Mahle klagt und seufzt man doch nicht, da ist man fröhlich mit den Fröhlichen, da läßt man die Sorgen fahren, da genießt man die Mitgäste und den Gastgeber. Oder denkt daran, wie das Weib sich freut, als es seinen Groschen wiedergefunden hat; wie der Hirt das Schäflein auf seine Achsel nimmt mit Freuden. Nicht etwa mit einem geheimen Ingrimm, daß das Tier ihm fortgelaufen war, sondern mit ungetrübter, sonnenheller Freude legt er das Tierchen auf seine Schulter. Und der Vater im Gleichnis vom verlorenen Sohn, — was bietet er nicht alles auf! Er läßt das gemästete Kalb schlachten, er läßt das beste Kleid und neue Schuhe und einen Ring bringen. Warum? Weil sein Vaterherz sich des wiedergefundenen Sohnes freut. Freude und

abermals Freude ist das innerste Leben und Weben im Herzen unseres Gottes.

Und nun sollten wir fasten, Geliebte? Nun sollten wir traurig sein, die wir doch dieses freudeliebenden Vaters Kinder sind? Nein, Geliebte, Religion ist Freude, die höchste Freude, die es gibt, ruhend auf einer Versöhnung mit der ewigen Liebe, die uns entgegenkommt, ruhend auf der Gewißheit: ist Gott für mich, wer kann wider mich sein? Freude strömt durch meine Seele, weil ich mit Gott nicht nur auf dem richtigen Wege bin, sondern auch an der richtigen Hand, und diese Hand, die läßt mich nicht. Und ob ich schon wandere im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn er ist bei mir, sein Stecken und Stab trösten und erfreuen mich. Darum bleiben wir dabei: Wie können die Hochzeitsleute fasten, dieweil der Bräutigam bei ihnen ist? Jesus, der Bräutigam, der mit einem Herzen voll göttlicher Liebe um die Menschheit wirbt, der sie um sich sammeln möchte zum schönsten Feste, das es gibt, zum Feste der innigsten Vereinigung und Hingebung, zum Hochzeitsfeste!

Freilich, wenn der Bräutigam von ihnen genommen wird, dann werden sie fasten. Ach ja, Geliebte, wie oft hat es sich in der Geschichte bewahrheitet: wenn die Christenheit Jesus verloren hatte, wenn das Lebendige, das Feurige, das Treibende aus ihrem Glauben verschwunden war, dann fing sie an zu fasten, dann hielt sie sich an Zeremonien und glaubte den innern Mangel durch äußeres Beiwerk ersetzen zu können. Welch eine Täuschung, ihr Lieben! Der Bräutigam kann durch nichts ersetzt werden. Und wenn du die schönsten Hochzeitsgewänder anschafftest und ließest dir eine rauschende Hochzeitsmusik aufspielen und besetztest die Tafel mit goldenem Wein und den erlesensten Leckerbissen, — was hülfe es dir, wenn der Bräutigam fehlte? Christus ist die Quelle der Freude und Liebe, die Quelle sittlicher Kraft und Seligkeit. Wer Christum hat, der hat alles, der hat in ihm die ganze

christliche Religion und braucht äußerlich weiter gar nichts. Denn Religion ist und bleibt etwas Innerliches, was den ganzen Menschen an seiner Wurzel und in seinem Zentrum packen will, und ist die Wurzel erst gepackt, dann wird auch alles andere gut.

Darum, ihr Lieben, wollen wir die Hochzeitsleute nicht zum Fasten treiben, solange der Bräutigam bei ihnen ist. Wir wollen auch dafür sorgen, daß uns der Bräutigam nicht verloren gehe, damit die lebendige Quelle der Freude an Gott in uns nicht versiege. Schaue nur immer wieder auf deine Mitmenschen, lies in ihren Augen die dringende Bitte: gib mir etwas, gib mir Freude, tröste mich, liebe mich! Wer das aus Menschenaugen liest, dem strömt in ununterbrochener Fülle jene Freude entgegen, die der Bräutigam einst in seiner Seele trug, als er sich mit Zöllnern und Sündern an einen Tisch setzte, als er völlig aufging in der Hingabe an sein Volk. Wer gleich ihm diese Brücke zu den Herzen der Mitmenschen jeden Morgen aufs neue schlägt, der hat den Bräutigam, der hat die Freude, die unversiegbare, an dem lebendigen Gott.

Und nun noch ein Drittes, Geliebte. Wir lernen aus unserm Texte auch Jesu Freiheitssinn kennen. Er sagt: Ihr sollt im geistigen Leben keine Flickarbeit tun; denn wenn man einen neuen Lappen auf ein altes Kleid flickt, so dauert das nicht lange, er reißt wieder vom alten, und der Riß wird ärger, als er zuvor war. Also keine Flickarbeit, sondern immer etwas Ganzes, etwas Vollständiges! Und dazu ein anderer Gedanke: Man soll Most nicht in alte Schläuche fassen. Schläuche sind zusammengenähte Tierhäute, in denen die Orientalen noch heute Wein, Öl und ähnliche Flüssigkeiten aufbewahren. Wir würden etwa sagen: Fässer. Man füllt aber den Most nicht in morsche Fässer. Warum nicht? Weil der Most gärt, weil in ihm eine gewaltige Kraft liegt, sich auszudehnen. Wenn da die Schläuche nichts taugen, so zerreißen sie, und der Most wird verschüttet und

die Schläuche kommen um. Darum müssen wir den Most in neue Schläuche fassen.

Nun macht uns Jesus diesen allgemeinen Gedanken klar an dem besondern Beispiel vom Sabbat. Seine Jünger gingen am Sabbat durch die Saat und rauften Ähren aus. Und obwohl es durch das Herkommen erlaubt war, die Ähren, die zunächst am Wege standen, zu essen — sie waren für die armen Leute —, so nahmen doch die Gesetzesmenschen Anstoß daran, daß die Jünger solches am Sabbat taten. Jesus antwortete ihnen: Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen.

Jesus erkennt also an, daß es gewisse Einrichtungen und Sitten im religiösen Leben gibt, die man zu respektieren hat, aber nicht nach dem Buchstaben, sondern nach dem Geist. Seine Gegner faßten das Gebot der Sabbatheiligung buchstäblich auf und schalten Jesu Jünger, die am Sonntag ihren Hunger stillten. Jesus faßt es dem Geiste nach auf und fragt: Cui bono? Wem nützt die Einrichtung? Ist sie um ihrer selbst willen da, oder um der Menschen willen? Auf das letztere legte er den Finger: Alle frommen Gesetze und Gebräuche sind nur um der Menschen willen da und niemals um ihrer selbst willen. Wenn die Menschen kein Interesse mehr daran haben, wenn ihnen daraus kein Segen mehr zugeführt wird, dann mögen dieselben ruhig dem Wechsel oder der Vergänglichkeit preisgegeben werden. Denn man soll den Most nicht in alte Schläuche fassen, und an dem, was sich überlebt hat und nicht mehr zu halten ist, soll man nicht mehr herumflicken; solch Flickwerk hält ja doch den notwendigen Untergang nur für kurze Zeit noch auf. Das ist der Maßstab, den Jesus zur Wertschätzung äußerer Ordnungen und gesetzlicher Einrichtungen aufstellt.

Darum folgern wir weiter und sagen: Auch die Kirche ist um der Menschen willen da und nicht die Menschen um der Kirche willen. Nicht als ob eine Kirche sein müßte;

aber Menschen müssen sein. Menschen mit ihren tausendfachen Bedürfnissen, mit ihrem forschenden Geiste, mit ihrer suchenden Seele. Wenn eine Kirche diesen Bedürfnissen, diesem Forschen und Suchen nichts mehr zu bieten vermag, dann hat sie ihre innere Berechtigung, ihren Wert verloren und muß sich entweder den Forderungen der Zeit entsprechend reformieren oder zugrunde gehen, denn um der Menschen willen ist sie da.

Dasselbe gilt von der Schule. Die Schule ist um der Kinder willen gemacht, aber nicht die Kinder um der Schule willen. Darum muß alles, was in einer guten Schule geschieht und besteht und angeordnet wird, im Dienste ihrer Schüler stehen, sei es unmittelbar oder mittelbar. Und so geht's weiter. Deine Hausordnung, deine Familiensitte sind um deiner Familie willen da und nicht um ihrer selbst willen. Darum passe sie dem lebendigen Bedürfnisse an und verschließe davor deine Augen nicht. Seht, Geliebte, wenn wir diesen Grundsatz überall, wo er anwendbar ist, festhalten wollten, dann würden wir weniger ängstlich und zaghaft dem Kommenden und Neuen entgegenschauen; wir würden freier dastehen, getragen von dem lebendigen Strom des Werdens und Wachsens, der durch die Menschheit dahinfließt; wir würden uns nicht mehr fürchten, da, wo es nötig wäre, die ändernde und bessernde Hand anzulegen, sintemal alle äußere Ordnung und Sitte um der Menschen willen gemacht ist und nicht der Mensch um ihretwillen.

Diese Wahrheit fordert ihr Recht auch für unser politisches Leben. Wir kranken in Deutschland an der Spaltung des Volkes in zwei Konfessionen. Ist denn nun das deutsche Volk um dieser beiden Konfessionen willen da, oder die Konfessionen um des Volkes willen? Ich denke, daß zuerst das Vaterland kommt, das Volk in seiner Gesamtheit, und nach den Bedürfnissen des Vaterlandes muß alles andere eingerichtet werden, auch das konfessionelle Leben, soweit es in die Öffentlichkeit tritt. Man sollte doch nicht rufen:

Katholisch ist Trumpf! Ebensowenig darf man sagen: Evangelisch ist Trumpf! Nein! Bei uns in Deutschland ist und bleibt Deutschland Trumpf. Salus rei publicae suprema lex! Das Wohl des Vaterlandes ist das oberste Gesetz! Jeder wird freilich des Vaterlandes Wohl auf seine Weise zu beurteilen und zu fördern suchen. Aber daß es ehrlich zugehe! Daß es nicht um irgendwelcher Sonderinteressen willen geschehe, sondern allein um des Ganzen willen, um der Brüder, um des Volkes willen!

Seht, Geliebte, so kommen wir zu dem großen Grundgesetz, daß die Menschheit der Maßstab aller Werte ist, die in unsern menschlichen Gesichtskreis treten. Ein großer Gedanke! Noch lange nicht genug durchgearbeitet, noch lange nicht genug verbreitet zum Heile der Menschheit, obwohl Jesus ihn vor bald 1900 Jahren schon ausgesprochen hat. Gott ist uns darum so verehrungswürdig, weil er in die Menschheit eingegangen ist; wir lieben ihn darum so innig, weil er die Menschheit liebt. Ein Gott ohne Menschheit ist ein blasser Begriff, ohne Bedeutung für dein geistliches Leben. Eine letzte Ursache aller Dinge! Ja, das spricht sich ganz glatt aus, was willst du aber damit? Die kann dir die Sehnsucht deines Herzens nicht stillen. Gott ohne die Menschheit bleibt ewig unerreichbar. Der Weg zu Gott geht nicht über die Menschen hinweg, nicht durch die Ferngläser der Sternkundigen, nicht durch Spekulationen der Gelehrten. Der Weg zu Gott geht auch nicht um die Menschen herum, so daß man ihn auf mystischen Umwegen und Schleichwegen erreichen könnte. Nein, der Weg zu Gott geht mitten durch die Menschheit hindurch. Zwischen dir und deinem Gott steht die ganze Menschheit, steht der Menschensohn, den zu achten deine heilige Aufgabe ist, damit du deinen Gott in ihm und durch ihn finden mögest!

Ja, Geliebte, der Weg zu Gott geht durch die Menschheit, aber nicht in dem Sinne, daß du dir diesen Weg mit

deinen Ellenbogen bahnst und beiseite stößest, was dir nicht gefällt. Dann ständest du schließlich vor einer Fratze deines Gottes. Die würde dich anhöhnen: du Narr hast geglaubt, ein Mensch zu sein und einen Gott zu finden, bist aber ein Tier geworden und hast ein Phantom gefunden. Nein, Geliebte, nicht um mit den Ellenbogen wegzustoßen sind wir da, sondern um mit den Armen, die einst Jesus am Kreuze ausgebreitet hat, die Menschheit zu umfassen, an uns zu ziehen und mitzunehmen, was nicht allein gehen kann. Wenn du so durch die Menschheit gehst, dann findest du am Ende derselben, ja schon mitten darin, den wunderbaren Gott, dessen Auge leuchtet von dem süßen Glanze ewiger Menschenliebe und dessen Mund überfließt von holdseliger Rede heiliger Geduld; den Gott, der in Jesus lebendig geworden war; den Gott, den er nicht mehr lassen konnte, den er gelebt und geliebt hat, und für den er triumphierend gestorben ist.

Darum, ihr Lieben, laßt uns den Most nicht in alte Schläuche fassen; er kann's nicht leiden, seine Lebenskraft ist zu gewaltig. Und wenn er sich auch hie und da etwas ungestüm geberden mag, wenn die Zeiten auch allerlei Neues bringen, was nicht gleich in den richtigen Schranken und Maßen einhergeht — das liegt nun einmal in der Natur des Neuen —, erschreckt darum nicht und ängstigt euch nicht. Aus gutem Most wird mit der Zeit ein edler Wein. Laßt auch in euch den Süßtrank heiliger Liebe, heiligen Wahrheitsmutes, heiligen Freiheitssinnes sich auswirken, immer im Aufblick zu dem ewigen Gott, immer in der Nachfolge unseres Herrn und Meisters. Dazu reichen wir uns auch heute die Hand, lassen alles Stückwerk beiseite und schenken einander uns selbst, wie Jesus sich der Menschheit geschenkt hat. Amen!

Jesus als Erlöser.

Luk. 12, 1—10.

Es lief viel Volk zu und kamen etliche Tausend zusammen, also daß sie sich untereinander traten. Da fing er an und sagte zu seinen Jüngern: Zum ersten hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer, welches ist die Heuchelei. Es ist aber nichts verborgen, das nicht offenbar werde, noch heimlich, das man nicht wissen werde. Darum, was ihr in der Finsternis saget, das wird man im Licht hören; was ihr redet ins Ohr in den Kammern, das wird man auf den Dächern predigen. Ich sage euch aber, meinen Freunden: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und darnach nichts mehr tun können. Ich will euch aber zeigen, vor welchem ihr euch fürchten sollt: Fürchtet euch vor dem, der, nachdem er getötet hat, auch Macht hat, zu werfen in die Hölle. Verkauft man nicht fünf Sperlinge um zwei Pfennige? Doch ist vor Gott derselben nicht einer vergessen. Auch sind die Haare auf eurem Haupt alle gezählet. Darum fürchtet euch nicht, denn ihr seid besser denn viele Sperlinge. Ich sage euch aber: Wer mich bekennet vor den Menschen, den wird auch des Menschen Sohn bekennen vor den Engeln Gottes. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, der wird verleugnet werden vor den Engeln Gottes. Und wer da redet ein Wort wider des Menschen Sohn, dem soll es vergeben werden; wer aber lästert den heiligen Geist, dem soll es nicht vergeben werden.

Warum war Jesus der Liebling des Volks? Etliche meinen, weil er so viele Leute gesund gemacht habe von ihren Krankheiten. Gewiß, dadurch wird er nicht nur die Kranken, die er heilte, sondern auch die Angehörigen derselben an sich gefesselt haben. Aber unter den Tausenden von Menschen, die sich täglich zu ihm drängten, so daß sie sich sogar untereinander traten, wie es in dem heutigen Texte heißt, sind doch die große Mehrzahl nicht kranke, sondern gesunde Leute gewesen. Darin allein kann also das Geheimnis seiner Volkstümlichkeit nicht liegen.

Andere meinen, weil er so sanftmütig gewesen sei und freundlich gegen jedermann, darum hätten ihn die Leute so gern gehabt. Jesus war aber gar nicht immer sanftmütig und war auch nicht gegen jedermann freundlich, sondern er hat oft heftig gestritten und dabei auch sehr entschiedene, strenge Worte nicht verschmäht. Er hat Wehe! Wehe! ausgerufen über ein verkehrtes Geschlecht; ja in Jerusalem hat er sich sogar eine Geißel aus Stricken geflochten und alles unnütze Volk aus dem Tempel hinausgejagt. Das war weder sanftmütig noch freundlich, sondern das war sehr starkmütig und abweisend und stieß andere vor den Kopf. Also auch hier kann die Erklärung dafür nicht gesucht werden, daß Jesus von so vielen Menschen geliebt wurde.

Ich glaube, das Geheimnis liegt vielmehr darin, daß er so sehr aufrichtig war, daß er sich immer so gab, wie er war. Darum wurde den Leuten in seiner Nähe so wohl, darum konnten sie auch ein ernstes Wort von ihm vertragen, darum offenbarten sich ihm so gern die Schwachen, die Sünder, die Abgewichenen. Sie fühlten sich unter seinem Einfluß erlöst von einem Druck, der auf ihnen lag, sei es, daß dieser Druck aus den äußern Verhältnissen sich ergab, oder aus den Leiden ihres Körpers oder aus dem Zustande ihrer Seele, — kurzum, Jesus trat ihnen als Befreier entgegen. Darum, Geliebte, waren es immer wieder Tausende, die sich ihm nahten, denn erlöst möchte jeder gern sein.

Auch wir möchten viel lieber frei als gebunden sein, und sintemal wir alle durch so vieles gebunden sind, darum nahen wir uns immer wieder voll innigsten Bedürfnisses dem Manne der Freiheit und Erlösung, welcher die Bande zersprengt und die Fesseln des inneren Lebens löst, also daß die gebundenen Kräfte hervorbrechen und die verborgenen sich offenbaren. Auch im heutigen Texte erscheint

Jesus als Erlöser. Damit wir aber nicht bloß im allgemeinen von Erlösung reden, wollen wir die feindlichen Mächte ins Auge fassen, von denen uns Christus heute durch sein Wort erlösen möchte. Es sind ihrer vier:

1. die Heuchelei,
2. die Menschenfurcht,
3. der Kleinglaube und
4. die Lästerung.

Hütet euch, ruft Jesus, zum ersten vor dem Sauerteig der Pharisäer, welcher ist die Heuchelei. Ein böses Laster! Dasjenige, was den Menschen am tiefsten entwürdigt, ist die Heuchelei. Jesus kennt sie von seinen Erb- und Todfeinden, von den Pharisäern. Die schilt er, daß sie die Becher und Schüsseln auswendig reinhielten, aber inwendig seien dieselben voll Unrat. Er nennt sie übertünchte Gräber, blinde Blindenleiter, falsche Propheten, die in Schafskleidern zu den Menschen kommen, inwendig aber sind es reißende Wölfe. Ja, Geliebte, unter allen Formen der Heuchelei ist die religiöse Heuchelei die häßlichste. Und doch finden wir sie immer wieder. Die Menschen können so schwer dazu gebracht werden, in ihrem religiösen Leben offen und wahr zu sein. Sie haben so viel Angelerntes und Angemodeltes, das ihnen oft mit unberechtigtem Zwange aufgenötigt wurde. Nun fühlen sie sich innerlich wohl dadurch beschwert, ja vielleicht damit zerfallen, aber sie haben nicht den Mut, einen solchen Seelenzustand zu offenbaren. So gehen sie oft jahrelang dahin und kommen in ihrer Religion zu keiner Freudigkeit, weil sie Heuchler sind und bleiben. Deshalb hütet euch doch vor dem Sauerteige der Pharisäer, welcher ist die Heuchelei! Redet doch so, wie ihr glaubt! Sprecht doch nicht anderen nach, was nicht euer Eigentum ist!

Und neben der religiösen Heuchelei sehe ich die politische stehen, oft Arm in Arm mit ihr, die Heuchelei im öffentlichen Leben. Den Großen dieser Welt Weihrauch zu streuen, ist ein gar verführerisches Ding. Huldigungen an die Adresse des Thrones zu richten, ohne selbst daran zu glauben, mit Schmeichelreden die Mächtigen zu blenden, um solche Verblendung für sich auszubeuten, — o wir erlebten es ja vor wenigen Tagen noch, und jeder ehrliche Mann war darob empört. Da lobe ich mir die Männer von Rückgrat, die nach oben wie nach unten ihrer politischen Überzeugung freimütigen Ausdruck geben. An ihnen kann das Herz sich erfreuen und der Mut sich stärken; in ihren Händen ist das Vaterland wohl aufgehoben, und die Regierenden sollten sich freuen, wenn ihnen Männer die Wahrheit sagen. Hüten wir uns vor aller politischen Heuchelei, vor dem Schwören auf Programme und Schlagworte, die möglicherweise gar nicht verstanden, wie viel weniger innerlich durchgearbeitet, meistens nur nachgeplappert sind.

Und dazu die gesellschaftliche Heuchelei! Die vielen Phrasen, die unser geselliger Verkehr leider schützt, ohne die er, Gott sei's geklagt, um so weniger auskommen kann, je höher man auf der sozialen Stufenleiter emporsteigt! So vieles wird mit der freundlichsten Miene gesagt, und es ist doch gelogen und gefälscht. Manche erziehen geradezu die Jugend zu diesen unnatürlichen Formen, weil sie meinen, die Kinder könnten sonst keine Rolle spielen in der Welt. Ach, Geliebte, schließlich spielt nicht derjenige die Heldenrolle, der sein ganzes Leben lang eine Maske trägt, sondern der, welcher sein wahres Angesicht zeigt. Und wäre dieses Angesicht auch voller Flecken, — immer noch schöner als die schönste Maske. Ist die Schale auch rauh, — schadet nichts, wenn nur der Kern gesund ist. Dann schmeckt er gut auch in rauher Schale.

Darum hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer, welcher ist die Heuchelei. Siehe, es ist nichts verborgen,

das nicht offenbar werde. Wer seine Kinder zu Puppen und Komödianten erzieht, möge sich nicht wundern, wenn schließlich einmal eine Stunde kommt, wo das, was im Kämmerlein zu ihnen gesagt war, auf den Dächern gepredigt wird als eitel Lüge und Falschheit. Darum, Geliebte, seid im Verkehr mit allen Menschen, mögen sie euch nahe oder fern, über oder unter euch stehen, offen, wahr, freimütig und hütet euch vor der Heuchelei. Wer aus der Wahrheit ist, der hört Gottes Stimme und wird von den Menschen verstanden. Wer aus der Wahrheit ist, fühlt sich Jesu verwandt. Wer aus der Wahrheit ist, kann sich durch sein eigenes Gewissen erziehen lassen. Er scheut sich nicht, auch seine Fehler offen zu gestehen, und dankt denen, die ihm helfen, es besser zu machen.

Woher kommt aber die Heuchelei? Sie kommt aus der Menschenfurcht. Auch darüber sagt Jesus ernste Worte. Es heißt: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, aber darnach nichts mehr tun können; fürchtet euch vielmehr vor dem, welcher Leib und Seele verderben kann in die Hölle, das heißt: fürchtet euch nicht vor den Menschen, sondern fürchtet Gott! Die Menschenfurcht ist eine Feigheit der Seele, ein Mangel an Mut zum Guten, an Vertrauen auf dessen Sieg. Eins der traurigsten Beispiele dieser Menschenfurcht haben wir an dem Apostel Petrus, wie Paulus im 2. Kapitel des Galaterbriefes erzählt. Während Petrus zuerst, von Pauli freierer Auffassung des jüdischen Gesetzes begeistert, mit den Heidenchristen Antiochiens gemeinsame Sache gemacht hatte, zog er sich auf einmal von dieser heidenchristlichen Gemeinschaft zurück. Warum? Weil judenchristliche Spione von Jerusalem nach Antiochien gekommen waren. Leider gab's schon in den Zeiten der ersten Liebe Glaubensriecher und Glaubensrichter, als ob das helle Evangelium von Gottes Herrlichkeit und Gnade nun einmal ohne diese dunklen Gestalten nicht durch die Welt kommen könnte. Da tauchten sie plötzlich auf, die Inquisitoren, und spionierten, ob Petrus auch in allen Stücken auf dem richtigen Wege geblieben sei. Und siehe da, Petrus fürchtet sich wie einst im Hofe des Kaiphas, er fürchtet den Verdacht der Ketzerei, zieht sich zurück und verleugnet das Band der Gemeinschaft, das er bis dahin gepflegt. Wir verstehen die sittliche Entrüstung, in welche Paulus ausbricht, wenn er sagt, daß Petrus nicht nur für seine Person geheuchelt, sondern auch den Barnabas und andere verführt habe, mit ihm zu heucheln. Das ist der Fluch der Menschenfurcht, daß sie moralische Trümmerfelder da hinterläßt, wo die Säule des Gewissens und der Überzeugung unentwegt nach oben weisen sollte.

Diesem Nachtbilde dürfen wir aber, Gott sei Dank, manch leuchtendes Beispiel von Menschen, welche keine Menschenfurcht gekannt haben, gegenüberstellen. Warum versenken wir uns so gern in die Worte unserer großen Dichter? Weil sie uns Helden vor die Seele gemalt haben. Ich erinnere nur an Schiller. Fast in jedem seiner Dramen steht in begeisternder Größe irgendein Charakter vor uns ohne Menschenfurcht, — es sind nicht nur Männer, sondern auch Frauen —, denn dieser Dichter hat wie nur wenige nach dem Höchsten gestrebt und gewußt, daß der Mut, der freie Wahrheitsmut, des Menschen göttlicher Schmuck und seine heilige Zierde ist. Und wenn ihr etwa meint, nur die Phantasie habe solche Heldengestalten hervorgebracht, so antworte ich: nein, auch das Leben hat sie zu allen Zeiten erzeugt. Wir brauchen gar nicht weit zurückzugreifen. Denkt an unsern Bismarck. Der hat sich wahrlich nicht vor denen gefürchtet, die den Leib töten können. Als er damals im Reichstage rief: Wir Deutschen fürchten Gott und sonst niemand auf der Welt! — warum fand dieses Wort alsbald im ganzen deutschen Volke einen so lauten Widerhall? Weil der Mann, der's sprach, das Wort nicht nur gesagt,

sondern weil er es gelebt hatte, weil hinter diesem Worte seine unerschrockene Natur, sein heldenmütiger Charakter stand. Ja, noch heute richten wir uns an solcher Größe auf, noch heute freuen wir uns dieses Mannes, der ohne Menschenfurcht seinen Weg gegangen ist, sintemal er seinen Gott fürchtete. Oder geht zurück in die Zeiten der Reformation. Männer wie Luther auf dem Reichstage zu Worms, wie Ulrich von Hutten mit dem kühnen Geist und der scharfen Feder, wie Galilei, der für seinen Entdeckermut den Kerker geduldet, oder wie Johann Huß, der auf dem Scheiterhaufen endete, weil er sich selbst treu bleiben wollte, wahrhaftig, sie haben die Menschen nicht gefürchtet. Oder schaut noch weiter zurück, da steht vor euch ein Johannes der Täufer, der dem Tyrannen entgegentritt mit der lebensgefährlichen Anklage: Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib genommen; ein Paulus, der sich stäupen und steinigen läßt und bleibt doch in seiner Seele fest und seinem inneren Berufe treu; ein Stephanus, der die Gewaltigen ebensowenig schont, wie er dem Pöbel weicht; und endlich, über allen andern, unser Herr und Meister selbst, der Mann, der mutig bis zum letzten Augenblick vor den höchsten Autoritäten seines Volkes seine Überzeugung bekannt und für die Wahrheit den Tod am Kreuze erlitten hat. Sind das nicht herzerhebende Vorbilder? Können wir uns an ihnen nicht aufrichten, damit auch wir alle Furcht und alle ängstlichen Rücksichten überwinden?

Aber sage doch, mein Lieber, warum waren jene Menschen so mutig? Weil sie die Hölle in sich gefürchtet haben, weil sie nicht mit ihrem Gewissen in Widerspruch treten wollten; weil sie wußten, daß ein gewissenloser Mensch ein toter Mensch ist, und daß das Leben, welches ein solcher fortan noch führt, nur ein Leben beständiger Selbstanklage ist, ein Leben mit gebrochenen Kräften, ein Scheinleben, ein Schattendasein. Und darum, ihr Lieben,

fragt euch selbst: Wonach handelt ihr? Handelt ihr nach eurer Überzeugung oder nach den Rücksichten auf die Menschen? Wovon werdet ihr getrieben? Von der Gottesstimme der Wahrheit in euch selbst, oder laßt ihr euch treiben durch den Gedanken an diesen, der euer Tun übelnehmen, oder an jenen, der euch seine Gunst entziehen könnte? O, welch ein trauriges, jämmerliches Leben, ein Leben in einem Kerker beständiger Angst, während du doch frei sein könntest, frei wie der Vogel in der Luft, während du doch deinem Gewissen leben darfst und leben sollst. Darum fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten können, sondern vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle.

Seht, Geliebte, diese Gottesfurcht, diese heilige Ehrfurcht vor der Wahrheit führt uns dann auch dahin, wo wir erlöst werden von einem dritten Feind, den Jesus heute uns nennt, von dem Kleinglauben. Er will nicht, daß seine Jünger sklavisch Gott fürchten, nicht ängstlich mit Zittern und Zagen, sondern vertrauensvoll wie die lieben Kinder ihren lieben Vater fürchten, mit heiliger Liebe. Und darum sagt er: Gott hat alle Haare auf eurem Haupte gezählet; es fällt kein Sperling vom Dach ohne seinen Willen; ihr aber seid besser als viele Sperlinge.

Es ist bezeichnend, daß der Herr Jesus niemals von einem rechten oder falschen Glauben geredet hat. Er hat zu seinen Jüngern nicht gesagt: o ihr Irrgläubigen! aber auch nicht: o ihr Rechtgläubigen! Er spricht vielmehr von einem starken und einem schwachen Glauben. Denn der Glaube ist für ihn nicht ein Wissen bestimmter Wahrheiten, nicht ein Annehmen diskutabler Thesen, sondern der Glaube ist ihm ein Können, eine Kunst, die wahre Lebenskunst, welche darin besteht, daß man eins geworden ist mit Gott und nun sein ganzes Vertrauen auf ihn setzt.

Seht, Geliebte, solch ein Glaube ist auch heute noch der den Gedanken Jesu entsprechende christliche Glaube.

Wenn du z. B. ein Geschäft abschließest, so wirst du ein volles Vertrauen haben müssen zu dem, mit welchem du es abschließest, den Glauben an etwas Unsichtbares in ihm, an seine Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit. Oder wenn zwei Verlobte in die Ehe treten, so müssen sie das unbedingte Vertrauen aufeinander haben, daß ihre Liebe stark genug sei, um auszuhalten bis zuletzt. Ohne diesen Glauben sind sie von Anfang an unglückliche Menschenkinder. Dieser Glaube gründet sich nicht auf Gewißheiten, die man aus Büchern könnte gelernt oder überhaupt aus Quellen könnte geschöpft haben, die außerhalb des Gegenstandes des Glaubens liegen, sondern er gründet sich auf die Erfahrung, die man mit dem, an welchen man glaubt, gemacht hat. Von seinem Geist ist etwas übergegangen in meinen Geist, seine Seele hat die meinige innerlich berührt, hat sie beruhigt, hat ihr Vertrauen eingeflößt, hat sie zum Glauben stark gemacht. So muß unser Geist sich berühren mit dem Geist des lebendigen Gottes, d. h. mit Gott selbst.

Es scheint das freilich etwas Ungeheures zu sein, zu vertrauen, daß der Gott, welcher sich jeglichem Versuch, ihn zu begreifen, entzieht, für mich ein Herz habe. Aber gerade dieses Grandiose, dieses scheinbar Unmögliche reizt und weckt den Glauben. Er lebt von Kühnheiten; alles Mechanische schwächt, alles Ängstliche tötet ihn. Aber das freie selbständige Vordringen in unbegriffene Welten, das ist sein Element; der heilige Trotz ist seine Stärke. Und darum lasse dich nicht beengen durch die Grenzen von Raum und Zeit; jenseits dieser Grenzen liegt des Glaubens Reich, Fleisch und Blut erben das Reich Gottes nicht, Sinnenfälliges ist für den Glauben wertlos, Buchstäbliches ist sein Tod.

Dieser Glaube allein wirkt den Bekennermut. Der Herr Jesus sagt: Wer mich bekennet vor den Menschen, den werde auch ich bekennen vor den Engeln Gottes. Dieses

Bekennen Jesu vor den Menschen besteht wahrhaftig nicht darin, daß wir diese oder jene Lehre über ihn andern gegenüber vertreten, oder daß wir auf irgendeine Eigenschaft Jesu lobend den Finger legen und sagen: Das gefällt mir an ihm. Nein, Geliebte, in seine Fußtapfen treten, sein Leben leben, seine Gedanken denken, in seinem Glauben erstarken, mit seiner Willenskraft sich entschließen, mit ihm in die Hände des lebendigen Gottes sich legen, das heißt Jesum bekennen vor den Menschen.

Ach, es plappern ihr Bekenntnis so viele mit den Lippen, und doch verleugnen sie Jesum in ihrem Leben. Sie sind wie der Schalksknecht im Gleichnisse, sie können ihren Mitmenschen nicht vergeben, obwohl sie viel, unendlich viel Vergebung und Freundlichkeit von ihrem Gott empfangen haben; sie verleugnen Jesum. Wie der Priester und Levit gehen sie kalt und stolz an den Ärmsten vorüber, die ausgezogen und zerschlagen am Wege liegen; sie verleugnen Jesum. Gleich dem Pharisäer im Tempel, der seine Mitmenschen verachtet und sich über den Zöllner erhebt, verleugnen sie Jesum. Sie bauen ihre Scheunen groß, sammeln geizig all ihr Gut hinein, sagen zu ihrer Seele: iß, trink und sei guten Mutes; sie verleugnen Jesum.

Und wollt ihr's noch deutlicher hören, wer Jesum verleugnet, so denkt an seine Jünger in der Leidensnacht. Solange die Sonne schien, waren sie gern mit ihm gegangen und hatten ihn mit dem Munde bekannt, aber als der Sturm losbrach, haben sie Jesum verleugnet mit der Tat. Und wie viele unter uns machen es in ihren Leidensnächten ganz ebenso. Da können sie sich nicht mehr zusammenraffen, ihr Glaubenslämpchen ist ausgeblasen, weil es von Anfang an so dürftig brannte; sie fliehen vor ihren eigenen Sorgen und fürchten sich vor ihrer Pflicht, kurzum: im Leiden geht ihnen alles verloren, was sie in glücklichen Tagen zu besitzen meinten. Sie verleugnen Jesum, denn

ihr Bekenntnis zu ihm hatte in nichts anderem bestanden als darin, daß sie sagten: Herr, Herr! Darum, ihr Lieben, nehmt es ernst mit dem Bekennen Jesu Christi, findet euch nicht ab mit hergebrachten Worten, sondern bekennt Jesum mit eurem Leben und Streben, mit eurem Leiden und Sterben. Dann steigen die starken Engel Gottes zu euch nieder, und Jesus selber legt eure Hand in Engelshände; dann werdet ihr inne, daß man in solcher Gemeinschaft alles vermag, und es wird euch ein Glaube geboren, der Berge versetzt.

Und nun noch eins. Jesus warnt vor der Lästerung. Es ist ein merkwürdiger Ausspruch: Wer da redet ein Wort wider des Menschen Sohn, dem soll es vergeben werden; wer aber lästert den heiligen Geist, dem soll es nicht vergeben werden. Versuchen wir, das Wort geschichtlich zu verstehen. Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, die haben geredet wider des Menschen Sohn. Vom Anfang des Christentums an hat Jesus den Widerspruch der Menschen herausgefordert, ist vielen ein Stein des Anstoßes geworden. Jüdische und heidnische Gegner haben wider diesen Menschensohn alles Erdenkliche herbeigebracht und geschrieben. Später kamen Zeiten, wo in der Christenheit selbst das Spotten über das Heilige vornehm geworden war. Auch da hat man viel geredet wider des Menschen Sohn. Und heute? Manche haben jede Verbindung mit ihm abgebrochen; seit der Schulzeit haben sie nichts mehr über ihn gehört oder gelesen. Entweder leugnen sie seine Existenz, erklären seine ganze Lebensgeschichte für eine Sage, oder sie greifen seinen Charakter an. Kurzum, sie reden wider des Menschen Sohn.

Seht, Geliebte, für alle diese Gegner Jesu tritt das Wort ein: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Wenn sie ihn besser kennten, dann würden sie auch anders von ihm denken und reden. Wir sind weit entfernt,

uns über sie zu entrüsten; nur Fanatiker können Gegner verdammen, weil sie Gegner sind. Ich glaube, daß es auch unter euch manche gibt, die nicht mit allem einverstanden sind, was sie in der Jugend gelehrt wurden und was man kirchliche Überlieferung nennt. Die einen nehmen Anstoß an den Wundergeschichten des Neuen Testaments, andere wollen von außergewöhnlichen Offenbarungen nichts hören, noch andere achten allerlei Gebräuche gering, welche die Kirche hochhält. Soweit dies alles aus der Wahrheit kommt, soweit es aus ehrlicher Überzeugung ohne niedrige Nebenabsichten erwächst, darf euch niemand daraus einen Vorwurf machen. Das ist keine Lästerung, sondern eine abweichende selbständige Meinung. Und Meinungen müssen eben durchgearbeitet werden; dann wird es sich zeigen, ob sie auf die Dauer bei euch bestehen, oder ob sie sich auf Grund neuer Erfahrungen ändern.

Aber, Geliebte, wenn einer ungehorsam ist dem göttlichen Triebe, der in ihm lebendig ward; wenn einer die Finsternis hegt und hat doch das Licht in seiner ganzen Schönheit schon gesehen; wenn einer aus Heuchelei die Unwahrheit sagt, aus Menschenfurcht sich anders zeigt, als er ist, und kleingläubig seine Ideale dem Gegner preisgibt: dann tut er die Sünde wider den heiligen Geist. Das ist eine Verletzung des Gewissens; die kann der Natur der Sache nach nicht vergeben werden.

Die Vergebung ist kein juristischer Akt. Es ist nicht so, als ob deine Sünden gebucht würden bis zu einem bestimmten Termin, an dem die Verhandlung beginnt und untersucht wird, ob du schuldig oder unschuldig bist und darnach Freisprechung oder Verurteilung erfolgt. Nein! So müssen es die menschlichen Richter machen, sie können nicht anders. Aber der im Menschen wohnende ewige Richter vergibt und behält die Schuld auf eine ganz andere Weise. In dem Augenblicke, wo du deine Sünde bereust,

ist sie dir vergeben. Die Reue ist das Verdammungsurteil über deine Sünde, welches du im Namen Gottes persönlich fällst, ein befreiender Richterspruch, der dir innerlich feststeht, den du dir von keinem andern brauchst bestätigen zu lassen.

Wenn nun aber der Mensch die Reuelosigkeit zu seinem Lebensgesetz gemacht hat, wenn er bei seiner Bosheit mit ganzer Energie und mit klarem Bewußtsein verharrt, dann ist die Loslösung vom Bösen und die Aussöhnung mit dem Guten zur inneren Unmöglichkeit geworden, dann kann von einer Vergebung nicht mehr die Rede sein.

Darum lästert den Geist Gottes nicht, der in euch lebendig geworden ist, dämpft ihn auch nicht, sondern laßt ihn sich in euch auswirken, damit er euch Lehrer und Tröster, Licht und Kraft wird auf eurem Lebenswege. Betrübt den Geist nicht durch eure Schwachheit, euren Kleinmut, euren Ungehorsam, sondern merkt auf seine Antriebe, stellt euch ihm zur Verfügung mit eurem ganzen Wollen. Wenn das Licht, das in euch ist, Finsternis würde, wie groß würde dann die Finsternis sein! Es ist schon Finsternis genug im Menschen: allerlei niedrige Leidenschaften, Falschheit und Tücke. Darum hütet die Gottesfackel, die deutliche Regung des Geistes, hütet euer Gewissen als euer höchstes Heiligtum. Wohl den Menschen, die auf die Macht des Geistes vertrauen!

Vier Rufe zur Freiheit hat Jesus erschallen lassen. Hat einer in deinem Herzen ein Echo gefunden? Verlässest du dieses Gotteshaus freier, als du es vor einer Stunde betratest? Der Geist Jesu verhelfe dir zu einer fröhlichen Antwort auf die ernste Frage! Amen!



Allerlei Nachfolger Jesu.

Luk. 9, 46—62.

Es kam auch ein Gedanke unter sie, welcher unter ihnen der Größeste wäre. Da aber Jesus den Gedanken ihres Herzens sah, ergriff er ein Kind und stellte es neben sich und sprach zu ihnen: Wer dies Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat. Welcher aber der Kleinste ist unter euch allen, der wird groß sein. Da antwortete Johannes und sprach: Meister, wir sahen einen, der trieb die Teufel aus in deinem Namen, und wir wehrten ihm, denn er folgte dir nicht mit uns. Und Jesus sprach zu ihnen: Wehret ihm nicht, denn wer nicht wider uns ist, der ist für uns. Es begab sich aber, da die Zeit erfüllet war, daß er sollte von hinnen genommen werden, wandte er sein Angesicht, stracks gen Jerusalem zu wandeln. Und er sandte Boten vor sich hin; die gingen und kamen in einen Markt der Samariter, daß sie ihm Herberge bestellten. Sie nahmen ihn aber nicht an darum, daß er sein Angesicht gewendet hatte, zu wandeln gen Jerusalem. Als das seine Jünger Jakobus und Johannes sahen, sprachen sie: Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre sie, wie Elias tat? Jesus aber wandte sich und bedrohte sie und sprach: Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten. Und sie gingen in einen anderen Markt. Es begab sich aber, da sie auf dem Wege waren, sprach einer zu ihm: Ich will dir folgen, wo du hingehst. Und Jesus sprach zu ihm: Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege. Und er sprach zu einem andern: Folge mir nach. Der aber sprach: Herr, erlaube mir, daß ich zuvor hingehe und meinen Vater begrabe. Aber Jesus sprach zu ihm: Laß die Toten ihre Toten begraben; gehe du aber hin und verkündige das Reich Gottes. Und ein Dritter sprach: Herr, ich will dir nachfolgen; aber erlaube mir zuvor, daß ich einen Abschied mache mit denen, die in meinem Hause sind. Jesus aber sprach zu ihm: Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.

Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es erhalten. Mit diesem ernsten gewaltigen Wort hat Jesus das Opfer als das große Grundgesetz seiner Nachfolge hingestellt. Im Opfer gipfelt das ganze Christentum, der christliche Glaube und das christliche Leben. Alle Religionen kennen Opfer. Auch das Judentum hatte sie. Jesus aber hat sich nie daran beteiligt, hat niemals ein Opfer nach der Weise seines Volkes gebracht. Warum nicht? Weil er einen Unterschied gemacht hat zwischen unpersönlichem und persönlichem Opfer, zwischen dem Opfern von Dingen, die außer mir liegen, und einem Opfern meiner selbst, meiner ganzen Persönlichkeit im Dienst der Sache Gottes. Jesus hat das letztere Opfer gebracht, darum konnte er das erstere nicht mehr bringen. Und wer in Jesu Nachfolge sich zum persönlichen Opfer stark genug fühlt, dem fällt jedes unpersönliche Opfer als ein Tand und Schein von selbst fort. Seht, Geliebte, so hat Jesus den Altar umgestoßen und den Tempel gestürzt, und an die Stelle beider hat er das Kreuz gesetzt, — das Kreuz, das wahrhafte Zeichen der Nachfolge Jesu, das große, tiefsinnige, so schwer zur Wahrheit zu machende Symbol des Christentums.

Jesus stand vor einer Wahl: entweder den Altar und dazu die Lüge, den inneren Zwiespalt mit sich selbst, — oder aber das Kreuz und dazu die Wahrheit, die innere Übereinstimmung mit sich selbst. Er hat das letztere gewählt. So hat er sein Leben erhalten, indem er es verlor. Seitdem lebt und wächst er in der Menschheit und wird wachsen, solange es noch Seelen gibt, die fähig sind, sich mit ihm auf die Bahn des Opfers zu begeben. Das ist freilich keine leichte Bahn. Die Pforte ist enge und der Weg ist schmal, der zu diesem großen Opferdienst führt, und darum sind es verhältnismäßig nur wenige, die ihn wirklich finden. Unter den Millionen Nachfolgern Jesu sind viele, viele Tausende nur

Nachplapperer Jesu; denn die wahre Nachfolge beweist sich dadurch, daß man mit ihm das Opfer der eignen Person bringen kann. Darauf weist uns der heutige Text hin. Er zeigt uns verschiedene halbe und falsche Nachfolger Jesu, damit wir daraus die ganze und rechte Nachfolge kennen lernen mögen. Es sind viererlei Leute, von denen unser Text redet:

1. die Hoffärtigen,
2. die Unduldsamen,
3. die Rachgierigen und
4. die Unentschlossenen.

Es ist unter den Jüngern die Frage aufgetaucht, wer von ihnen der Größte wäre. Diese Frage liegt nicht fern, wir haben sie auch sehr häufig schon getan, sei es, daß wir uns mit anderen in irgendeinem Streit befinden und nun gar zu gern unsere eigene Persönlichkeit auf Kosten des Gegners in die Höhe schieben, oder sei es, daß wir uns ganz still vor uns selber bespiegeln; dann erscheinen wir uns so gut und lieb und groß, größer als alle übrigen um uns her. Jesus merkt diese Gedanken. Er nimmt ein Kind, stellt es neben sich und sagt: Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat, und wer der Kleinste sein kann, der ist der wahrhaft Große.

Jesus will mit dem Hinweis auf das Kind hier nicht, wie an einer anderen Stelle, sagen, daß wir selbst so werden sollen wie die Kinder, -- das ist an sich auch richtig, hier aber zielt sein Gedanke nach einer anderen Richtung hin. Ein Kind aufnehmen in Jesu Namen, das heißt sich selbst zum Opfer bringen für das Kleine und Schwache in dieser Welt. Ihr, die ihr Kinder euer eigen nennt, geht ja jeden Tag in diese Schule. Ihr müßt sie immer wieder aufnehmen, von den Kleinen bis zu den Großen, die Kleinen mit ihren kleinen Sorgen, Gebrechen und Irrtümern, die Großen mit ihren ernsteren Fehlern und Mängeln. Immer von neuem

müssen die Elternarme weit ausgebreitet sein und die Elternherzen weit aufgetan bleiben, damit wir unsere Kinder an uns heranziehen in Jesu Namen, in dem Geiste, der tragen, verstehen und bilden kann. Kinder an Charakter, Verständnis und sittlicher Kraft haben wir aber allezeit um uns, auch wenn sie nicht unser Fleisch und Blut, auch wenn sie nicht mehr jung an Jahren sind, und so hört auch die Pflicht und Gelegenheit, sie aufzunehmen in den Kreis unserer Fürsorge, nimmer auf.

Seht, Geliebte, wer darin Meister geworden ist, der wird vor sich selbst nicht mehr bewundernd stehen bleiben, dem wird es fernliegen, sich mit andern zu messen, ob er größer oder kleiner sei, denn sie. Dem vergehen alle Gedanken einseitiger Selbstverherrlichung, denn er hat ein Arbeitsfeld, eine Lebensaufgabe gefunden, deren Lösung ihn vollständig in Anspruch nimmt. Wie der Müßiggang so oft der Laster Anfang ist, so kommen auch am leichtesten diejenigen Menschen auf hoffärtige Gedanken, welche keine Opferpflichten zu erfüllen haben. Wer aber in ernster Mühe der Selbstverleugnung Tag für Tag das Kreuz der opfermutigen Liebe auf sich nimmt, der wird immer kleiner im eigenen Bewußtsein und darum immer größer an dem Maßstab der ewigen Gerechtigkeit und ewigen Liebe. Er tritt Gott näher und näher. So weist der Herr Jesus die Hoffart zurück, nicht mit einer Strafrede gegen dieselbe, sondern mit einem praktischen Gleichnis und Beispiel des Sinnes, der allen Stolz und alle Eigenliebe durch das Tun des göttlichen Willens und das Aufnehmen Gottes selbst tatsächlich überwindet. Auch da erkennen wir ihn wieder als den rechten Lehrmeister brauchbarer Weisheit und vernünftigen Gottesdienstes.

Unmittelbar darauf ereignet sich etwas anderes. Johannes tritt zu Jesus und sagt: Wir sahen einen Menschen, der trieb Teufel aus in deinem Namen, und wir wehrten ihm, denn er folgte dir nicht mit uns, er gehört nicht zu

unserem engeren Kreis. Jesus aber antwortet: Wehret ihm nicht, denn wer nicht wider mich ist, der ist für mich. Gegen dieses Wort Jesu haben die christlichen Kirchen nur allzuhäufig gesündigt. In der katholischen Kirche ist die Ausschließlichkeit, die Unduldsamkeit geradezu Prinzip des kirchlichen Lebens geworden. Wir dürfen es einem strengen, ernsten Katholiken gar nicht übelnehmen, wenn er unduldsam ist. Er darf nicht anders sein. Soweit er duldsam wird, entfernt er sich von dem Grundsatz der Ausschließlichkeit, den seine Kirche lebhaft und nachdrücklich vertritt. Diese Kirche betrachtet nur diejenigen als wahre Christen, welche mit ihr dem Herrn Jesus folgen; wenn aber andere in Jesu Namen Teufel austreiben, wenn andere in Jesu Geist die Besserung der Welt und die Erlösung der Seelen in die Hand nehmen, dann mögen sie die allerschönsten Erfolge haben, — die katholische Kirche bleibt doch auf dem Standpunkt des Johannes stehen, sie wehrt ab, sie verweigert die Anerkennung gleichen Wertes und ruft: Ihr folgt dem Herrn Jesus nicht mit uns.

Auch in unserer evangelischen Kirche gab und gibt es solche ausschließende Gelüste, solche konfessionelle Engherzigkeit. Sie nimmt sich aber neben der katholischen recht eigentümlich, ja oft geradezu komisch aus. Man mag immerhin eine gewisse Achtung haben vor einem in großem Stile durchgeführten Prinzip, wie es in der päpstlichen Unfehlbarkeit seine folgerichtige Ausgestaltung gefunden hat. Wenn aber die evangelische Kirche, die Tochter der Gewissensfreiheit, das Patenkind der freien Forschung, wenn diese hochgeborene Jungfrau sich zur Sklavin des Buchstabens herabwürdigt und durch kleinliche Tyrannei den Mangel an machtvoller Schwungkraft des Geistes zu ersetzen sucht, dann verdient sie die Ohnmacht, welcher sie überall da anheimgefallen ist, wo man um eines Papieres willen auseinanderriß, was dem Geiste nach zusammengehört. Als Luther auf dem Schlosse zu Marburg dem Zwingli die Hand der Gemeinschaft weigerte, weil die

beiden sich über die Auslegung der Abendmahlsworte nicht einigen konnten, da war er nicht mehr der Luther von Wittenberg und Worms, da hatte er sich in die Anschauung des Johannes verirrt, die Jesus im heutigen Texte verurteilt. Da stellte er die Lehre über den Glauben und kehrte in die Knechtschaft zurück, deren Ketten er selbst so kühn und glaubensfroh zerrissen hatte. Unseliger Zwiespalt war die Folge dieses verhängnisvollen Irrtums, und noch heute krankt unsere evangelische Kirche an den Nachwehen jener zweihundertjährigen Streitigkeiten über das Bekenntnis. Ja, manche ihrer Glieder können sich noch immer nicht dazu entschließen, Ernst zu machen mit dem Worte Jesu: Wer nicht wider mich ist, der ist für mich.

Ich meine, dieser aufgehobene Warnungsfinger unseres Herrn wäre doch deutlich genug und zeigte uns die Wege, die das Reich Gottes auf Erden gehen will. Teufel austreiben in Jesu Namen, die Menschen gesund machen von den bösen Geistern des Kleinglaubens, der Selbstsucht und der Zügellosigkeit durch den guten Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht, — das ist sein Programm. Wer solches vermag, gehört zu Jesu Jüngerschaft, der ist ein Christ, und niemand auf der weiten Welt kann ihm diese Würde und diesen Namen abstreiten. Und wiederum, wenn du an das Werk der Erlösung die Hand noch nicht gelegt hast, dann magst du den Namen Jesu noch so oft im Munde führen, magst noch so eifrig zu den Engen und Engsten dich halten, du gehörst doch nicht zum Leibe Jesu, mein Lieber; denn wer Jesu Geist und Jesu Kraft nicht hat, der ist nicht sein. Hüten wir uns also, das Reich Gottes zuzuschließen vor den Menschen! Wir sind dann ja selbst nicht darin. Tun wir vielmehr seine Tore weit, weit auf, sintemal es Raum bietet für jeden, der aus der Wahrheit ist! Sehen wir zuerst den Menschen und sein Leben an und erkennen wir den Baum an seinen Früchten! Dann dürfen wir sicher sein, das Reich

Gottes besser und gründlicher zu bauen als alle diejenigen, die da Herr! Herr! sagen, aber den Willen des Vaters tun sie nicht.

Neben den Unduldsamen stehen im Text die Nachgierigen. Jesus begibt sich auf den Weg nach Jerusalem und muß durch Samaria reisen. Da kam er in einen Markt der Samariter und schickte Jünger voraus, die ihm Herberge bestellen sollten. Aber die Samariter nahmen ihn nicht an, denn sie hörten, er wolle nach Jerusalem gehen. Da können wir nur sagen: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Nun kommen aber Jakobus und Johannes und sprechen zu Jesu: Herr, willst du, so wollen wir bitten, daß Feuer vom Himmel herabfalle und verzehre sie, so wie einst Elias getan hat. Es ist gewiß anzuerkennen, daß der Eifer der beiden Jünger aufrichtig ist. Sie lieben ihren Herrn und empfinden die Zurückweisung, die ihm angetan ward, als einen Schlag auch in ihr Gesicht. Aber, Geliebte, mit welchem Eifer sie sich auch für Jesum bemühen, es ist doch ein blinder Eifer, es ist Nachgier. Jesus muß ihnen erwidern: Wisset ihr denn nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Seid ihr denn Jünger des Elias oder seid ihr Jünger Jesu?

Im jüdischen Volke war die Meinung verbreitet, der Messias müsse ein zweiter Elias sein, und so sollte auch Jesu Wirksamkeit derjenigen des altberühmten Propheten entsprechen. Aber Jesus hat diesen Vergleich zurückgewiesen. Er schob die Rolle des Elias Johannes dem Täufer zu. Er selbst will überhaupt kein Zweiter, sondern ein Erster, d. h. ein Original sein, nicht die Kopie eines alten Propheten. Er will das sein, was er ist, und will auch heute noch verstanden werden aus seiner eigenen Persönlichkeit und Wirksamkeit heraus. Es gibt in der Tat kaum einen größeren Gegensatz als den Geist des Elias und den Geist Jesu Christi. Der Geist des Elias war der Nachegeist, der Geist der Vernichtung, der Geist,

welcher zur größeren Ehre Gottes 500 Baalspriester an Einem Tage schlachten konnte und glaubte, er habe damit Gott einen Dienst getan. Wie furchtbar hat dieser Geist in vergangenen Zeiten gewütet! Die Geschichte der Inquisition, die Geschichte der Scheiterhaufen, katholischer wie protestantischer, die Geschichte der Religionskriege, das sind die finsteren Spuren, welche der Geist des Elias in der christlichen Kirche zurückgelassen hat.

Gott sei Dank, daß wir uns zu Jesus flüchten dürfen, daß wir wissen, in seinem Herzen lebt ein anderer Geist, er fühlt sich nicht berufen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu retten, zu erhalten; nicht zu richten, vor allen Dingen nicht in Glaubenssachen zu richten, sondern wachsen zu lassen, den Boden zu graben und zu düngen, Lebenslicht und Lebensluft zu spenden, den Verlorenen nachzugehen, die Irrenden zurechtzuführen, die Selbständigen zu achten und jedes redliche Streben, jedes mutige Ringen um die höchsten Güter mit begeisternder Anerkennung zu beflügeln. Seht, Geliebte, das ist der Geist unseres Herrn Jesu Christi. Er allein adelt den Menschen zum Kinde Gottes, er überwindet die Bestie in uns und läßt das schöne Licht der Menschlichkeit aus unsern Augen leuchten; und darum wollen wir Gott bitten, daß er in unsern Herzen alle Rachgier vertilge und uns Leben schenke aus dem Worte des Apostels: Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.

Nur an Jesu Geist und Wesen
Wird einmal die Welt genesen.

Nur durch die heilige Gewalt der Liebe wird das Übel dieser Welt überwunden werden. Darum hinweg mit dem Geist des Elias! Fort mit ihm auch aus allen öffentlichen Angelegenheiten, vor allen Dingen aus den Angelegenheiten unserer Kirche und Religion. Dahin gehört er nicht, und wer auch immer diesem Geiste huldigen will, dem treten wir

kühn entgegen und fragen ihn: Willst du ein Christ sein? Weißt du nicht, welches Geistes Kind du bist? Menschensöhne sind nicht berufen, Menschenseelen zu verderben, sondern zu erhalten.

Und nun geht Jesus in einen anderen Markt, — der Geduldige, der immer sich selbst Gleiche, der Sonnenheld, der durch die Gewalt seiner Freundlichkeit siegt. Er geht weiter in einen andern Markt, und an diese Wanderung knüpft der Evangelist die Schilderung von drei interessanten Charakteren solcher, welche dem Herrn Jesus nachfolgen wollen.

Zuerst kommt einer des Weges und erklärt seine Bereitwilligkeit, mit Jesu zu gehen. Aber Jesus warnt ihn: Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; bei mir findest du nichts derart; des Menschen Sohn hat nicht, wohin er sein Haupt legen kann. Ja, das sind die Geistesmenschen, die Ruhelosen, welche in der Welt der Sinne keine Heimat finden, die alles Ihrige in sich tragen, von einem Kampfe zum anderen schreiten möchten und nie zufrieden sind mit dem, was ihnen gelungen ist. Das sind die Leute, welche ununterbrochen arbeiten an ihrer eigenen Heiligung, welche die Wahrheit stets tiefer zu erforschen trachten, welche aus der vorhandenen Welt heraus eine bessere gestalten möchten. Es sind die Jesusbrüder, die Paulusnaturen, erfüllt von unwiderstehlichem Triebe göttlicher Arbeit und göttlichen Strebens; es sind die eigentlich erlösten Menschen in der Nachfolge Christi.

Möchtest du ihnen nicht gleichen? Bedenke aber wohl: Es ist kein Kinderspiel, die Hand nach ihrer Krone auszustrecken, denn diese Krone ist der Märtyrerkranz voll Dornen. Der Durchschnittsmensch liebt das Bequeme und die Bequemen mehr als den Kampf und die Kämpfer. Manche meinen sogar, Ruhe sei die erste Bürgerpflicht. Und doch sehnt sich Jesus gerade nach den Ruhelosen, doch läßt er heute sein Heldenauge auch auf dir ruhen und fragt: Was

bist du denn eigentlich? Bist du ein Gewohnheitsmensch, ein Abklatsch, anderen nachgezeichnet? oder bist du ein Charakter, trägst du in dir einen Funken heiligen Feuers, der dich nicht ruhen und rasten läßt, sondern dich vorwärts treibt an Gottes Herz und in Gottes Arme hinein? O, laß den Füchsen ihre Gruben und den Vögeln ihre Nester, du aber nimm den Wanderstab. Auf den Bergen ist Freiheit. Noch hast du ihren Gipfel nicht erreicht.

Einen andern ruft Jesus selbst und spricht zu ihm: Folge mir nach. Der antwortet: Erst muß ich hingehen und meinen Vater begraben. Aber Jesus weist die Ausrede schroff zurück und sagt: Laß die Toten ihre Toten begraben, du aber verkündige das Reich Gottes. Selbstverständlich ist hier nicht die Rede von einem wirklich verstorbenen Vater, der noch unbeerdigt im Sarge läge, sondern das ganze Gespräch ist ein Gleichnis. Es erklärt sich am besten an der Gestalt des Apostels Paulus, die zugleich als Vorbild für viele tausend ähnlich denkende Menschen der apostolischen Zeit gelten mag. Wer ist denn für Paulus der verstorbene Vater gewesen? Es waren die väterlichen Satzungen des jüdischen Gesetzes. Mit ihnen hatte Paulus seit dem Tage von Damaskus gebrochen. Nun kamen aber die ängstlichen Judenchristen. Sie verstanden diesen kühnen Geist nicht, sie konnten seinem Flug nicht folgen, wollten von dem jüdischen Gesetze retten, was sich retten ließ, und dem, was unrettbar verloren schien, wollten sie wenigstens ein anständiges Begräbnis bereiten. Diesen ängstlichen Gesetzesfreunden ruft nun der Evangelist in Pauli Sinn und Jesu Geist das Wort zu: Laßt die Toten ihre Toten begraben; aber wendet ihr euch den Lebenden zu.

Dieser Ruf gilt für alle Zeiten. Was einmal abgestorben ist, das laß bei Seite liegen; wolle nicht künstlich erhalten, was nicht mehr lebensfähig ist; pflege nicht Mumien, sondern verkünde das Reich Gottes. Das Reich Gottes ist

kein Archiv, worin man alte Sachen aufspeichert, bis die Motten sie fressen und der Staub sie vernichtet. Nein, das Reich Gottes ist Leben und Sonnenschein, das Reich Gottes lebt und kann nur leben in der wirklichen Welt, in der Menschheit mit ihren tausendfältigen Bedürfnissen. Wer diesen Bedürfnissen nicht entgegenkommen kann, wer den mahnenden Pulsschlag seiner Zeit nicht versteht, der lasse davon ab, das Reich Gottes zu verkündigen; der mag hingehen und seine Toten begraben, weil er ja selber tot ist. Ein Mensch aber, in dessen Seele das Feuer des Jesusgeistes entbrannt ist, der hängt sein Herz nicht an das, was ins Grab gehört, sondern er bedient sich in der Kraft des Glaubens der Lebensmächte, welche die Bürgschaft einer gesegneten Zukunft in sich tragen. Ihnen stellt er sich selbstlos zu Diensten, mit ihnen arbeitet er, damit Gottes Herrschaft in der Menschheit wachse und erstarke.

Der dritte Mitläufer endlich möchte ähnlich wie der erste dem Herrn Jesus gar gern folgen, aber erst will er einen Abschied machen mit denen, die in seinem Hause sind. Zu dem sagt Jesus: Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes. Jesus hatte keinen Abschied gemacht mit denen, die in seinem Hause waren. Das Herz mag ihm bei der Trennung von der Familie schwer genug gewesen sein, als er sah, wie wenig seine Mutter und seine Brüder ihn verstanden, wie sie ihn für irrsinnig erklärten, als er den Weg betrat, auf welchen sein Gewissen ihn trieb. Aber er hatte ein in seinem Gott geklärtes und gefestigtes Herz. Darum hat er auch die Tränen der Mutter und die Anfeindung der Brüder tragen können. Das gehörte für ihn schon mit zu dem Kreuz, welches er auf sich nahm. Er mußte ein Blatt aus seinem Lebensbuche herausreißen, um ein wertvolleres dafür einzufügen. Er hat keinen Abschied gemacht. Vorwärts war seine Losung, vorwärts ging sein Schritt; mit fester Hand ergriff er den

Pflug, den Blick auf die Furche gerichtet, die er ziehen sollte. Und siehe da, er war geschickt zum Reiche Gottes. Auf dem stets weiter sich dehnenden Ackerfelde seines Geistes reifen seit 1900 Jahren die Früchte dieses Geistes.

Auch wir, Geliebte, dürfen keinen Abschied machen mit denen, die in unserm Hause sind, wenn es gilt, eine höhere Pflicht zu erfüllen. Ich weiß sehr wohl, daß das unendlich schwer ist. Ich weiß, wie fest, wie innig die Familienbande den Menschen umschlingen und umschlingen sollen. Aber ich weiß auch, daß es nicht die letzten Bande sind, daß es noch heiligere gibt, denn wir gehören als Jesu Jünger in Jesu große Völkerfamilie, wir gehören der Menschheit. Ihr weihe dich, du Gotteskind, ihr diene, du Jesusfreund! Dann fließt die göttliche Weihe heiligen Opfersinnes als ein Strom lebendigen Wassers von deiner Person auch in die innigsten und süßesten Verhältnisse deines Familienlebens hinein, und wo andere sich einspinnen in unfruchtbaren Stubenegoismus, wirst du ein Priester deines Hauses werden, welcher, von Armen der Liebe gestützt, seine Hände segnend ausbreiten kann auch über das fernste Menschenkind.

Ja, wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes. Wer da meint, er könne in seinem Leben auskommen mit Kompromissen, mit einem Paktieren zwischen gut und schlecht, zwischen Liebe und Gleichgültigkeit, der soll nur ruhig die Hand vom Pfluge lassen, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes. Wenn wir auf einen elektrischen Wagen steigen, vorn auf den Vorderflur, dann lesen wir oben an der Decke die Weisung, daß der Wagenführer mit niemand sprechen darf. Warum nicht? Der Wagenführer hat seine Hand an den Pflug gelegt, und wehe ihm, wenn er rückwärts schauen, wenn er sich unterhalten und plaudern wollte mit denen, die um ihn herumstehen. In jedem Augenblick hängt von seiner Aufmerksamkeit, von seiner Treue das Wohl vieler

Menschen ab. Ich meine, Geliebte, gerade so ist es uns zumute, wenn wir unser Leben ernst nehmen. Da stehen wir auf dem schnell dahinsausenden Lebenswagen, und wie gefährlich für dich und deine Brüder, wenn du das Steuer auch nur für kurze Zeit aus der Hand lassen, wenn du dich hingeben wolltest an die Bequemlichkeit und das Behagen deiner sinnlichen Natur! Der Wagen rollt weiter und zermalmt unter seinen Rädern gerade diejenigen, denen du Führer und Freund, Erzieher und Versorger sein solltest. Nein! Menschen des Geistes, Menschen der Pflicht, welche freudigen und klaren Blicks vorwärtsschauen und ihren Lebenswagen energisch durch des Daseins Wirrsale hindurch zu lenken suchen, alles im Vertrauen auf den Gott, welcher den Treuen ein Getreuer ist, — die passen in Jesu Nachfolge, das sind die Zeugen seiner Kraft und Herrlichkeit. Wohl dir, wenn noch etwas zu schaffen vor dir liegt, und wäre es auch weiter nichts als ein geduldiges Tragen des Unabänderlichen, ein stilles Hinnehmen des Kreuzes, das dein Gott dir bestimmt hat. Glücklich bist du zu preisen, viel glücklicher als die, denen keine Nüsse zu knacken mehr gegeben sind. Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.

So bleibe denn auch unsere Losung: vorwärts und immer wieder vorwärts! Vorwärts mit uns selber, vorwärts mit denen, die Gott uns anvertraut hat, vorwärts mit der Menschheit in die Nachfolge Jesu hinein unter dem ewig gültigen Gesetz: Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, wer aber sein Leben verliert um Jesu willen, um der Menschheit willen, um der Liebe und Treue willen, der wird es erhalten. Amen!



Der Glaube Jesu.

Mark. 11, 22 und 23.

Habt Glauben an Gott. Wahrlich, ich sage euch, wer zu diesem Berge spräche: Hebe dich weg und wirf dich ins Meer, und zweifelte nicht in seinem Herzen, sondern glaubte, daß es geschehen würde, was er sagt, so wird es ihm geschehen, was er sagt.

Es ist ein kühnes Wort, welches Jesus hier von der Kraft des Glaubens spricht: Der Glaube versetzt Berge. Ich bin durch die Berge gewandert, und in der Erinnerung stehen sie vor mir mächtig und groß. Wie klein ist ihnen gegenüber der Mensch! Wie muß er alle seine Kräfte zusammennehmen, um auf ihre Gipfel emporzusteigen! Und wenn er dann hineinblickt in die gewaltigen Schluchten und düsteren Abgründe und sieht die Felswände aus der Tiefe ragen, das massive Gestein in seiner schroffen Unnahbarkeit, dann bekommt er einen tiefen Eindruck ewiger Dauer. Tatsächlich ist zwar diese ganze großartige Gebirgswelt in einer langsamen Zerbröckelung begriffen, hier und da reißt sogar ein gewaltiger Sturz oder Abrutsch ungeheure Massen von Felsen in die Tiefe, aber in der kurzen Spanne Zeit, die wir überblicken können, merken wir diese Selbstzerstörung nicht, und in ihrer unantastbaren Größe thronen sie trotzig von Jahrhundert zu Jahrhundert als die unerschütterlichen Zeugen des Festen, des Dauernden, des Ewigen.

Und doch gibt es eine Kraft, welche auch die Berge zu versetzen vermag, das ist der Glaube. Natürlich nicht Berge, die irgendwo in den Alpen stehen, sondern solche, die in unserem eigenen Leben sich vor uns auftürmen, die Widerstände des Schicksals, die Dinge, deren wir mit unseren

sonstigen Kräften nicht Herr zu werden vermögen. Diese Berge versetzt der Glaube. Ihr wißt, daß dieser Glaube nicht irgendwo in der Luft schwebt, daß er kein von den Theologen konstruierter Begriff, sondern daß er Wahrheit und Tat geworden ist in geistesmächtigen Persönlichkeiten, vor allen andern aber in der Person Jesu, unseres Herrn und Meisters. Jesus lebt von diesem Glauben, Jesus hat in dieses Glaubens Kraft den gewaltigen Berg der Selbstsucht versetzt, der auf der Menschheit mit schier unerträglicher Schwere lastete, hat ihn in das Meer seiner Liebe hineinversenkt und hat Bahn und Gasse gemacht für die freiesten Gedanken und edelsten Empfindungen, welche die Menschheit zu bewegen vermögen. Darum wollen wir in dieser Morgenstunde von dem Glauben Jesu miteinander reden. Dieser Glaube Jesu ist doppelter Art, er ist,

1. ein Glaube an Gott und
2. ein Glaube an die Menschen.

Man macht sich vielfach von dem inneren Leben Jesu eine falsche Vorstellung. Man meint, Jesus hätte sein religiöses Leben, seinen Glauben als etwas Fertiges und Abgeschlossenes in sich getragen, hätte ihn gleichsam als religiöses Temperament mit auf die Welt gebracht. Oder es sei dieses Glaubensleben in dem Knaben aufgeleuchtet, als er im Tempel zu den Füßen der jüdischen Lehrer saß; vielleicht sei es ihm auch auf wunderbare Weise vermittelt worden in jenem Augenblick, als er in den Jordan stieg und von Johannes die Taufe empfing. Geliebte, wenn dem so wäre, dann hätte der Herr Jesus sein ganzes späteres Leben hindurch nichts Geistliches mehr empfangen, sondern er hätte dann nur gegeben ohne innere Anteilnahme aus dem Schatz dessen, was auf irgendeine Weise, uns unerklärlich und unverständlich, in ihn hineingekommen wäre. Seine Worte wären dann der herz- und fühllosen Stimme des Phonographen zu vergleichen, ohne Geist, ohne Leben. Eine derartige Auffassung paßt

offenbar nicht für ein Menschenleben, von welchem die Bibel selbst bezeugt, daß es der Entwicklung unterworfen war. Jesus nahm doch zu an Weisheit und Gnade, also nahm er auch zu an Erkenntnis und Glauben. Überall in den Evangelien finden wir Spuren innerer Kämpfe Jesu. Einmal ist ihm bange, ein anderes Mal jauchzt er auf. Einmal sieht er die Aufgabe seines Lebens als eine schier unlösbare vor sich, und dann schreitet er wieder wie mit Flügelschuhen über den Staub dieser Erde dahin, als ob ihn nichts anfechten könnte. Ja, noch am letzten Tage seines Lebens in Gethsemane zittert und zagt er vor dem Tode, und am Kreuz wähnt er sich auf Augenblicke von seinem Gott verlassen. Von einer einmaligen und damit fertigen Mitteilung seines Glaubenslebens an ihn kann also keine Rede sein. Das widerspricht nicht nur der biblischen Überlieferung, sondern es wäre auch unnatürlich, wäre unmenschlich, und was unmenschlich ist, ist auch ungöttlich. Dann könnte uns Jesus kein Vorkämpfer in den inneren Nöten unseres Lebens sein, dann müßten wir vor ihm in ewiger Ferne wie vor einem unbegreiflichen, unnahbaren Wesen stehen bleiben.

Nein, Jesus ist zu seinem Glauben gekommen auf demselben Wege, auf dem auch wir dazu kommen, auf dem Wege der inneren Erfahrung. Diese Erfahrung ist bei dem einen Menschen lebhafter und reicher, bei dem anderen dürftiger und enger, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Jesu ganze Natur für religiöse Erfahrungen vorwiegend empfänglich war, daß hierin sein eigentümlicher Genius zu sehen ist. Wie macht er nun diese Erfahrungen? Er schaut sinnend hinein in die Welt, in das Leben. Er beobachtet, er überdenkt, er läßt Eindrücke auf sich wirken, er versenkt sich in die Geschichte seines Volkes, in die heiligen Überlieferungen der Väter. Vor allem aber schaut er hinein in die Menschenaugen und Menschenherzen und findet dort das Ebenbild, aber auch das Zerrbild seines Gottes. So geht ihm dieser

Gott in seiner eigenen Seele auf als sein und aller Menschen Vater, der gut macht, was die Kinder verderben, und auf diesem Wege gelangt er zum Glauben an Gott.

Nun geht er aber noch einen Schritt weiter. Von dem, was er an seinem Gott und mit seinem Gott erfahren hat, zieht er Schlüsse auf das, was er noch nicht erfahren hat, was er aber trotzdem diesem Gott zutraut. Die Zeit, in der Jesus lebte, war eine rückgängige, das Volk, welches ihn umgab, bewegte sich in seinem religiösen und sittlichen Leben auf absteigender Linie. Dennoch hat er den festen Glauben, daß Gott auch in solcher Zeit sein Reich aufrichten, daß er aus diesem vielfach bedrückten, verkommenen, elenden Menschenvolk Gotteskinder machen werde. Wie heftig man ihm auch widerspricht, er bleibt bei diesem Glauben. Wenn sie ihn fragen: Wann kommt denn das alles, wann wird denn das Reich Gottes offenbar? dann antwortet er: Das weiß ich nicht, das weiß allein mein Vater; aber daß es kommt, ist meine heilige Überzeugung. Und so konnte er im Trauen und Trotzen auf diesen Gott auch das Letzte vollbringen, er konnte für seinen Glauben und in seinem Glauben sterben. Was die Spötter auf Golgatha gerufen haben, ist in kurzen Worten die ganze Geschichte seines Glaubenlebens. Sie höhnten: er hat Gott vertraut; der erlöse ihn nun, wenn er Lust an ihm hat. Ja, Geliebte, das ist das Geheimnis seiner siegenden und erlösenden Kraft: Er hat Gott vertraut. Dieser Gott hatte Freude an ihm und erlöste ihn immer wieder aus allen Banden des Irdischen und hat ihn nie aus seinen Armen gelassen. Gott gab sich ihm, und Jesus hielt Gott fest. Er und sein Vater waren eins geworden in ihrem Willen, und so konnte er sich auch im Tode noch an dieses erlösende Vaterherz legen und diesem Vater seinen Geist befehlen. Das war Jesu Glaube.

Seine Zeitgenossen haben diesen Glauben nicht verstanden. Unser heutiger Text: Habt Glauben an Gott! ist

wie ein Schmerzensruf, begründet auf die Erfahrung, daß selbst seine Jünger diesen Glauben nicht fassen konnten, vielleicht auch nicht fassen wollten. Tadelnd muß er klagen: O, ihr Kleingläubigen, warum zweifelt ihr? Warum seid ihr so furchtsam? Erst sein Tod hat in den Herzen seiner Freunde den Glauben entzündet, erst nach seinem Tode fing Jesus an, für sie zu leben, in ihnen ein Neues zu schaffen, und in der ersten Gemeinde ist es zu einer Zeit heiliger Begeisterung, zu einer Periode des Enthusiasmus gekommen. Aber es dauerte nicht lange, da konnte die junge Christenheit sich nicht mehr auf Jesu Glaubenshöhe emporschwingen. Der Glaube Jesu verengerte sich zu einem Glauben an bestimmte Lehren und Gedanken über Jesus. Das Glauben wurde zum Meinen, zum Annehmen, schließlich zum Schwören auf Worte, und so kam es, daß das Evangelium die Welt im ganzen und großen nicht für Jesu und seiner Apostel Glauben erobert hat, sondern für die Lehren seiner Schüler und für bestimmte Einrichtungen, die sich an seinen Namen geknüpft haben. — Auch in der Reformationszeit war zwar viel die Rede vom Glauben, aber nur wenige hatten den Glauben Jesu, den Glauben, der Berge versetzt, und so geschah es, daß auch diese große kühne Auferstehung des Jesusgeistes bald erlahmte und der Glaube in der Rechtgläubigkeit erstarrte.

Wie steht es heute? Ist heute der Jesusglaube in seiner Christenheit lebendig? Nun, Geliebte, wir wollen nicht behaupten, daß er tot sei. Das wäre ein trauriges Armutszeugnis, welches wir nicht nur dem gegenwärtigen Geschlechte, sondern auch dem lebendigen Gott selbst ausstellten, der auch in den dürrsten Zeiten nicht aufgehört hat, das lebendige Wasser seines Geistes auszugießen auf das trockene Land.

Aber es gilt noch immer vieles für Glaube, was in Jesu Augen Unglaube ist, z. B. die Ungewißheit statt der Gewißheit. Viele Menschen denken sich das Walten ihres

Gottes sprunghaft, nebelhaft. Je dunkler etwas ist, desto verehrungswürdiger erscheint es ihnen: je ungewisser, desto göttlicher. Das ist nicht der Glaube Jesu. Jesus sagt nicht: Ich vermute, daß mein Gott mich liebt; oder: Ich hoffe, daß er sein Reich auf Erden hinausführen wird, — sondern Jesus ist dessen ganz gewiß, sein Glaube ist unmittelbare Überzeugung. Sonst wäre er dafür nicht in den Tod gegangen. Solches Tasten und Wähnen, solche unklare Sehnsucht nach dem Wunderbaren, solch Bedürfnis sichtbarer Zeichen und Bürgschaften ist kein Glaube, das ist eine ungesunde Herrschaft unklarer Gefühle, die niemals den Willen des Menschen zu der Energie und Widerstandskraft zu stählen vermögen, deren er bedarf.

Und wie viele wiederum geben sich zufrieden mit dem Annehmen von Wahrheiten und Lehren, die sie weder innerlich durchgearbeitet noch verstanden haben! Von Kindesbeinen an schleppen sie dieses Vermächtnis wie eine ewige Krankheit mit sich fort. Infolgedessen werden sie jeder Selbsttätigkeit in ihrem religiösen Leben entwöhnt; es wächst nichts mehr und reift nichts mehr; sie fürchten sich schließlich vor dem Denken als dem Zerstörer des Friedens, und so sinkt ihr Glaube zu einem toten, wertlosen Besitz herab.

Und noch eine dritte Art des Glaubens gilt bei vielen für besonders fromm. Das ist der trübselige Pessimismus, die stets sich wiederholende Klage über die Welt, namentlich die gegenwärtige Welt, meist verbunden mit einer höchst unrühmlichen Tatenlosigkeit. Das ist auch kein Glaube, sondern das ist Angst, — Angst, als ob es schlecht stünde mit der Menschheit, als ob Gott nicht könnte, was er will, als ob er über Feld gegangen sei oder wäre eingeschlafen, und nun müßten die armen Menschenkinder sich aufmachen, diesem schläfrigen Gott zu Hilfe kommen und sein Reich durch allerlei Äußerlichkeiten stützen. So jammern und rufen sie nach greifbaren Einrichtungen, nach mehr Lehre, mehr

Bekenntnis, mehr Disziplin und wie die Forderungen alle heißen, denn die arme Welt ist sonst unrettbar verloren, und selbst Gott kann nichts anderes tun als vielleicht ein kleines Häuflein retten und selig machen. O, welch ein trostloses Christentum! Welch ein verschleierter Blick in den sonnigen Gottesgarten, wo doch auch heute noch die Blumen ebenso schön wachsen, wie zu Jesu Zeit, wo doch auch heute noch die Herzen Gott entgegenblühen, wenn nur der Sonnenschein der Liebe darüber kommt und eine mutige, rüstige Glaubenshand das zarte Pflänzlein in Pflege nimmt und es vor dem Frost und Wintersturm beschützt.

Nein, Geliebte, nicht Angst sei unser Glaube, nicht Untätigkeit, nicht Ungewißheit! Unser Glaube sei der Sieg, der die Welt überwindet, der das eigene Herz stark macht, die Werke Gottes zu vollbringen. Unser Glaube sei die gewisse Zuversicht dessen, was wir hoffen. Hoffst du denn nichts mehr, mein Lieber? Hoffst du nichts für dich, für dein Leben, für deine Zukunft? Hoffst du nicht, daß in deinem Familienkreise vieles, worüber du jetzt zu klagen hast, sich noch ändern und bessern kann? Hoffst du nicht für dein Volk und für dein Vaterland? Hoffst du nicht für die armen Menschenkinder, die unter dem Drucke eines verfehlten Daseins seufzen, daß auch ihnen eine Hilfe bereit ist? Hoffst du nicht alles das in deinen besten Stunden? Nun, wenn du es hoffst, dann setze doch eine gewisse Zuversicht darauf, daß es auch kommen wird. Denn diese Hoffnung ist doch ein Unterpfand göttlichen Geistes, und aus diesem Geiste heraus kann Größeres noch geboren werden. Aus der Hoffnung kann der Glaube wachsen, die felsenfeste Gewißheit: Gott lebt, Gott wirkt, Gott ist, und darum bleibt auch die Menschheit der Spiegel seiner Herrlichkeit, das Arbeitsfeld seiner Macht und Größe.

Ja, Geliebte, das sei unser Glaube! In diesem Glauben, der nicht nach Papier und Tinte zu fragen braucht, gehen

wir ruhig den Bergen entgegen, die in unserem Leben sich türmen und sich noch türmen werden, und zweifeln nicht: Der Gott, der uns an ihren Fuß geführt hat, führt uns auch hinauf. — Es ist ein seltsames Ding um eine Bergbesteigung. Da mühen sich die Menschen ab, entziehen sich den Schlaf, brechen in aller Morgenfrühe auf, und nun geht es den steilen und immer steileren Weg hinan. Aber keiner seufzt, alle sind froh und zufrieden. Warum? Weil sie glauben, an etwas glauben, das sie jetzt noch nicht sehen, das sie aber von dem Gipfel aus zu sehen hoffen: an die weite, beherrschende Aussicht von da oben. Immer beschwerlicher wird der Pfad, zuletzt ist es nur noch ein ganz schmaler Steig, am Abhang hin, neben der Felswand. Einer reicht dem andern die Hand; schweigend erklimmen sie die letzten Zacken. Nun sind sie oben. Ein Jubel der Freude und des Dankes bricht laut aus jeder Seele, das entzückte Auge schweift schrankenlos umher über die Tiefen und Höhen zum blauen Horizont, die Welt liegt zu unseren Füßen, wie die Könige ruhen wir über den Wolken auf dem freien Felsenthron. Das Glauben ist Schauen geworden, die niedere Welt mit ihrer Schwüle ist überwunden.

So wird es dir auch mit den Bergen in deinem Leben ergehen, wenn du nur glaubst, daß es von ihrer Höhe herab eine Aussicht gibt, daß jedes Überwinden dich zum Herrscher macht und jeder Blick von oben das Verworrene klärt und dem Furchtbaren sein Beängstigendes nimmt. Im Verein mit seinem Gott ist der Mensch unüberwindlich. Darum habt Glauben an Gott, Geliebte, dann werdet ihr Berge versetzen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Glaube, sobald er zur bestimmenden Macht unseres Lebens geworden ist, sich in der auf Gott hinzielenden Richtung nicht erschöpfen kann, sondern daß er zugleich ein Vertrauen zu den Menschen werden muß. Denn wie kann einer an Gott glauben und

dabei die Menschen ignorieren! Wie kann er Gott trauen und dabei den Menschen mißtrauen? Durch die Menschen kommt er ja erst zu seinem Gott. Man sinkt nicht unmittelbar an des Vaters Herz, sondern Menschenliebe trägt mich dahin. Die Vorstellungen von der Größe und Freundlichkeit Gottes erwachen im Kinde durch die Erfahrungen, welche es von der Stärke und Güte der Eltern macht. Wer also an Gott glaubt, hat zuvor schon irgendwie an Menschen geglaubt und wird immer wieder zu diesem Vertrauen zurückkehren. Sonst würde er sich in einem innern Widerspruch bewegen, so daß auf die Dauer sein inneres Leben nicht gesund bleiben könnte. Religion und Sittlichkeit würden miteinander in Streit geraten, statt sich gegenseitig zu stützen und zu befruchten.

Man redet gewöhnlich von Jesu Liebe zu den Menschen, von seiner Barmherzigkeit. Das ist auch richtig, aber in dieser Liebe ist das Mächtigste sein Glaube. Mit vertrauenden Augen schaut er auf die Menschen hin. So sieht er z. B. die Kinder an. Leistungen und Erfolge haben sie noch nicht aufzuweisen; aber sein eigenes kindliches Auge findet in ihnen einen verborgenen Schatz. Vertrauend, daß der hohe Wert dieses Schatzes in ihrem späteren Leben sich offenbaren werde, ruft er ihnen zu: Euch gehört das Reich Gottes.

So zieht er vertrauensvoll auch diejenigen heran, welche sein Volk mißachtete, die Samariter und Heiden. Er hält sie für ebenbürtige, gleichberechtigte Menschen und legt nicht den geringsten Wert auf allerlei künstliche Schranken, welche das jüdische Volk um sich her aufgerichtet hatte. Ja, der Samariter scheint ihm fast noch höher zu stehen als der Jude, und seinen ungläubigen Landsleuten gegenüber ruft er aus: Sie werden kommen vom Morgen und vom Abend und werden mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen.

Mit welchem Vertrauen hat er sich auch der Gefallenen angenommen! Niemals hat er sie aufgegeben, selbst den

verlorenen Sohn nicht. Er kennt die Gotteskraft, die auch in den Verirrten und Strauchelnden noch lebt. Zu einer Ehebrecherin sagt er: Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr; er traut ihr also die Fähigkeit zu, daß auch sie die Sünde noch überwinden kann.

Und wie gewinnend hat er verkehrt mit den Armen, deren Geist umnachtet war, mit den sogenannten Besessenen, und hat ihnen wieder Zuversicht zu sich selber und Vertrauen auf den lebendigen Gott eingeflößt! Wie brachte er das fertig? Er glaubte eben an das Licht und an den Sieg des Lichtes auch in der dunkelsten Menschenseele.

Freilich hat er auch Wehe gerufen und Gericht geweissagt. Aber in diesen Fällen gilt sein Wort mehr der Sache als der Person, und man wird nicht in Abrede stellen können, daß er persönlich auch seinen Todfeinden Vertrauen geschenkt hat, denn er hat sie am Kreuze noch an seines Gottes Herz gelegt. Wenn ich aber meinem Gott zutraue, daß er meinen Feinden gnädig ist, dann habe ich auch bei mir die Feindschaft längst überwunden und hoffe selbst für diejenigen, die mich hassen.

Wir werden Jesu Vertrauen zu den Menschen um so höher werten dürfen, je weniger es aus einer oberflächlichen Weltbetrachtung heraus geboren war. Jesus war kein hastiger Weltverbesserer, der etwa aus Unkenntnis der Menschen sich allerlei Illusionen gemacht hätte. Nein, wenn irgendeinem viel unverschuldetes Herzeleid zugefügt worden ist, wenn irgendjemand schmerzliche Enttäuschungen erfahren hat, auch im Kreise seiner Getreuen, so war es Jesus. Ein Judas hat ihn verraten, und ein Petrus hat ihn verleugnet; Jakobus und Johannes begehrten Ehrenplätze in seinem Reiche, und auch die übrigen Jünger wollten viel lieber herrlich und in Freuden leben als mit ihm hinauf nach Golgatha ans Kreuz gehen. Und dennoch hat er auf diese schwachen Schultern sein Werk gelegt, hat ihnen sein Reich anvertraut.

Welch ein Glaube an die Menschen gehört dazu, welch ein tiefes und unerschütterliches Vertrauen, daß der langmütige Gott auch den Schwachen stark und den Elenden herrlich machen kann! Ja, Geliebte, Jesu Menschenliebe ist unzertrennlich von seiner Gottesliebe. Er sagt sich: Mein Gott hat Geduld und da sollte ich ungeduldig werden? Mein Gott lebt für meine Brüder und in meinen Brüdern, und da sollte ich den Brüdern nicht vertrauen, in denen mein Gott lebendig ist? So hängt Glaube und Liebe, Religion und Sittlichkeit bei ihm unlösbar zusammen, und dadurch hat er die Menschheit für sich gewonnen.

Es ist viel über Jesus nachgedacht worden, fromme und gelehrte Forscher haben in allen Jahrhunderten versucht, sein Wesen und seine Person verstandesmäßig zu begreifen und in Begriffe zu fassen. Ein gut Teil dieser Arbeit hat heute kaum mehr als geschichtlichen Wert, anderes bewegt das Leben der Gegenwart nur noch in geringem Maß, und wieder anderes, was heute die Geister noch lebhaft in Anspruch nimmt, wird für spätere Geschlechter keine Bedeutung mehr haben. Ein Satz aber wird für immer die Bezeichnung der welterobernden und welterlösenden Kraft Jesu Christi bleiben, und dieser Satz heißt: Jesus ist der Menschenfreund. Ja, als Menschenfreund hat er die Menschen gewonnen, als Menschenfreund geht er noch heute durch unsere Reihen, und wenn etwas den Anspruch erheben will, nach seinem Namen sich nennen zu dürfen, dann muß es aus der Menschenfreundlichkeit geboren sein. Was diesen Ursprung verleugnet, darf dem nicht angehängt werden, welcher den Haß und die Verblendung mit hingebendem Vertrauen erwidert hat.

Wie steht es nun bei dir, mein Lieber? Bist du auch ein Menschenfreund? Folgst du Jesus nach, oder ruhst du auf ihm aus? Ach, mein Lieber, folge ihm doch nach. Schmecke doch einmal die ganze Süßigkeit des Vertrauens

auf die Menschen, die ganze Wonne einer wirklichen Menschenliebe. Wenn du die Absicht hast, auf deine Mitmenschen einzuwirken, wie willst du das machen? Willst du sie beherrschen? Das werden sie sich eine Zeitlang gefallen lassen, wenn du das Zeug zum Herrscher hast. Sie werden dir folgen, so lange sie müssen; sobald sie aber können, werden sie sich von dir befreien, vielleicht dir fluchend und dich verwünschend. Kein Mensch kann den andern auf die Dauer beherrschen.

Oder willst du sie überlisten? Das wird dir auch eine Weile gelingen, wenn du ein kluger Mensch bist, die Verhältnisse des Lebens geschickt zu benutzen und die Schwächen deines Nächsten auszubeuten verstehst. Aber schließlich findest du deinen Meister, eines Tages kommt einer, der noch schlauer ist wie du, und zahlt dir deine Tücke und Falschheit reichlich heim. Mit List kann man die Menschen auf die Dauer auch nicht überwinden.

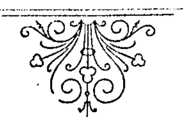
Oder willst du ihnen Furcht und Schrecken vor deiner Person einjagen, willst du deinen Gott als Schutzzeugen für dich aufstellen, als habest du mit ihm einen Vertrag abgeschlossen, wonach er deine Widersacher ganz sicherlich verdammen wird? Nun, Kinder und Affen mögen sich dann vor dir fürchten; ein Kind Gottes aber, aus Jesu Geist geboren, fürchtet sich überhaupt nicht mehr, am allerwenigsten vor dir, einem Menschen.

Nein, mein Lieber, weder mit Zwang, noch mit List, noch mit Schrecken wirst du nachhaltigen Einfluß auf Menschenseelen gewinnen. Es gibt nur einen Weg: Fasse sie bei dem Besten an, was sie haben, schenke ihnen dein Vertrauen, gib ihnen dein Herz. Dann wirst du natürlich auch Enttäuschungen erleben, wirst bittere und niederbeugende Erfahrungen machen, aber das alles entmutigt dich nicht, denn du bist der Erreichung des Zieles gewiß. Endlich siegt die Liebe über allen Haß, endlich triumphiert die Wahrheit über allen Schein

und alle Heuchelei, endlich kommt der lebendige Gott selbst, versetzt die Berge und ebnet dir die Bahn.

Darum, mein Lieber, habe Glauben an Gott, damit du Vertrauen fassen kannst zu den Menschen. O, wie schön, wenn du in solchem Vertrauen dahingehst und nun den Frieden der Versöhnung schmeckst! Dann laß ruhig die Tage des Alters kommen, die vertrauende Liebe erhält das Herz jugendwarm und den Willen lebensfrisch. Dann mag dein Wirkungskreis sich äußerlich immer mehr verengern, innerlich erweitert, bereichert, verklärt sich deine Welt. In ihrem Heiligtum leben alle die Menschen, denen du dein Herz geschenkt, alle die Seelen, welche du mit dem Zauberstab des Vertrauens berührt hast. Sie drücken dir alle im Geiste dankbar die Hand, und, umgeben von solchem Freundeskreis, gehst du getrost der äußeren Vereinsamung entgegen. Du weißt: sie gehören mir, und ich gehöre ihnen, und wir alle gehören dem lebendigen Gott.

Nun, Geliebte, daraufhin sei's gewagt! Laßt uns Gott vertrauen, damit wir die Menschen lieben können, und laßt uns die Menschen lieben, damit wir den Glauben an Gott gewinnen, der Berge versetzt. Amen!



Jesu Freude im Geist.

Luk. 10, 21—37.

Zu der Stunde freute sich Jesus im Geiste und sprach: Ich preise dich, Vater und Herr des Himmels und der Erde, daß du solches verborgen hast den Weisen und Klugen und hast es offenbart den Unmündigen. Ja, Vater, also war es wohlgefällig vor dir. Es ist mir alles übergeben von meinem Vater. Und niemand weiß, wer der Sohn sei, denn nur der Vater; noch wer der Vater sei, denn nur der Sohn, und welchem es der Sohn will offenbaren. Und er wandte sich zu seinen Jüngern und sprach insonderheit: Selig sind die Augen, die da sehen, das ihr sehet. Denn ich sage euch: Viele Propheten und Könige wollten sehen, das ihr sehet, und haben es nicht gesehen, und wollten hören, das ihr höret, und haben es nicht gehört. Und siehe, da stund ein Schriftgelehrter auf, versuchte ihn und sprach: Meister, was muß ich tun, daß ich das ewige Leben ererbe? Er aber sprach: Wie steht im Gesetz geschrieben? Wie liesest du? Er antwortete und sprach: Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüte, und deinen Nächsten als dich selbst. Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet; tue das, so wirst du leben. Er aber wollte sich selbst rechtfertigen und sprach zu Jesu: Wer ist denn mein Nächster? Da antwortete Jesus und sprach: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab gen Jericho und fiel unter die Mörder; die zogen ihn aus und schlugen ihn und gingen davon und ließen ihn halbtot liegen. Es begab sich aber ohngefähr, daß ein Priester dieselbe Straße hinabzog; und da er ihn sah, ging er vorüber. Desselbigen gleichen auch ein Levit, da er kam an die Stätte und sah ihn, ging er vorüber. Ein Samariter aber reiste und kam dahin; und da er ihn sah, jammerte ihn sein, ging zu ihm, verband ihm seine Wunden und goß darein Öl und Wein, und hub ihn auf sein Tier, und führte ihn in die Herberge und pflegte sein. Des andern Tages reiste er und zog heraus zween Groschen, gab sie dem Wirt und sprach: Pflege sein, und so du etwas mehr wirst dartun, will ich dir's bezahlen, wann ich wiederkomme. Welcher dünkt dich, der unter diesen dreien der Nächste sei gewesen dem, der unter die Mörder gefallen war? Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm tat. Da sprach Jesus zu ihm: So gehe hin und tue desgleichen.

In unserer letzten Betrachtung hatten wir von Jesu Glauben geredet, von seinem Glauben an Gott, den er liebte und im Herzen trug. Wir hatten auch gesehen, wie dieser Glaube bei ihm keineswegs von Anfang an als ein abgerundeter Besitz in seiner Seele vorhanden war, sondern wie er in diesen Glauben hineingewachsen ist, wie er ihn sich erkämpft und sein ganzes Leben hindurch verteidigt hat. — Dies führte uns zu dem weiteren Gedanken, daß Jesu Glaube an Gott unzertrennlich verbunden sein mußte mit dem Glauben an die Menschheit, mit dem Vertrauen zu der Kreatur, die Gott lieben und ihm danken, ihn erkennen und zu ihm kommen soll. Aus diesem Glauben an die Menschen sahen wir seine Liebe emporwachsen, — die Liebe, die langmütig ist und schließlich alles tragen, hoffen und dulden kann.

Diesen Glauben empfand Jesus nicht als ein drückendes Muß, als eine quälende Last, wie das bei manchen Menschen der Fall ist, die ihren Glauben mit ihrem Leben, Wollen und Denken nicht in Einklang bringen können. Er ist ihnen auf irgendeine Weise aufgenötigt worden, sie sind innerlich mit ihm zerfallen, und nun ist ihnen dieser Glaube eine Bürde. Er macht sie nicht froh, sondern reizt sie zum Widerstand und Widerspruch gleich einem fremden Eindringling, den ich nicht im Hause leiden mag, aber auch nicht los werden kann. Ganz anders bei Jesus. Ihm ist der Glaube nicht nur die Quelle der höchsten Freude, sondern die höchste Freude selber. Glaube ist Freude an Gott, Freude im Geist. Wenn dein Glaube diese Freude in dir nicht hervorzubringen vermag, mein Lieber, dann ist er nur eine angelernte und tote Sache, aber kein Leben Gottes, das mit unwiderstehlicher Gewalt aus deiner Seele emporwächst, dich innerlich begeistert und in Gottes Fußstapfen und Nachfolge selig macht. Glaube ist Freude im Geist, Freude an Gott. Von solcher Freude redet unser heutiger

Text. Nur selten wird die Freude Jesu von den Evangelisten uns so lebhaft geschildert wie in der heutigen Erzählung, und nur in wenigen seiner Worte spricht Jesus selber diese innere Freude so ursprünglich und herzlich aus wie in dieser Stelle. Darum wollen wir in dieser Morgenstunde miteinander reden von der **Freude Jesu im Geist**. Vier Dinge sind es, worüber Jesus sich freut:

1. über seine Gemeinschaft mit dem Vater;
2. über das glückliche Geschick seiner Jünger;
3. über die Frage nach dem Heil und
4. über die Macht der Liebe.

Zu der Stunde freute sich Jesus im Geiste und sprach: Ich preise dich, Vater und Herr des Himmels und der Erde, daß du solches verborgen hast den Weisen und Klugen und hast es offenbart den Unmündigen. Dieses Wort ist im Laufe der Zeiten vielfach ausgebeutet worden gegen die Weisheit und Klugheit dieser Welt, gegen Wissenschaft und Gelehrsamkeit, gegen Vernunft und Verstand. Es hat Richtungen in der christlichen Kirche gegeben, die schließlich darauf hinausliefen, daß man meinte, nur die geistig Beschränkten könnten rechte Christen sein. Nun, Geliebte, daß dieser Sinn in unserm Jesuswort nicht liegt, versteht sich von selbst. Soll ich euch einen parallelen Ausspruch eines bekannten Dichters nennen, so würde es etwa folgender sein:

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Es gibt Dinge in unserm Gemütsleben und in der Welt des Geistes, welche durch alles Nachdenken, durch alle Arbeit der Vernunft, durch alle Wissenschaft und Forschung nicht ergründet und auch nicht gewonnen werden können. Diese Dinge sind aber dem Menschen das Notwendigste. Sie sind sozusagen das tägliche Brot seiner Seele. Es ist die Liebe und die Freude, der Friede und die Seligkeit. Wer, Geliebte, wollte diese köstlichen Güter auf wissenschaft-

lichem Wege zu erringen suchen? Niemand ist dazu imstande. Ebenso wie es Dinge gibt, die sich nicht für Geld kaufen lassen — und das sind immer die wertvollsten —, so gibt es auch Güter des Geistes, welche den Weisen und Klugen verborgen bleiben, solange sie nicht zugleich den kindlichen Geist empfangen haben, den kindlichen Geist des Vertrauens und der Hingebung. Von diesen Gütern redet hier Jesus.

Er hat sie selbst in reichstem Maße im Herzen getragen. Seinen innern Frieden und seines Leben sittliche Kraft hat er sich nicht anstudiert, sondern sie sind ihm gewachsen und geworden in der Gemeinschaft mit seinem himmlischen Vater. In dieser Gemeinschaft wurde ihm nach und nach von seinem Vater alles übergeben. Alles, — das heißt nicht alles nur Denkbare, wie man gewöhnlich meint, es heißt nicht Himmel und Erde, Weltherrschaft, Wunderkraft, Gottheit und Ähnliches; sondern es bedeutet die Fülle alles dessen, was den Menschen himmlisch macht und ihn zu einem Kinde Gottes verklärt; es bedeutet in erster Linie Gotteserkenntnis und Gottesliebe. Die waren ihm von seinem Vater gegeben, und deshalb bestand zwischen ihm und dem Vater ein schrankenloses Verhältnis gegenseitiger bewußter Hingabe: Jesus wußte von Gott, daß dieser sein Vater sei, und Gott wiederum las in Jesu Seele und wußte: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Das ist der Sinn unseres Textwortes.

Sollen wir nun vor diesem Worte staunend stehen bleiben? Sollen wir uns bei dem Gedanken beruhigen, daß zwar in Jesus dies alles vorhanden war, daß uns aber diese Welt einer seligen Gottesgemeinschaft für immer oder wenigstens für die Zeit unseres Erdenlebens verschlossen ist? Nein, Geliebte, das tun wir ebensowenig, als wir uns mit einer Bewunderung Jesu begnügen. Haben wollen wir ihn, und zwar ganz. Seelenfreund und Glaubensbruder muß er uns sein. Nachfolgen möchten wir ihm so treu, bis wir ihm

gleich werden. Über den Meister hinaus braucht der Jünger nicht. Das kann er in diesem Falle auch nicht. Aber der Jünger muß werden wie sein Meister, sonst ist er ein unvollkommener, ein halber Jünger. Jesu Leben muß unser Leben, vor allem muß seine Gottesgemeinschaft die unsere werden. Damit müssen wir rückhaltlosen Ernst machen.

Deshalb dürfen uns Jesu Worte, sofern sie für uns eine religiöse Bedeutung gewinnen sollen, nicht bloß Gegenstand des Erkennens oder Besitz des Gedächtnisses bleiben, sondern sie müssen uns Gegenstand der Erfahrung werden. Erst wenn wir sie als Wahrheit auch in unserm Innern erlebt haben, sind sie überhaupt eine Wahrheit für uns, erst dann sind sie uns Gottes Wort, wirken und erzeugen sie göttliches Leben in uns. Früher nicht und anders nicht. Wenn Jesus z. B. sagt: Ich und der Vater sind eins, so ist das ein Wort, welches jeder von uns muß nacherleben können. Sprichst du's bloß nach, so kennst du deinen Gott nicht, und dein Gott kennt dich nicht. Es muß dir alles übergeben sein vom Geber der vollkommenen Gaben. Alles, was zu deiner Seelen Seligkeit gehört, mußt du dein eigen nennen, vollständig und ganz, nicht bedingungsweise, sondern bedingungslos. Alles, was dich zu einem Menschen Gottes macht, muß dir geschenkt sein von deinem Vater, sonst weißt du nicht, wer dein Vater ist. Dann ist dir Gott ein leeres Wort, ist dir fern und fremd, wohnt weit über den Wolken und Sternen. Erst wenn du erlebst, daß er der Vater ist, dein Vater, für dich Vater, erst dann, mein Lieber, **ist** er auch dein Vater. Dann erst tritt er auch zu dir in das Verhältnis des Erkennens, dann erst kann er auch in deiner Seele lesen, was er sonst nicht vermag. Denn wie will er in einem Herzen lesen, in welchem nichts geschrieben steht? Weißt du aber, daß Gott dein Vater ist, dann weiß er auch, daß du sein Sohn, seine Tochter bist.

Nun gehst du in Jesu Nachfolge noch einen Schritt weiter. Du offenbarst, was im Verborgenen erlebt wurde, was in deiner Seele Wirklichkeit geworden ist. Das war Jesu Freude, daß er seines Herzens wertvollsten Besitz nicht für sich behielt, sondern er hat ihn offenbart. Das Leben des Sohnes war Offenbarung des Vaters, Verklärung Gottes in der Menschheit. Darum sind neben den erstgeborenen Sohn viele Millionen anderer Söhne und Töchter getreten und treten fort und fort neben ihn. Zahllose Geistesverwandte reichen sich die Hand, sie verstehen sich in ihrem Heiligsten, sie wissen, daß ihnen die Zukunft gehört, denn es ist ihnen alles übergeben von ihrem Vater. Seht, Geliebte, das nenne ich Freude im Geist, Freude, welche standhält in allen Wechselfällen des Lebens, Freude, die uns nie genommen werden kann, denn wir erleben sie als persönliche Wahrheit.

In solcher Freude schaut nun Jesus seine Jünger an und preist sie selig wegen des glücklichen Geschicks, das ihnen zuteil geworden ist, daß sie mit ihm leben und verkehren dürfen. Viele Propheten und Könige wollten sehen, was ihr sehet, spricht er zu ihnen, und haben es nicht gesehen, und wollten hören, was ihr höret, und haben es nicht gehört; freut euch, daß ihr es sehet und ihr es höret.

Solange es denkende Menschen gibt, haben sie zu sehen und zu hören begehrt, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und was in keines Menschen Herz gekommen wäre, wenn es Gott nicht denen bereitet hätte, die ihn lieb haben. Die Menschheit ist allezeit eine suchende gewesen, und gerade im jüdischen Volke — fast ebenso auch im griechischen — war dieses Suchen nach der Wahrheit, dieses Dürsten nach dem Urquell, nach dem ewigen Gott ganz besonders lebendig. So lesen wir im Alten Testament, wie bei den griechischen Dichtern und Denkern herrliche Aussprüche suchender Seelen, die gefunden haben, weil sie redlich suchten. Aber das alles bleibt zurück hinter jenem, was die Jünger Jesu erfuhren und erlebten, denn sie sahen und hörten die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes in Menschengestalt.

Die vorchristliche Freude hat immer noch einen gewissen Beigeschmack von Furcht, ein unaufgelöster Rest bleibt übrig, es liegt immer noch wie ein Schleier der Angst über ihr. Erst in der Gemeinschaft mit Jesus ist den Jüngern dieser Schleier genommen, wurden ihre Augen aufgetan für den Gott, der bedingungslose Liebe ist. Seht, Geliebte, wenn ich an einen Gott glaube, so wie ihn Jesus geschildert hat im Gleichnis vom verlorenen Sohn, wenn ich einen Gott habe, der seinem lieben Kinde auch in Kreuz und Tod noch zur Seite steht, — dann muß alle Furcht den Abschied nehmen, dann kann nichts bleiben als der Sonnenschein der hellsten, der heiligsten Freude. Dieser Sonnenschein lebte in Jesu Seele und erleuchtete von da aus seine Jünger also, daß sie, insonderheit nach seinem Tode, dessen gewiß waren: Wir haben gesehen und gehört, was vor uns niemand gesehen und gehört hat.

Sollten wir uns nicht auch so glücklich preisen dürfen? Sehen und hören wir weniger, als Jesu Jünger sahen und hörten? Eher mehr als weniger, Geliebte! Denn der Geist Jesu schläft noch schlummert nicht, seitdem Jesus auf der Erde war, und redet heute nicht nur aus Jesu Munde zu uns, sondern vieltausendfältig aus den Stimmen seiner Zeugen, die ihn verstanden und erlebt haben. Wir dürfen auch heute dankbar bekennen: Unsere Väter und Urväter haben vieles nicht gesehen, nicht gehört und nicht gekannt, was wir heute sehen und hören und kennen. Im Laufe der Zeiten ist die Liebe Christi reicher, das Verständnis tiefer, das Ziel klarer geworden. Jedes Jahrhundert hat etwas aus dem Schatze seiner eigentümlichen Begabung zu dem unvergänglichen Gute des Evangeliums hinzugetragen.

Und nun liegt diese Erbschaft der Vergangenheit für uns bereit, nun dürfen wir daraus nehmen und schöpfen wie aus einem unerschöpflichen Meer. Christi Sieg über die Welt ist uns heute in ganz anderer Weise gewiß, als er es den ersten Jüngern vor 1800 Jahren war; nicht aus dem Gegensatz wider eine feindliche Welt, die gerichtet und vernichtet werden soll, zieht heute diese Gewißheit ihre Nahrung, sondern aus der Einsicht, daß Christi Reich Gerechtigkeit, Friede, Versöhnung und Freude ist und darum von der Welt auf die Dauer nicht verschmäht werden kann. Christi Sieg ist zu beglückend, um ungewiß zu sein. Das alles dürfen wir sehen und hören. Wer mit offenen Augen in seine Zeit hineinblickt, wird bekennen müssen: Es ist eine Freude, zu leben, und dankbar wollen wir sein, daß wir Kinder der Gegenwart sind. Ja, Geliebte, viele haben begehrt, zu sehen und zu hören, was wir sehen und hören, und haben es nicht gesehen und nicht gehört. Darum sei unsere Freude ein dankbarer Lobpreis für den, der seinen Geist in Menschenherzen immer noch wirken und walten läßt und führt von Klarheit zu Klarheit, von Sieg zu Sieg.

Nun fügt der Evangelist aber eine Szene an, welche zu den beiden ersten schönen Bildern der Freude im Gegensatz steht. Ein Schriftgelehrter kommt und scheint dem Herrn Jesus die Freude verderben zu wollen. Er tut eine Schulfrage. Ernst ist sie ihm nicht, denn er will Jesum nur versuchen: Was muß ich tun, daß ich das ewige Leben ererbe? Jesus läßt sich aber dadurch seine Freude nicht trüben; schlagfertig tritt er dem Schriftgelehrten gegenüber und antwortet ihm ruhig in Form einer Gegenfrage: Wie stehet im Gesetz geschrieben? wie liesest du? Der Schriftgelehrte weiß es gut: Du sollst deinen Gott lieben über alles und deinen Nächsten wie dich selbst. Du hast recht geantwortet, sagt Jesus, tue das, so wirst du leben.

Die Frage: Was muß ich tun, daß ich das ewige Leben ererbe? wird häufig verwechselt mit der ähnlich klingenden: Was muß ich tun, daß ich in den Himmel komme? Das sind zweierlei Dinge. Denn ewiges Leben ist nicht bloß Leben nach dem Tode, sondern göttliches Leben, ein Leben in den Kräften und Gaben, die in Raum und Zeit wirken und gelten, aber sich weder aus ihnen erklären lassen noch in ihnen sich erschöpfen. Zwar wissen wir weder, was Zeit, noch was Ewigkeit ist, aber wir haben nun einmal keine andern Ausdrücke, um diese Größen zu bezeichnen. Ewiges Leben ist also Leben Gottes in uns. Daß uns Gott sein Leben in uns vorenthalten wollte bis nach unserm Tode, wäre ebenso widersinnig zu denken, als wenn wir sagen wollten: Gott ist neidisch auf seine eigenen Kinder. Es liegt auch eine große Gefahr darin, wenn ich mein religiöses Leben ausschließlich von dem abhängig mache, was nach dem Tode mit mir sein wird. Dann wird die Frömmigkeit gar leicht zu einer Geschäftssache. Sie wird ein Handel: Hier fromm und dort selig; hier zahle ich meinem Gott etwas, und dort gibt er mir dafür etwas Wertvolleres wieder. Wer so denkt — und es sind ihrer viele —, ist nicht mehr Kind Gottes, sondern sein Tagelöhner. Wir fragen also nicht: Was muß ich tun, daß ich in den Himmel komme? — sondern: Was muß ich tun, daß ich hier auf Erden in Gottes Gemeinschaft bleibe, sein Leben in mir trage?

Die Antwort, welche Jesus gibt auf diese ernste und wichtige Frage, die doch gewiß euch allen schon durch die Seele ging, ist von erfreulichster Einfachheit. Ja, manchen ist sie viel zu einfach gewesen, so daß sie glaubten, ihre eigene Weisheit ergänzend hinzufügen zu müssen. Wenn ich überdenke, was die Theologen seit 1800 Jahren auf diese Frage alles erwidert, wie viele tausend Bände sie mit ihren Antworten vollgeschrieben, welche komplizierten Theorien sie aufgestellt haben über den Weg der Menschenseele zu Gott,

über die Bedingungen, unter denen sie ewiges Leben gewinnt, dann fühle ich mich dankbar zu Jesu Füßen hingezogen, wo mir die unerträglichen Lasten der Schriftgelehrten freundlich von den Schultern genommen werden und es mir zumute ist, als tränke ich aus einem silberhellen, erfrischenden Brünnlein.

Liebe deinen Gott über alles, liebe deinen Nächsten wie dich selbst, dann wirst du leben. Möchtest du solch ein Leben nicht auch genießen, mein Lieber? Aber der Genuß fliegt dir nicht zu. Befehlen kann ich es dir nicht und geben auch nicht. Liebe muß wachsen, Liebe muß werden. Sie kann aber auch in dir werden, wenn du nur oft in deine Seele hineinschauen wolltest und noch öfter in dein Leben mit all den Zeugnissen der Geduld und Langmut deines Gottes, womit er dich getragen hat, und hat dich oft so wunderbar gestärkt, hat dich in so viel Trübsal getröstet und aus so mancher Not des Leibes und der Seele dich errettet. Und was die Hauptsache ist, er gibt dir auch heute noch den Mut, dich als sein Kind zu wissen und ihm zu trauen. Wenn du dessen recht häufig innewerden wolltest, ich meine, dann würde es dir nicht schwer werden, deinen Gott zu lieben. Zuerst vielleicht etwas zaghaft; aber aus dieser zaghaften wird nach und nach eine freudige, eine kühne, eine überwindende Liebe, und du kannst dann gar nicht mehr anders, du mußt ihm dein ganzes Herz, dein ganzes Gemüt und alle deine Kräfte zum Opfer bringen. Nun hast du das Leben.

Und dann denke an deine Mitmenschen, denke an Vater und Mutter, was sie dir einst gewesen sind, oder an einen treuen Freund, an dein liebes Weib, an Menschen, die es gut mit dir meinten, die dir in der Stunde der Versuchung mit treuem Rate zur Seite standen, die zu dir kamen in deiner Not und haben deine Tränen getrocknet. Wahrlich, noch nie in deinem Leben bist du verwaist gewesen, und Menschenliebe hat dir nie gefehlt. Willst du denn nun nicht die Augen schließen gegenüber dem Menschenhaß, der auch in der Welt lebendig ist und vielleicht auch dir schon nahe trat? O mein Lieber, ich meine, erfahrene Liebe macht so glücklich, daß man darüber allen erfahrenen Haß und alles erlittene Unrecht vergessen kann. Bedenke doch, daß du die Menschen auch nicht immer liebtest, daß du dich an ihnen auch versündigt hast mit deiner Selbstsucht. Wenn du das alles zusammen nimmst, dann kann es dir nicht mehr unerreichbar sein, den Nächsten zu lieben, wie man sich selber liebt, und in solcher Liebe das Leben, den Frieden und volles Genügen zu finden.

Noch heute danken wir's dem Schriftgelehrten, daß er damals zu Jesus kam und ihn durch seine Frage veranlaßte, einer liebebedürftigen Welt den Weg zum Leben zu zeigen. Allerdings ist der Schriftgelehrte nicht zufrieden mit Jesu Antwort. Er will sich selbst vor Jesus rechtfertigen und zeigen: Ich habe doch nicht wie ein Schuljunge gefragt; dein Bescheid ist lückenhaft, wer ist denn mein Nächster? Ich weiß nicht, ob ihm diese Frage ernst war, oder ob sie ihm nur aus der Verlegenheit helfen sollte. Gleichviel, er hat sie gestellt, und Jesus hat darauf geantwortet mit einem der schönsten Gleichnisse, die aus seinem Munde gekommen sind, mit dem Gleichnis von dem barmherzigen Samariter.

Ich brauche es nicht zu erzählen, es auch nicht in seinen Einzelheiten zu erklären; ihr kennt es ja alle von Kindesbeinen an. Es ist das Hohelied von der wahllosen Menschenliebe, das Bekenntnis reinster und edelster Humanität. Jesus stellt hier den Menschen ohne Rücksicht auf Nation und Konfession, den Menschen ohne Attribut als würdigen Gegenstand des menschlichsten Gefühls, der Barmherzigkeit, hin. Er stößt in diesem Gleichnis alle kirchlichen und politischen Scheidewände um und ruft die Menschen auf, sich untereinander die Hände zu reichen und sich zu fühlen als

einen großen Bruderbund, als eine Familie der Kinder Gottes.

Um den Lichtträger in seiner Geschichte recht hell leuchten zu lassen, stellt Jesus zwei dunkle Gestalten neben den Samariter, den Priester und den Leviten. Sie sehen den, der am Wege liegt, aber sie gehen vorüber. Warum? Weil sie fürchten, es könnte ihnen ein gleiches Unglück zustoßen. Und doch waren sie Landsleute des Hilflosen; schon das Blut hätte sie zum Blut hinziehen sollen. Doch gaben sie vor, im besonderen Sinne Diener Gottes zu sein, und dienen in Wahrheit nur sich selbst. Es waren eben keine Menschen, es waren nur Priester.

Nun kommt aber ein Mensch. Der ist weder Priester noch Levit, hat auch keine Titel oder Würden; es ist ein Samariter, einer von den Heloten des jüdischen Volkes, von denen man nicht einmal einen Trunk Wasser annahm, um sich nicht zu verunreinigen. Dieser unreine Mensch kommt vorüber, und siehe da, in ihm redet die Stimme der Menschlichkeit. Es jammert ihn, er kann nicht anders, er muß dem Unglücklichen die Hülfe leisten, die er in dem Augenblicke zu leisten vermag. Und wie schön leistet er sie! Ohne Seufzen und Murren, ohne Lohn oder Ruhm zu begehren, in der einsamen Wüste, furchtlos und tapfer, ohne zu ermüden, ohne ein Opfer zu scheuen: treu in der Liebe bis zuletzt. Das ist der Mensch in seiner Schönheit, edel, hülfreich, gut. Das ist der Mensch, von dem Jesus sagen konnte, sein Name sei im Himmel geschrieben. Das ist der Mensch, aus dem Gottes Ebenbild leuchtet, der sich sein Kind nennen darf, weil in ihm etwas lebt von dem göttlichen Feuer der Liebe.

Wie schade, daß die Christenheit in den 18 Jahrhunderten ihres Bestehens dieses Gleichnis noch nicht zur Wahrheit gemacht hat! Oder hätte sonst geschehen können, was in den letzten drei Jahren in Südafrika geschehen ist?

Da liegt ja der Mensch, der von Jerusalem nach Jericho ging, und ist unter die Mörder gefallen, und die haben ihn ausgezogen und geschlagen. Nun liegt er halbtot am Wege. Wohl gingen die Priester und Leviten vorüber, und die sogenannten christlichen Völker schüttelten den Kopf über das traurige Ereignis. Aber kein barmherziger Samariter kam, keiner hat den Ärmsten auf sein Tier gehoben, keiner hat ihn in die Herberge geführt. Ein wenig Öl und Wein hat man in die blutenden Wunden gegossen, — das war alles. Ich weiß sehr wohl, daß ich mich hier auf das Gebiet schwer zu lösender politischer Fragen begebe, und daß ich darin nichts raten und sagen kann. Ich weiß auch, daß es für ein einzelnes Volk, wie z. B. für uns Deutsche, unmöglich war, einzugreifen. Aber, was ich beklage und was ihr gewiß alle mit mir beklagt, ist die Tatsache, daß dieser Krieg möglich war, möglich in einer Menschheit, die seit 1800 Jahren — leider oft nur als Aushängeschild — den Namen dessen trägt, der uns das Gleichnis vom barmherzigen Samariter erzählt und vorgelebt hat.

Wir wollen aber nicht auf andere Steine werfen, sondern uns selber richten. Gehe hin, hat Jesus zu dem Schriftgelehrten gesagt, und tue desgleichen. Weißt du denn keinen, mein Lieber, der verwundet am Wege liegt? Kennst du kein blutendes Herz? Kennst du keine wirkliche Not? Gleichviel, ob sie verschuldet oder unverschuldet ist, es bleibt nun doch einmal Not. Gehst du denn daran vorbei wie der Priester und der Levit? Regt sich nichts in dir wie in dem Samariter? Und wenn du arm wärest wie eine Kirchenmaus, wenn du gar nichts Greifbares tun könntest, den Jammer deiner Mitmenschen zu lindern, — du hast doch ein Herz und hast einen Mund, und aus dem Munde kann doch etwas gehen, was in dem Herzen lebt! Aber leider lebt ja so selten etwas Liebes im Herzen, und darum kommt auch so selten etwas Liebes über die Lippen, darum gehen die Menschen so kalt

aneinander vorüber. Sie lernen viel, aber das Herz bilden sie nicht. Jenes göttliche Gefühl: es jammerte ihn sein, ist in vielen erstorben, die sich Gebildete nennen.

Darum wollen wir uns fürder nicht mehr untereinander zerfleischen, wollen uns auch nicht noch tiefer in allerlei Unterscheidungen eingraben, sondern wollen uns gegenseitig geloben, mehr Liebe für einander zu gewinnen, mehr Samaritersinn, der die Tränen anderer wie seine eigenen auf seiner Seele brennen fühlt. Damit würden wir dem Herrn Jesus eine größere Freude machen als mit der Erörterung von Schulfragen über seine Person und sein Werk. Ja, liebe Gemeinde, gehe hin und tue desgleichen. Vergiß nicht, daß du dich rühmst, in Jesu Nachfolge zu stehen. Was du tust, das tue ganz. Bleibe nicht an Worten hängen, sondern dringe in die Sache ein! Dann kannst du dich im Geiste freuen. Es gibt nun einmal keine größere Freude, als Liebe zu üben und Liebe zu empfangen. Wer diese Freude einmal gekostet hat, der wird darin so selbstsüchtig, daß er schon um ihretwillen immer und immer wieder lieben muß. Die Liebe wird ihm zur zweiten Natur, sein ganzes Wesen wird dadurch geadelt und verklärt, und er wächst hinein in das Abbild dessen, der in der Liebe treu erfunden wurde bis in den Tod. Ja, Geliebte, der Vater, der sich uns in Christo geoffenbaret hat, der Gott, zu dem wir beten, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater bitten, der gebe uns vor allen Dingen eins: Er gebe uns seine tragende und überwindende Liebe! Dann ist uns alles übergeben. Amen!



Jesus als Freund des Lichtes.

Mark. 8, 10—26.

Jesus trat in ein Schiff mit seinen Jüngern und kam in die Gegend Dalmanuthas. Und die Pharisäer gingen heraus und fingen an, sich mit ihm zu befragen, versuchten ihn und begehrten von ihm ein Zeichen vom Himmel. Und er seufzte in seinem Geist und sprach: Was sucht doch dies Geschlecht Zeichen? Wahrlich, ich sage euch: es wird diesem Geschlecht kein Zeichen gegeben. Und er ließ sie und trat wiederum in das Schiff und fuhr herüber. Und sie hatten vergessen, Brot mit sich zu nehmen, und hatten nicht mehr mit sich im Schiff denn Ein Brot. Und er gebot ihnen und sprach: Schauet zu und sehet euch vor vor dem Sauerteig der Pharisäer und vor dem Sauerteig Herodis. Und sie gedachten hin und wieder und sprachen untereinander: Das ist es, daß wir nicht Brot haben. Und Jesus vernahm das und sprach zu ihnen: Was bekümmert ihr euch doch, daß ihr nicht Brot habt? Vernehmt ihr noch nichts und seid noch nicht verständig? Habt ihr noch ein verstarret Herz in euch? Habt Augen und seht nicht, und habt Ohren und höret nicht. Und er kam gen Bethsaida. Und sie brachten zu ihm einen Blinden und baten ihn, daß er ihn anrührte. Und er nahm den Blinden bei der Hand und führte ihn hinaus vor den Flecken und spützte in seine Augen und legte seine Hand auf ihn und fragte ihn, ob er etwas sähe? Und er sah auf und sprach: Ich sehe Menschen gehen, als sähe ich Bäume. Danach legte er abermal die Hände auf seine Augen und hieß ihn abermal sehen; und er ward wieder zurechtgebracht, daß er alles scharf sehen konnte. Und er schickte ihn heim und sprach: Gehe nicht hinein in den Flecken und sage es auch niemand darinnen.

Ihr kennt alle noch aus eurer Schulzeit her die Geschichte von Leonidas und den 300 Spartanern. Die standen in den Thermopylen einem großen Heere der Perser gegenüber. Um die Griechen einzuschüchtern, ließen die Perser ihnen sagen, sie würden mit einem solchen Hagel von Pfeilen überschüttet werden, daß sie vor lauter Geschossen die Sonne nicht würden sehen können. Darauf gaben die Griechen zur

Antwort: Gut, dann werden wir im Schatten kämpfen. — Der Kampf im Schatten, im Halbdunkel, ist gewiß nicht so anstrengend als in brennender Sonnenglut, aber er hat auch seine Nachteile. Man kann den Gegner nicht so scharf ins Auge fassen, als wenn man im Lichte kämpft. Eine Schlacht mit rauchlosem Pulver wird wahrscheinlich mehr Opfer fordern, als wenn man im Nebel des Pulverdampfs gegeneinander vordringt. Der Kampf ist gefährlicher, der Fortschritt jedoch zum Siege ist sicherer. Beherzte Männer freuen sich der klaren Luft.

Dies gilt in einem höheren Sinne auch von den Kämpfen auf dem Schlachtfelde des Geistes. Nebel und Schatten, Dämmerung und Halbdunkel müssen weichen, wenn du auf diesem Felde Sieger bleiben willst. Klar mußt du in die Sache hineinschauen, die du vertrittst. Darfst dich vor keiner notwendigen Folgerung fürchten, hinter keinem Vorurteil dich verschanzen, mußt mit Einem Wort ein Freund des Lichtes sein, sonst führst du ein stumpfes Schwert. Wohl setzest du dich dabei größeren Gefahren aus, als wenn du dein Heil in Kompromissen suchst, aber es ist auch eine große, edle Freude, klar zu sehen, klar zu denken und klare, sichere Streiche zu führen im Geisteskampfe.

Solch ein Kämpfer, der das Licht über alles liebte, ist Jesus gewesen. Hat er doch seine Jünger das Licht der Welt genannt und ihnen ausdrücklich verboten, ihr Licht unter den Scheffel zu stellen. Was leuchten kann, das soll leuchten, und unsere Seele ist weder für die Nacht noch für die Dämmerung geschaffen, sondern für das Licht. Wir sind nun einmal Sonnenkinder und können nur im Lichte leben. Wie die Blumen nur unter der Klarheit des Himmels ihr schönes Auge aufschlagen und verkümmern müßten, wenn man sie hinunter in den Keller tragen wollte, so blüht auch unsere Seele nur im Lichte zu der ihr innewohnenden Schönheit auf und muß verwelken, wenn sie in Finsternis gehalten

wird. Darum freuen wir uns, daß wir in unserm Herrn und Meister einen Freund des Lichtes zum Führer haben, und wollen versuchen, ihn heute von dieser Seite her genauer kennen zu lernen. Vor einigen Monaten haben wir ihn einmal als Freund der Weisheit dargestellt, heute trete er vor unsere Seele als **Freund des Lichtes**. Als solcher führt er in unserm Textabschnitt vier Streiche gegen die Finsternis:

1. er löscht das Zwielicht des Wunderglaubens aus,
2. er warnt vor finstern Mächten,
3. er fordert hellen Verstand und
4. er verhilft zu einem klaren Blick.

Jesus ist hinübergefahren in die Gegend von Dalmanutha, einem Ort, der vermutlich auf der Westseite des Sees Genezareth lag. Da kamen die Pharisäer, fingen an, mit ihm zu streiten, und begehrten von ihm ein Zeichen vom Himmel. Nicht ein solches, wie er deren schon viele an Kranken getan hatte, sondern ein eigentliches Wunder, etwas Unerhörtes, andern Menschen Unmögliches. Es ist den Pharisäern mit dieser Forderung durchaus Ernst, denn nach ihrem Sinn und Verständnis war ein Prophet ohne Wunder überhaupt kein Prophet. Sie stützten sich dabei auf die Überlieferung des Alten Testaments. Wie man von Elias und Elisa allerlei Wundertaten erzählte, sollte auch der, welcher sich selber zum Führer des Volkes aufwarf und sich Sohn Gottes nannte, seine übernatürlichen Kräfte durch ein Mirakel beweisen und sich damit legitimieren.

Wie hat sich Jesus zu diesem Verlangen gestellt? Wir kennen seinen Sinn schon aus der Versuchungsgeschichte. Dort wird er aufgefordert, ein blendendes Schaustück vor allem Volk aufzuführen, sich herunterzulassen von der Zinne des Tempels. Er weist dieses und ein ähnliches Ansinnen des Versuchers zurück. Er will nicht außergewöhnliche Mittel ergreifen, um seiner Predigt Eingang zu verschaffen,

er geizt nicht nach der Berühmtheit eines Wundermannes, er spekuliert nicht auf die niedern Begierden eines unmündigen, am Sinnlichen haftenden Volkes; er möchte vielmehr seinen Gott im Geiste anbeten, ihm in der Menschenliebe dienen und die Herzen durch den erziehenden, erweckenden Einfluß seiner Persönlichkeit gewinnen, öffnen, erlösen, nicht aber durch sinnenfällige Mittel. Jesus hat die Zeichenforderung der Pharisäer abgewiesen. Er seufzte auf; er dachte daran, wie die Menschen oft so abergläubisch und in ihrem religiösen Leben so kindisch sind, und sprach zu den Pharisäern schlankweg: Es wird diesem Geschlecht kein Zeichen gegeben werden. Die Heilungstaten, die Jesus vollbracht hat, sind also von ihm selbst gar nicht als Wunder aufgefaßt worden. Sie sind es ebensowenig in dem heutigen Sinne des Wortes. Wir verstehen unter Wunder ein Ereignis, worin der natürliche Zusammenhang der Dinge durchbrochen erscheint. Die Erkenntnis eines natürlichen Zusammenhanges, einer notwendigen Aufeinanderfolge von Ursache und Wirkung besaß aber jene Zeit gar nicht, der Begriff des Naturgesetzes war ihr fremd; daher reflektierte sie auch nicht darüber, ob ein Naturgesetz aufgehoben werden könne oder nicht. Solche Erwägungen sind modern, nicht antik. Wir freilich können nicht mehr los von der Frage nach der zureichenden Ursache der Erscheinungen, auch auf dem Gebiete der Religion nicht mehr; Jesu Zeit und Volk war darin völlig naiv. Man erlebte und erzählte häufig solche Heilungstaten, wie Jesus sie ausgeübt hat, ohne sie als Wunder zu betrachten, obwohl sie oft außergewöhnlicher Art waren.

Was die Pharisäer in unserer Textgeschichte begehren, ist etwas ganz anderes. Sie wollen ein Zeichen vom Himmel, einen Blitz oder Donner, der ihnen sinnenfällig beweist, daß Jesus die Gottheit zitieren kann nach seinem Belieben. Hier stehen zwei Arten von Religion einander gegenüber: die Religion der Sinne und die des Geistes. Solange es

Religionen auf Erden gibt, haben diese beiden Strömungen einander befehdet und befeindet, und alle großen Bewegungen der Religionsgeschichte sind Höhepunkte in diesem vieltausendjährigen Kampfe. Auf welcher Seite Jesus gestanden hat, ist uns, die wir die Evangelien kennen, unzweifelhaft. Er ist unter allen Religionsstiftern der energischste Vertreter und Vorkämpfer der Geistesreligion. Mit besonderem Nachdruck hat das Johannes-Evangelium auf diesen Punkt den Finger gelegt. Es hat unter den Wundergeschichten der drei älteren Evangelien eine sorgsame, wohl erwogene Auswahl getroffen, hat sechs Wunderbeispiele aufgestellt und diese ebenso geschickt wie geistvoll als Symbole gedeutet. Daß Gott Geist ist und daß Jesu Worte Geist und Leben sind, steht bei Johannes zu lesen. Und in der Geschichte vom ungläubigen Thomas, die gleichfalls im vierten Evangelium sich findet, wird der Glaube, der sich auf sinnliche Erfahrung, auf greifbare Wunder gründen will, als ein minderwertiger verurteilt, und selig werden diejenigen gepriesen, welche nicht sehen und doch glauben.

Daher treten wir mit dem vierten Evangelisten, ja mit dem Meister selbst unter die Bekenner der Geistesreligion, begehren weder Zeichen noch Wunder und weisen den davon berichtenden Erzählungen des Neuen Testamentes die Stelle an, welche ihnen nach Jesu Urteil zukommt. Wir betrachten sie mit Recht als symbolische Darstellungen christlicher Gedanken. Einige dieser Geschichten mögen naiv aus volkstümlichem Christusglauben geflossen, andere bewußter Absicht eines Schriftstellers entsprungen, noch andere aus dem Bedürfnis herausgewachsen sein, Jesum in alttestamentlichem Lichte zu sehen; jedenfalls malen sie ihn uns auf dem goldenen Grunde des Glaubens und der Liebe einer Gemeinde, die des Wunders als einer hervorragenden Gottesoffenbarung bedurfte; den Schlüssel zum Verständnis von Jesu Persönlichkeit geben sie uns aber ebensowenig, wie

sie ein Fundament für unsere Glaubensstellung zu ihm ausmachen.

Wäre Jesus um der Wunder willen unser Heiland, dann würden wir mit gebundenen Händen denen ausgeliefert sein, welche die Wundergeschichten der Evangelien zu verbürgen oder zu erklären versucht haben. Das können wir nicht ertragen. Licht und Kraft gibt uns nur das, was an Jesu Person heute noch ebenso wirksam ist, wie es damals war. Das sind nicht Zeichen und Wunder, sondern Worte voller Geist und Leben und Taten einer selbstverleugnenden Liebe. Diese unmittelbar mächtigen Äußerungen göttlichen Lebens haben einst die Herzen dahingenommen und die Seelen überwältigt; sie allein sind auch heute noch imstande, unserm Geschlechte religiöse Erweckung und Nahrung zu bieten und die Menschen der Gegenwart rückhaltlos und ohne Fragezeichen in die Fußspuren Jesu zu bannen, in die Gemeinschaft seines Geistes und Wesens zu nötigen. Freuen wir uns daher, daß Jesus das Zwielicht des Wunderglaubens ausgelöscht hat, und versuchen wir, ihm nahezukommen im Geist und in der Wahrheit, Person zu Person, Herz zu Herz, Wille zu Wille.

Jesus verläßt den Ort, wo er mit den Pharisäern über Zeichen und Wunder gestritten hat, und fährt mit seinen Jüngern wieder über den See. Den Umstand, daß sie nicht genug Brot mit sich genommen hatten, ignoriert er. Seine Gedanken hängen noch an dem, was er eben mit den Pharisäern geredet hat, und es ist ihm sehr besorgt zumute. Er sieht in den maßgebenden Kreisen seines Volkes zwei verderbliche Strömungen: eine religiöse Verbildung und eine religiöse Unbildung. Die erste nennt er den Sauerteig der Pharisäer, die zweite den Sauerteig des Herodes.

Die religiöse Verbildung, wie sie in den Kreisen der Schriftgelehrten und Pharisäer gang und gäbe, als ein Erbteil von den Vätern ihnen überkommen war, nennt er bei

anderer Gelegenheit Heuchelei. Sie ist in der Tat die tödliche Krankheit, die aller wahren Religion ein Ende macht. Jesus hat ein Gleichnis erzählt von zwei Söhnen. Der Vater sagt zu dem einen: Gehe hin und arbeite heute in meinem Weinberg. Der Sohn gibt zur Antwort: Ja, — aber er geht nicht hin. Darauf sagt er zu dem andern: Arbeite du in meinem Weinberg. Dieser erwidert: Nein, ich werde es nicht tun. Aber bald reut es ihn und er geht hin. Jesus fragt nun die Zuhörer: Welcher von den beiden hat des Vaters Willen getan? Sie antworteten: Der letztere. Darauf sagt er: Wahrhaftig, die Zöllner und die Huren werden eher in das Reich Gottes kommen als ihr. Was will Jesus mit diesem scheinbar widersinnigen Worte? Er will den Finger auf eins legen: auf die Wahrhaftigkeit des innern Menschen. Ohne diese Wahrhaftigkeit gibt es kein Verhältnis zu Gott, denn Gott ist selbst die Wahrhaftigkeit und die Wahrheit. Ohne sie gibt es auch keine Liebe, weder zu Gott noch zu den Menschen, denn die Liebe freut sich nur der Wahrheit, niemals aber des Scheins, niemals der Heuchelei. Die innere Wahrhaftigkeit ist die kräftige Quelle aller Religion.

Freilich, wenn ein Mensch wahrhaftig ist, dann verläuft seine Entwicklung nicht geradlinig und korrekt, sondern er stößt hier einmal an, und dort gleitet er mal aus, hier verfehlt er den Weg und dort verrennt er sich oder vertrotzt sich, — aber eins bleibt ihm, er hütet sich vor dem Sauerteig der Pharisäer, er wandelt ohne Falsch. Solange du wahr bleibst, gibt es für dich eine Rettung aus jeder innern Verderbnis, während die Unwahrhaftigkeit von vornherein jede Genesung ausschließt und dich zu einem dauernden Siechtum in deinem sittlichen und religiösen Leben verdammt. Bleibe darum wahrhaftig! Es ist viel besser, ehrlich zu zweifeln, als heuchlerisch zu bekennen. Insonderheit wir Protestanten müssen es uns zum obersten Grundsatz machen,

nichts zu bekennen, wovon wir nicht wahrhaft überzeugt sind. Wort und Herz, was wir reden und was wir denken, muß in einer heiligen Harmonie miteinander stehen, sonst werden wir niemals fromme Menschen werden, denn nur dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen.

Jesus kennt aber neben der religiösen Verbildung auch eine religiöse Unbildung. Er nennt sie den Sauerteig des Herodes. Ihr kennt die Geschichte von der Ermordung Johannes des Täufers. Durch die Reize eines tanzenden Mädchens besiegt, liefert Herodes den Freund an den Henker aus. Die Eigentümlichkeit des Herodianischen ist Wollust und Grausamkeit. Wo diese Dämonen im Menschenherzen hausen, ist kein Verhältnis zu Gott vorhanden, kann sich kein religiöses Gebild gestalten. Wenn man auch allen sogenannten religiösen Pflichten genügte — wo Wollust und Grausamkeit wohnen, kann Gott nicht sein; da verbirgt er sein Angesicht und zieht sich von uns zurück.

Am Sauerteig des Herodes ist die Kultur der alten Welt zugrunde gegangen, an ihm gehen auch heute noch unzählige Existenzen zugrunde, vornehmlich an der Wollust. Ich behaupte nicht, daß die Sinnlichkeit des Menschen seine Sünde sei. Naturalia non sunt turpia, sagt ein altes lateinisches Wort: Natürliche Dinge sind nicht schlecht an sich, sonst müßten auch Hunger und Durst etwas Sündhaftes sein. Aber es geht mit den Trieben unserer Sinne wie mit dem Feuer.

Wohltätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht;
Denn was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft.

Das kann man auch von unserm Sinnenleben sagen. Ohne ein gesundes Sinnenleben gibt es selten ein gesundes Geistesleben.

Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einher tritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand!

Davon weiß manches junge Blut zu erzählen. Man hat die Triebe losgelassen, ist nicht Herr über sie geblieben. So ist die Kraft, die an sich ein Segen für den Menschen sein kann, zu einem zerstörenden Fluche geworden. Deshalb hütet euch vor dem Sauerteig des Herodes. Hütet euch davor, den Flammen der Sinnlichkeit die Zügel freizugeben, und haltet sie in der verständigen Zucht des Geistes. Dann können sie euch freundliche Begleiter werden auf eurem Lebenswege.

Neben der Wollust steht die Grausamkeit, — zwei Leidenschaften, die sehr oft Hand in Hand miteinander gegangen sind. Grausame Tyrannen waren häufig zugleich Wollüstlinge. Beide Triebe liegen als Zwillingsschwestern in jedem Menschenherzen keimartig verborgen. Achtet deshalb darauf, wenn ihr bei euren Kindern grausame Neigungen entdeckt; sie werden sich mit den Jahren zu einer furchtbaren Geißel entwickeln, euch und ihnen zu Tod und Verderben.

Ein Verbrecher sagte auf dem Wege zum Schaffott: Wenn mein Vater mich doch geschlagen hätte, als ich den jungen Sperlingen die Augen ausstach; dann brauchte ich jetzt nicht unter das Beil. Und wißt ihr, was von dem jungen Ludwig XIII. erzählt wird? Sein Vater, Heinrich IV., fand den Knaben einmal, wie er den Kopf eines gefangenen Vogels zwischen zwei Steinen bearbeitete und das Tier auf diese Weise zu Tode brachte. Der Vater nahm den Stock und prügelte damit den Kronprinzen durch. Die Mutter aber, Maria von Medici, tadelte den König, weil er den Erben der französischen Krone auf so gemeine Art bestrafe. Heinrich

antwortete und sprach zu seiner Frau: „Königin, bittet den lieben Gott, daß ich zur Erziehung Eures Sohnes noch lange leben möge; denn wenn ich nicht mehr hier bin, wird dieser ungezogene Knabe auch Euch mißhandeln.“ Im folgenden Jahre starb Heinrich IV. durch Mörderhand. Ludwig aber hat seiner Mutter grausam mitgespielt; hier in Köln ist Maria von Medici als Verbannte im Elend der Fremde gestorben. — Hütet euch vor dem Sauerteige des Herodes. Grausamkeit ist ein bestialischer Trieb der menschlichen Natur, göttlich aber ist's, Barmherzigkeit zu üben, dem Menschen, ja auch dem Tiere gegenüber ein Mensch zu sein. Dazu ward uns das Herz in der Brust. Deshalb flieht die Wollust und die Grausamkeit, die finsteren Mächte religiöser Unbildung.

Sehr seltsam ist nun, was uns der Evangelist von der Auffassung erzählt, welche die Jünger der Warnung Jesu entgegenbringen. Sie meinen, er spräche davon, daß sie nicht Brot mit sich genommen haben. Dieses Mißverständnis ist unglaublich. Jesus bleibt aber auch hier geduldig und sagt: Seid ihr noch nicht verständig? Habt ihr noch ein verstarret Herz in euch? Habt Augen und sehet nicht, habt Ohren und höret nicht.

Solch ein trauriges Mißverstehen der Worte Jesu ist nicht damals allein vorgekommen, es hat sich durch die Jahrhunderte fortgesetzt bis auf unsere Tage. Nichts erschwert heute noch den Gebrauch der Bibel so sehr, als daß man sich nicht dazu entschließen kann, Bild und Sache auseinander zu halten. Wir können nun einmal in der religiösen Verkündigung die Symbolik nicht entbehren. Redet doch einmal von Gott ohne Bild. Braucht einmal lediglich das Wort: „Gott.“ Was könnt ihr euch dabei denken? Gar nichts. Gott ist völlig Geheimnis für uns alle. Du kannst ihm gar nicht nahekommen, wenn du dich nicht bemühst, ihn irgendwie im Bilde zu schauen. So hat es Jesus gemacht. Wenn er Gott seinen Vater nennt, so will er uns

durch das Bild zur Sache führen. Denkt darüber einmal weiter nach. Fragt euch einmal, ob euch in euren Jugendjahren und vielleicht auch noch jetzt nicht manches nur darum dunkel geblieben ist und noch dunkel bleibt, weil ihr das Bild mit der Sache verwechselt.

Es ist wahrhaftig kein Schade gewesen, daß seit 150 Jahren die theologische Wissenschaft sich den Gesetzen des Verstandes gemäß mit der Bibel beschäftigt hat, daß sie immer tiefer gegraben und immer geschickter uns gelehrt hat, persönliche und geschichtliche Wahrheit voneinander zu sondern. Denkt ja nicht, daß bei dieser kritischen Betrachtung der Bibel die Poesie verloren geht. Im Gegenteil, hier tritt sie erst ganz in ihr Recht, indem sie aus der trüben Mischung mit Glaubenslehren herausgearbeitet und so in der ihr eigentümlichen Schönheit und Kraft offenbar wird. Fürchtet auch nicht, daß euer Gemüt leer ausginge. Damit ist uns doch gewiß nicht gedient, daß das Gemüt in Täuschungen eingewiegt wird, die später vor den Erwägungen des Verstandes nicht standhalten können. Die schönsten Blumen gedeihen unter der Sonne, die edelsten Geistesfreuden im Lichte klarer Erkenntnis. Wozu hat uns denn Gott den Erkenntnistrieb in die Seele gelegt, wenn er ewig sollte unerwidert bleiben? Wer gibt dir das Recht, die vornehmste Geisteskraft, das Denken, gerade da Halt machen zu lassen, wo die vornehmste sittliche Kraft, der Glaube, beginnt?

Wohl weiß ich: Unser Wissen ist und bleibt Stückwerk. Im religiösen Leben werden wir niemals mit dem Erkennen allein ans Ziel gelangen, die letzte Brücke zu Gott muß das innere Bedürfnis schlagen. Pectus facit hominem, das Herz macht den Menschen, und nicht sein Wissen. Aber mache darum keiner die Unwissenheit zu seinem Ruhebett, versperre niemand der Erkenntnis den Eingang in das Reich des Glaubens, sonst würdet ihr euch in Gegensatz stellen zu dem Meister, der seine Jünger getadelt hat, weil sie auf

die Erkenntnis verzichteten, weil sie mit offenen Augen nicht sahen und mit offenen Ohren nicht hörten. Wir wollen mit den Augen unseres Verstandes sehen, was wir nur irgend sehen können, und wollen mit offenen Ohren zu verstehen suchen, was nur irgend in der heiligen Schrift unserem Verständnis zugänglich ist. Ob darüber einige liebgewordene Anschauungen und Vorstellungen uns verloren gehen oder nicht, ist unwesentlich. Die Hauptsache bleibt immer, daß unser religiöses Leben wirklich ein Leben in Gott sei. Das ist aber unmöglich, solange Verstand und Herz in Zwiespalt miteinander liegen, solange wir an die Bibel einen andern Maßstab der Erkenntnis und des Vertrauens anlegen wie an die übrigen Offenbarungen Gottes.

Als Jesus nach Bethsaida gekommen war, heilte er einen Blinden. Diese Heilung ist besonders interessant geschildert. Sie verläuft auf natürlichem Wege. Jesus bedient sich des Speichels, der bekanntlich in alten Zeiten als Heilmittel galt, und spützt dem Blinden in die Augen. Dann legt er seine Hände auf ihn und fragt: Kannst du etwas sehen? Ja, er sieht Menschen gehen; aber sie kommen ihm vor, als wären es Bäume. Der Kranke ist also kein Blindgeborener, sonst hätte er nicht gewußt, wie Bäume aussehen. Nun wiederholt Jesus die Operation, legt ihm abermals die Hände auf seine Augen und läßt ihn Sehversuche machen so lange, bis er wieder zurecht gebracht ist. Also ein rationelles Verfahren nach der ärztlichen Praxis damaliger Zeit.

Für uns hat die Geschichte aber noch einen tieferen, einen symbolischen Sinn. Jesus verhilft uns zu einem klaren Blick auf Gott und die Menschen. Das tut er nicht auf einmal. Niemand möge erwarten, Gott zu schauen durch eine unmittelbare plötzliche Offenbarung; der ewige Geist ist keusch, er will gesucht, er will gewonnen sein durch treues Werben. Drum lasse sich's keiner verdrießen, von Klarheit zu Klarheit vorzudringen, und begehre nicht, alle Klarheit auf einmal

zu schauen. Dann würden wir vor zwei Übeln behütet sein. Einmal vor der Mutlosigkeit, wenn die zweifelnden Fragen kein Ende nehmen wollen. Zum andern aber vor der Überhebung, womit sich die Halbgebildeten so gerne brüsten, als besäßen sie, wenn sie die Teile in der Hand halten, nun auch das geistige Band, um sie zu einem Ganzen zusammenzufügen. Nein, in Jesu Nachfolge geht's von Stufe zu Stufe. Das ist der Reiz dieser Jüngerschaft, daß ein Schleier nach dem andern fällt und doch das Letzte verschleiert bleibt. Denn darin kommen wir dem Blinden von Bethsaida nicht gleich, daß wir schließlich alles scharf sehen könnten.

Wie Bäume jedoch brauchen dir die Menschen auch nicht zu erscheinen. In Jesu Gemeinschaft verlernt man das Vergöttern ebenso gründlich wie das Verfluchen; vielmehr tut sich das Auge der Liebe auf mit seinem zarten, feinfühlenden und bescheidenen Blick für die zahllosen Nüancen menschlichen Seelenlebens und für die Bedeutung des Kleinen, des Werdenden und Wachsenden in der Menschennatur. Man hört auf zu richten und nimmt sich selbst ins Gericht. Das Gewissen wird schärfer, die sittlichen Grundsätze deutlicher und fester und das Herz weiter und wärmer, je länger man aushält unter Jesu segnender und heilender Freundeshand. Die fesselndste Aussicht ist der Blick in ein Menschenherz. Möge Jesus uns allen der Arzt werden, welcher uns dafür die Augen auftut, daß dort Gott zu sehen ist.

In dieser Woche erleben wir zwei Gedenktage. Nächsten Dienstag ist der Geburtstag des Erasmus und nächsten Freitag der Tag der 95 Thesen. Sie erinnern uns an zwei sieghafte Mächte, die Licht gebracht haben in die Welt, an den Humanismus, die Wissenschaft des 16. Jahrhunderts, und an die Reformation, die religiöse Erneuerung der Gemüter zu derselben Zeit. Dürfen wir es einen Zufall nennen, daß beide zu gleicher Zeit auf dem Plane erschienen? Nimmermehr! Sie hängen nun einmal unzertrennlich als

Geschwister zusammen. Wehe dem Glauben, welcher Vernunft und Wissenschaft verachten, wehe der Wissenschaft, die den Glauben und seine Gotteskraft ignorieren wollte! Sie gehören beide zueinander: Erasmus und Luther, Humanismus und Reformation, Wissen und Glaube. Beide erheben den Mann auf den Schild, der uns zuruft: Ihr seid das Licht der Welt! Darum wollen wir als Nachfolger Jesu dafür sorgen, daß die Menschen viel Freude am Licht gewinnen, am Licht des Wissens und an dem des Glaubens.

Vielleicht erscheint dir lange Zeit die Fackel des Glaubens minderwertig neben dem ruhigen Glanze deines Wissens, deiner Vernunft mit ihrer Weisheit und Erkenntnis. Aber glaube mir, es kann auch eine Zeit kommen, wo alles Wissen dich im Stich läßt und du deinen letzten Halt, deinen süßesten Trost und Frieden im Glauben finden wirst. Sorge bei Zeiten dafür, daß es dann ein machtvoller Glaube sei, nach welchem du greifst, ein Glaube, der aus innerer Erfahrung, aus Wissen und Bedürfnis geboren ward. Dann wirst du als Glaubender frohlocken, ein Wissender zu sein, und als Wissender danken, daß du glauben kannst. —

So schauen wir getrost in die Zukunft und verzagen nicht an unserm Volk, nicht an der Menschheit. Denn wenn auch noch viele in Finsternis wandeln, so leuchtet doch über dem endlosen Pilgerzug der Adamskinder das große Licht, welches ihren Tag regiert: Jesus Christus. Und darum rufe ich dir zu: Mache dich auf und werde auch du Licht, denn dein Licht ist gekommen, und die Herrlichkeit des Herrn erscheint über dir! Amen!



Vom verlorenen Sohn. I.

Luk. 15, 11—20.

Jesus sprach: Ein Mensch hatte zwei Söhne; und der jüngste unter ihnen sprach zum Vater: Gib mir, Vater, das Teil der Güter, das mir gehört. Und er teilte ihnen das Gut. Und nicht lange danach sammelte der jüngste Sohn alles zusammen und zog fern über Land; und daselbst brachte er sein Gut um mit Prassen. Da er nun alles das Seine verzehrt hatte, ward eine große Teuerung durch dasselbe ganze Land; und er fing an zu darben; und ging hin und hängte sich an einen Bürger desselbigen Landes, der schickte ihn auf seinen Acker, die Säue zu hüten. Und er begehrte seinen Bauch zu füllen mit Träbern, die die Säue aßen; und niemand gab sie ihm. Da schlug er in sich und sprach: Wie viele Tagelöhner hat mein Vater, die Brot die Fülle haben, und ich verderbe im Hunger! Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen, und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir und bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße; mache mich zu einem deiner Tagelöhner. Und er machte sich auf und kam zu seinem Vater.

Im Verlaufe unserer letzten Betrachtungen haben wir zwei Gleichnisse Jesu näher kennen gelernt: das Gleichnis vom Säemann vor mehreren Wochen schon und das Gleichnis vom barmherzigen Samariter im vorletzten Sonntagsgottesdienst. Heute kommt ein drittes hinzu, das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Der Weg durch diese drei Gleichnisse ist ein aufsteigender. Man kann sagen, er führt aus dem Vorhof in das Heilige und aus dem Heiligen in das Allerheiligste. Daß unser heutiges Gleichnis, die Geschichte vom verlorenen Sohne, den Mittelpunkt des gesamten Christenlebens trifft und diesen Mittelpunkt in das hellste und deut-

lichste Licht stellt, steht außer allem Zweifel. Die vornehmste Frage der Religion ist doch sicherlich diese: Wie kommt der Mensch zu seinem Gott? Wie wird er mit ihm eins? Mit dieser Frage hängt ganz unzertrennlich die andere zusammen: Wie überwindet der Mensch die Hindernisse, die ihn von Gott trennen? Wie überwindet er seine Selbstsucht, seine Sünde? Wie werden die Schranken hinweggeräumt, welche die Sünde zwischen ihm und seinem Gott aufrichtet? Auf diese Frage gibt das Gleichnis vom verlorenen Sohn eine einfache und schlichte Antwort.

Manche halten dieses Gleichnis für minderwertig, weil Jesus in demselben keine Rolle spielt. Er steht nicht zwischen dem Sünder und seinem Gott, weder trennend noch vermittelnd. Zwischen diesen beiden steht überhaupt niemand. Das ist uns aber gar nichts neues an der Denk- und Redeweise Jesu, daß er sich beiseite stellt; denn im Gleichnis vom Schalksknecht, in der Parabel vom Pharisäer und Zöllner, vom verlorenen Schaf und verlorenen Groschen, in seinem persönlichen Verkehr mit den Zöllnern und Sündern denkt und tut Jesus ebenso. Er ist von Herzen viel zu demütig, um die Rolle in Anspruch zu nehmen, die eine spätere Zeit ihm zugeteilt hat.

Darum wollen wir dieses Gleichnis nehmen, wie es ist und wollen weder Fragezeichen dahinter noch Klammern dazwischen setzen. Fern bleibe uns jene künstliche, die Wahrheitsliebe Jesu in Frage stellende Behauptung, daß unsere Parabel erst nach Jesu Tod am Kreuz ihre volle Bedeutung erlangt habe. Wir haben zu unserm Meister das Zutrauen, daß er die Menschen, denen er sie erzählt hat, gerade über die Hauptsachen nicht hat im unklaren lassen wollen, und zweifeln nicht, daß wir es hier mit den Hauptsachen zu tun haben, mit dem gnädigen Gott und dem renigen Menschenkinde. Wir treten also ohne Vorurteile und Hintergedanken an unser Gleichnis heran und versuchen heute, die erste

Hälfte desselben zu unserer Erbauung auszulegen. Sie zeigt uns drei Bilder, nämlich:

1. wie der Sohn das Vaterhaus verläßt,
2. wie die Sünde in der Fremde ihn betrügt und
3. wie er versucht, wieder ins Vaterhaus zurückzukehren.

Ein Mensch, erzählt Jesus, hatte zwei Söhne. Der Mensch ist nicht Christus, denn dieser vergleicht sich nie mit einem Vater, sondern der Mensch ist Gott. Die beiden Söhne sind Menschenkinder. Jesus greift in den Gleichnissen immer bestimmte Typen von Menschen heraus, er zeichnet Charakterköpfe. Der eine Sohn ist der warmherzige, hochstrebende, aber leichtsinnige und genußsüchtige; der andere ist der korrekte, der keine Form verletzt, der aber innerlich hart, kalt, stolz und engherzig bleibt, — gewiß zwei Menschenarten, wie sie zu allen Zeiten wiederkehren. Wir können sie auch mit dem Pharisäer und dem Zöllner zusammenstellen. Der jüngere Sohn ist der Zöllner, der den rechten Weg verliert, der sich aber wieder zurechtfindet; der ältere Sohn dagegen ist der Pharisäer, der da meint, den rechten Weg zu gehen, ja, ihn niemals verlassen zu haben, der aber gerade deshalb dem Vater noch ferner steht wie der jüngere.

Jesus hält sich zunächst an die Geschichte des jüngern Sohnes. Als derselbe ein gewisses Alter erreicht hat, kommt er zum Vater und spricht: Gib mir das Teil der Güter heraus, das mir gehört. Und der Vater teilt ihnen das Gut.

Was bedeutet es, daß der Sohn sein Gut herausfordert? Es ist in ihm der Gedanke erwacht: Für dich gibt es noch ein angenehmeres, freieres, genußreicheres Leben als das, welches du jetzt führst. Dieses freieren Lebens kannst du aber unter den Augen des Vaters nicht froh werden, sondern nur dann, wenn du dich auf eigne Füße stellst, wenn du das Verhältnis der Abhängigkeit von deinem Vater lösest.

Geliebte, geht es nicht vielen Menschen in ihrem Leben einmal ganz ebenso? Kommen nicht Zeiten, wo uns das Bewußtsein, abhängig zu sein, wie eine unerträgliche Last auf der Seele liegt? Man muß tun und sein, was man weder tun noch sein will. Es sind die Tage, in denen wir von einer goldnen Freiheit träumen, von einem Genuß, der nur durch das Überspringen gewisser Schranken zu gewinnen ist. Es ist die Sturm- und Drangperiode des Lebens, wo man auf den Höhen der Menschheit zu wandeln und sich im Glanze des eignen Ich zu sonnen begehrt. Nisten sich diese Gedanken tiefer ein, so bilden sie sich allmählich zu einem System aus, welches man vor sich selbst als ein den höchsten Lebenszielen entsprechendes rechtfertigt. Man glaubt an eine Position jenseits von Gut und Böse, wo man selber entscheiden dürfe, was Recht und Unrecht ist. Man denkt und lebt nach den Gesetzen einer Herrenmoral und blickt auf die andern Menschen herab wie auf eine große Herde, die in dumpfer Unselbständigkeit sich leiten lasse und keine Ahnung habe von den Kräften der Selbstbefreiung, die in ihr schlummern. Solche Gedanken sind so verführerisch, daß sie den allermeisten Menschen irgendwie in ihrem Leben einmal zum Fallstrick werden.

Sichtbar freilich geschieht das nur selten, vielmehr vollzieht sich dieser Sündenfall im Verborgenen. Eine innere Auflehnung gegen das, was dir bisher heilig und teuer war, kommt über dich. Du teilst die Menschheit ein in Herrscher und Sklaven. Natürlich willst du nicht zu den Sklaven gehören und stellst dich selbst in den Kreis der Herrschenden. Daß es nicht nur Herren und Sklaven, sondern auch Väter und Kinder gibt, leuchtet dir nicht ein. Der kindliche Geist ist dir eben verloren gegangen; du glaubst nicht mehr daran, daß du als Kind glücklich sein könntest. Dafür, daß gerade in dieser Kindschaft die Summe alles Glückes eingeschlossen liegt, ist dir das Auge geschlossen und der Geist geblendet.

Dieser ganze Ideengang beruht auf einer völligen Verkennung der Wirklichkeit. Es gibt tatsächlich keinen Menschen, der unabhängig wäre. Abhängig ist jeder, nicht nur von dem allmächtigen Gott — davon will ich nicht reden, denn diese Abhängigkeit wird ja geleugnet und kann auch nicht anders bewiesen werden als durch das eigne Gewissen —, sondern auch abhängig von dem, was ihn umgibt, abhängig von den Verhältnissen und den Menschen. Und wenn du ein Hochstehender wärest, mein Lieber, und könntest zu einem Menschen sagen: Gehe hin! und dann geht er, und zu einem andern: Komme her! und dann kommt er, — trotz alledem wärest du gebunden an diesen Menschen, der doch an dich gebunden zu sein scheint, denn deine ganze Herrscherkraft beruht darauf, daß diejenigen, welche du beherrschen willst, sich auch von dir beherrschen lassen mögen. Wenn sie das nicht mehr wollen, so ist es mit deiner ganzen Herrscher-Herrlichkeit vorbei.

Darum vergiß es nie, daß du abhängig bist und bleibst, und dann suche dich in diese Abhängigkeit hineinzufinden nicht etwa mit der murrenden Seele des scheltenden Knechtes, sondern mit dem fröhlichen Gehorsam des dankbaren Kindes, welches sich nirgends wohler fühlt als auf der Mutter Schoß und in des Vaters Armen. Rette dir das Glück und die Seligkeit des kindlichen Geistes, dann wirst du die Abwege des verlorenen Sohnes vermeiden. Und wenn du sie einmal beträtest, so würdest du dich wieder zum Vaterhaus zurückfinden. Denn was ist dieses Vaterhaus? Es ist nicht irgendein Ort im Himmel oder auf der Erde, sondern es ist die Freude der Kinder Gottes. Wer ein Kind Gottes ist, der ist im Vaterhaus, gleichviel wo und wie er leben und stehen mag.

Nun aber noch eine Frage zu diesem ersten Abschnitt. Warum gibt der Vater eigentlich das Teil der Güter heraus, welches dem Sohne gehört? Warum sagt er nicht

einfach: Nein, daraus wird nichts? Er muß doch die größere Weisheit besitzen. Ja! Und gerade, weil dies der Fall ist, darum gibt er dem Sohne sein Teil. Durch Belehrungen allein werden wir uns nie davon überzeugen lassen, daß die Abhängigkeit vom Vater unser Glück ist. Wir müssen uns erst selbst einmal in der Sackgasse verrannt haben, müssen das Wichtigste im Leben, sei es zu unserm Heil oder Unheil, aus Erfahrung lernen. So wie wir unsern Gott nur lieben können aus dem Erlebnis seiner Liebe, so können wir ihm auch nur gehorchen aus der Erfahrung heraus, daß der Ungehorsam gegen ihn den Fluch in sich selber trägt. Darum stellt Gott den Menschen auf sich selbst und übergibt ihm die Güter, die er ihm zugedacht hat, zum freiesten Gebrauch. Er läßt es darauf ankommen, ob der Mensch dankbar sein will oder nicht, ob er ein Kind bleibt oder ob er sich losreißt. Denn nur dadurch, daß ihr volle Freiheit gewährt ist, kann die Seele zur Kindschaft Gottes mit Bewußtsein gelangen, mit Freudigkeit, aus innerm Trieb, mit heiliger Dankbarkeit. Es ist einer der schönsten Züge, welche Jesus dem Bilde Gottes aufgeprägt hat, daß er dem Sohn das Teil der Güter herausgibt, das ihm zusteht.

Nun laßt uns sehen, was der Sohn mit den Gütern anfängt. Er glaubt, jetzt ein freier Herr aller Dinge zu sein, und lebt eine Zeitlang herrlich und in Freuden. Aber wie es so geht, auch das größte Vermögen ist bald durchgebracht, wenn nicht gearbeitet, gespart und verdient wird. So vergeudet der Sohn sein Gut mit Prassen. Und wie er alles das Seine verzehrt hatte, kam zum Unglück noch eine Teuerung über das Land, und er fing an zu darben. Jetzt ist er dem Schicksalsschlag nicht mehr gewachsen und begibt sich in die elendeste Abhängigkeit, die man sich denken kann. Er hängt sich an einen Bürger des fremden Landes. Der befiehlt ihm: Gehe hin auf den Acker und hüte die

Schweine; eine bessere Existenz kann ich dir nicht bieten. Und er begehrte, seinen Bauch zu füllen, das tierische Bedürfnis zu befriedigen, mit Trebern, die die Säue fraßen; aber niemand gab sie ihm.

So täuschen den Menschen seine Illusionen, so betrügt ihn sein Hochmut, sein Eigenwille, seine Selbstgewißheit. Der Sünder ist ein Verschwender. Er macht es mit den geistigen Gütern und sittlichen Kräften, die ihm Gott verliehen hat, wie der verlorene Sohn. Er bringt sie durch mit Prassen, läßt die schönen Gaben des Verstandes und Herzens unbenutzt liegen, sinkt in seinen Ansprüchen auf Genuß zu einem immer niedrigeren Niveau hinunter und würde sich schließlich mit den Trebern gewöhnlichsten Sinnenkitzels begnügen, wenn sie ihm nur Abwechslung böten.

Die reichen Güter des Vaterhauses, die süße, von segnenden Händen beschützte Freiheit des Kindes tauscht er ein gegen die Armut der Abstumpfung und die Knechtschaft der Begierden. O, welch eine Verschwendung! welch eine Wandlung! Ja, die Sünde macht sehr bald arm: arm an Begeisterungsfähigkeit, arm an Glauben — man kann das Gute nicht mehr schätzen —, arm an Liebe — weil man nur an sich selber gedacht, kann man andern nichts mehr sein — und arm an Empfangen. Es wird einem nichts mehr geschenkt von andern, kein Herz, kein Vertrauen mehr, weil man für andere nichts mehr hat. Schnell ist auch ein großes geistiges Kapital verschleudert, und nur allzubald steht der törichte Mensch am Grabe seiner Hoffnungen, an den Trümmern seines Besitztums. Man kann von seiner Seele sagen:

Leergebrannt ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette;
In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Nun bleiben aber natürlich auch die Schicksalsschläge nicht aus. Höhnend stürmen sie auf den Verarmten ein und rufen: Noch nicht arm genug! Die Teuerung fragt nicht: Bist du gewappnet, mich auszuhalten, den Kampf mit mir aufzunehmen? —, sondern wie ein grimmiger Riese stürzt sich das Schicksal über ihn, und siehe da, der Arme ist zugleich ein Schwächling geworden. Wie anders früher, da er mit frischem, fröhlichem Mute des freien Gewissens jedem Anprall Trotz zu bieten vermochte. Jetzt kann er dem kleinsten Windstoß nicht mehr standhalten; er ist wie Spreu, die ein Luftzug verweht; er besteht nicht in dem Gericht, welches der Allmächtige über ihn ergehen läßt. Er hat keine Tatkraft und keine Siegesgewißheit mehr, denn die Sünde hat an seinem innersten Marke gezehrt; er hat das Beste verloren: den Mut, zu leben und zu überwinden. Er darbt.

Schaue dir auch die bittere Abhängigkeit an, in welche du gerätst durch deine Schuld. Abhängig wirst du von Menschen, die du in bessern Tagen mit Verachtung straftest, und welche nun die Genossen deiner Schmach geworden sind. Mit unsichtbaren, aber unzerreißbaren Fäden halten sie dich fest, denn sie wissen manches von dir, was andere Leute nicht wissen sollen. Sie erdrücken in dir die letzten Regungen der Scham, und siehe da, der Mensch, der da vermeinte, frei zu werden, ist nun erst völlig ein Sklave, nicht nur seiner selbst, sondern ein Sklave anderer Menschen geworden. Dem gütigen Herrn entfliehend, geriet er dem hartherzigen unter die mitleidlose Hand.

Da steht der verlorene Sohn auf dem Acker. Wer ist um ihn? wer sind seine Gefährten? Die Schweine. Sie sind glücklicher als er, denn sie haben Treber, wofür sie geschaffen wurden, und sind zufrieden. Er aber hat einst das Brot des Vaterhauses gekostet, seine Seele ist für das Licht, für die Gottesnähe bestimmt, und nun steht er einsam und verlassen.

Seht, Geliebte, das ist die getäuschte Illusion, das ist der Betrug der Sünde, und darum bitte ich dich noch einmal: Bewahre dir dein kindliches Herz und bleibe bei deinem Vater. Der betrügt dich nicht wie deine Versucher und Verführer. Es gibt eine Geschichte von einem Schiffbrüchigen. Der hat im letzten Moment einen Beutel mit Gold gerettet und treibt nun auf dem Meere, in der einen Hand diesen Beutel und mit der andern sich an einer Planke festhaltend, die ihn trägt. Da sieht er nicht weit von sich auf einem Brette ein Kind, das die Gefahr nicht kennt, in der es schwebt. Das arme Würmchen tut ihm leid, aber wenn er es retten will, muß er den Beutel fallen lassen. Da beginnt in ihm ein gewaltiger Kampf. Soll er das Gold bergen oder das Kind? Endlich entschließt er sich zum Bessern, läßt den Beutel in des Meeres Tiefe sinken, greift nach dem Kinde und wird mit ihm ans Ufer getrieben. Ein ergreifendes Gleichnis! Wir kommen auch an solche Scheidewege.

> Am Golde hängt,
> Nach Golde drängt doch alles;
> Ach, wir Armen!

Da klammern wir uns mit heißem Begehren an Dinge, die nichts Wertvolleres an sich tragen als den Glanz; das Beste aber sehen wir vor uns auf dem Ozean des Lebens treiben und greifen nicht danach. O, Geliebte, mag doch versinken, was versinken will, wenn wir uns nur dieses Beste retten: das Kind im Herzen mit seinen hellen, guten Kinderaugen, die den Vater suchen.

Auch in dem verlorenen Sohn ist das Kind nicht ganz erstorben. Es findet den Weg zum Vater zurück. Wie geht das zu? Wunderschön hat es uns Jesus geschildert. Der Sohn schlug in sich. Bisher hatte er nie in sich geschlagen, sondern immer nur außer sich, hatte immer nur die Verhältnisse, das Mißgeschick, den Zufall verantwortlich gemacht.

Es hat mich nun einmal betroffen, hatte er gedacht, ich kann nicht dafür. Jetzt findet er aber den roten Faden, jetzt tastet er sich zurück zu der eigentlichen Ursache seines Elends. Sie liegt in ihm selbst; er selber war seines Unglücks Schmied, wie er ja auch der Werkmeister seines Glückes hätte sein können.

Er schlägt in sich, und sobald er einmal einen vernünftigen, ruhigen Blick in sein eigenes Herz tut, entdeckt er darin etwas, was er lange nicht mehr gesehen hat. Er hatte geglaubt, alle seine Güter gesammelt zu haben, aber siehe da, der Vater hatte ihm noch ein Wertstück dazu gelegt: das Bild des Vaterhauses. Dieses Bild steigt lockend und mahnend in seiner Seele empor, es nimmt lebendige, überwältigende Gestalt an. Er sieht die Tagelöhner seines Vaters rüstig am Werke, sieht seinen Vater selbst, wie er unter ihnen umhergeht und sie grüßt mit freundlichem Wort; er sieht sie am Feierabend in fröhlicher Runde sich niedersetzen und sich unterhalten nach des Tages Last und Hitze. Sie haben Brot die Fülle und sind doch nur Tagelöhner, während er, der Sohn des Hauses, der einst am Herzen des Vaters lag, hier unter den Schweinen auf dem Acker eines fremden Mannes stehen und im Hunger verderben muß. Das kann er nicht länger ertragen. Das Heimweh macht ihn zu einem andern Menschen. Nun steigt die Morgenröte der Reue in seiner Seele empor, und er ruft: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und will ihm sagen: ich habe gesündigt vor Gott und Menschen, ich bin nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße; laß mich nur als Tagelöhner bei dir sein, daß ich dich wenigstens wiedersehe, daß ich weiß, du bist mir wieder gut.

Geliebte, wer unter euch sich ohne Sünde weiß, der werfe den ersten Stein auf diesen Menschen! Ist es nicht bei allem Niedrigen und Gemeinen in der Menschenseele doch etwas Hohes und Reines, daß ein Mensch das Gute

wollen kann? O wahrlich, Jesus hat groß von den Menschen gedacht, nicht so gering, wie manche, die da meinen, der Mensch sei überhaupt unfähig, irgend etwas Gutes zu wollen, und daher auch untüchtig, etwas Gutes zu tun. Jesus hat ihm höhere Kräfte zugetraut. Er hat den Bewohnern von Jerusalem zugerufen: Ihr habt nicht gewollt! und hier läßt er den verlorenen Sohn sagen: Ich will mich aufmachen. Ja, mein Lieber, der Wille tut es, und wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Hier wird der Wille getragen vom Heimweh, einem starken Gefühl, das dem Wollenden einen festen Grund unter die Füße legte. Denn schließlich ist das Vaterhaus das einzige Feste in der Welt.

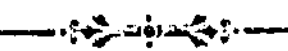
Daher sollten wir auch im irdischen Sinne des Wortes unsern Kindern ein Vaterhaus geben und erhalten. Wohl können wir in spätern Jahren das innere Leben unserer Kinder nicht mehr durchgreifend bestimmen. Sie gehen ihren Weg, und viele machen sich selbst zu ihrem Gott. Aber wir können sie so liebhaben, daß der Gedanke an erfahrene Elternliebe sie schließlich auch wieder mit Sehnsucht nach der ewigen Gottesliebe erfüllt, und diese Sehnsucht zu einem das Leben bestimmenden Glauben erstarkt. Wohl können wir nicht immer verhindern, daß unsere Kinder straucheln, ja fallen, — das müssen zuweilen die besten Eltern erleben, ohne daß man sie dafür verantwortlich machen dürfte. Aber wir können den Kindern das Vaterhaus so wert, so teuer machen, daß sie es wenigstens fühlen, wenn sie sinken, daß ihnen der Unterschied zum Bewußtsein kommt zwischen ihrem einstigen und ihrem jetzigen Zustand zwischen den Idealen ihrer Kindheit und den niedern Leidenschaften der Gegenwart. Darum wollen wir unsern Kindern hohe Aufgaben stellen, wir wollen ihren Willen stärken und ihre Liebe befruchten und wollen uns selber ganz in ihren Dienst stellen, damit sie wissen: es gibt noch eine Liebe auf Erden, und die Treue, sie ist kein leerer Wahn.

Diese Gottesliebe und Gottestreue hat den verlorenen Sohn in der Fremde gerettet, die hat ihn mit unzerreißbaren Seilen zurückgezogen zu dem Vater, den er verloren hatte. Er will aber nicht zurückkehren, um irgendwelche selbstsüchtige Bedürfnisse befriedigt zu sehen, nein, er will heimkehren als ein ehrlicher, wahrhaftiger Mensch. Welch ein Glück, daß er überhaupt zurückkehren kann, daß er den Vater noch hat. Es gibt ja Menschenkinder, die haben kein irdisches Vaterhaus mehr; aber Gott lebt jedem, und wer glaubt, daß dieser Gott sein Gott ist, der fürchtet sich nicht vor ihm, sondern reicht ihm vertrauend die Hand und sagt: Vater, ich habe dir wehe getan, ich bin nicht wert, dein Kind zu heißen, aber ich komme doch zu dir; ohne dich kann ich nicht mehr leben, meine Zukunft ist die Gemeinschaft mit dir; meine Kraft, mein Trost, meine Freude bist du.

So handelt der Sohn, um heimzukehren. Ich aber möchte euch zurufen: Geht hin und tut desgleichen. Was auch für Ängste und Bekümmernisse deine Seele quälen, mein Lieber, welche Verwüstung du auch in deinem eignen Herzen angerichtet haben magst, welches Elend auch Torheiten und Leidenschaften über dich gebracht haben mögen, — gleichviel, der allmächtige und treue Gott ist immer größer als unser Herz, und es ist keine Ruine so brüchig, daß er sie nicht wieder aufbauen könnte. Darum fasse Mut in allen Irrgängen dieses Lebens, schlage immer wieder in dich, mache dich auf und gehe zu deinem Vater.

Wer ihn hat,
Ist still und satt,
Wer ihm kann im Geist anhangen,
Darf nicht mehr verlangen.

Amen!



Vom verlorenen Sohn. II.

Luk. 15, 20—32.

Und er machte sich auf und kam zu seinem Vater. Da er aber noch ferne von dannen war, sah ihn sein Vater, und jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals, und küssete ihn. Der Sohn aber sprach zu ihm: Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir; ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße. Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringet das beste Kleid hervor und tut ihn an, und gebet ihm einen Fingerreif an seine Hand und Schuhe an seine Füße, und bringet ein gemästet Kalb her und schlachtet es, lasset uns essen und fröhlich sein; denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wiedergefunden worden. Und fingen an fröhlich zu sein. Aber der älteste Sohn war auf dem Felde; und als er nahe zum Hause kam, hörte er das Gesänge und den Reigen und rief zu sich der Knechte einen und fragte, was das wäre. Der aber sagte ihm: Dein Bruder ist kommen, und dein Vater hat ein gemästet Kalb geschlachtet, daß er ihn gesund wieder hat. Da ward er zornig und wollte nicht hineingehen. Da ging sein Vater heraus und bat ihn. Er antwortete aber und sprach zum Vater: Siehe, so viele Jahre diene ich dir und habe dein Gebot noch nie übertreten; und du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre. Nun aber dieser dein Sohn kommen ist, der sein Gut mit Huren verschlungen hat, hast du ihm ein gemästet Kalb geschlachtet. Er aber sprach zu ihm: Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein. Du solltest aber fröhlich und guten Mutes sein; denn dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wiedergefunden.

Das Gleichnis vom verlorenen Sohn gefällt den Leuten ganz gut, solange man es erzählt. Die Schilderung ist ja auch gewaltig, hinreißend schön, der Aufbau kunstvoll und geschickt, jeder angefangene Gedanke klar bis zum Ende durchgeführt, die drei Hauptpersonen mit einer Bestimmtheit und Deutlichkeit gezeichnet, daß sie jedermann verständlich sind. Darum lassen sich die Leute dies Gleichnis gern er-

zählen. Aber eins tun sie nicht gern, sie wenden es nicht gern auf sich an. Wenn man ihnen das Ansinnen stellt, daß sie sich mit dem verlorenen Sohne oder mit dem älteren Bruder vergleichen möchten, dann bedanken sie sich und wollen weder dem einen noch dem andern ähnlich sehen; sie seien weder so leichtsinnig wie der jüngere, noch so protzig und trotzig wie der ältere.

Diese abweisende Stellung hängt damit zusammen, daß man bei den Gleichnissen Jesu gar zu leicht Bild und Sache verwechselt. Es handelt sich hier gar nicht darum, daß du Silber und Gold in einem zügellosen Leben durchgebracht hättest. Hast vielleicht nie so viel Hab und Gut besessen, daß du es mit Prassen hättest verschlingen können. Es handelt sich auch nicht darum, daß du irgendeinen entgleisten Menschen, der sich ehrlicherweise rehabilitieren wollte, mit den Ellenbogen beiseite gestoßen hast. Von diesen Extremen redet unser Gleichnis nicht, und ich will auch nicht davon reden. Es handelt sich hier bei aller äußeren Deutlichkeit ausschließlich um innere Vorgänge, gerade wie bei den sonstigen Worten Jesu über Religion.

Und nun frage ich: Ist denn unter euch niemand, von dem man sagen muß: Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt? Sind denn nicht solche hier, die in ihrem Leben oft lange Zeit aus dem Vaterhaus sich entfernt hatten und hatten ihren Gott vollständig vergessen? Meintest du nicht in stolzen Stunden, du ständest nun sicher auf eigenen Füßen ohne Gott und hattest ihn ganz aus den Augen verloren über dem, was du bist und leistest und hast? Auf einmal aber fiel es dir wie Schuppen von den Augen, du schautest in die Vergangenheit zurück und erkanntest, daß dein Vater dich trotzdem im Auge behalten hatte, daß er dir gab, was du dir selber zuschriebest und aus seiner Vaterhand nicht annehmen wolltest. Ja, Gott waltet heilsam schaffend ohn' Unterlaß über allen Menschenkindern, aber diese verspüren

es nicht, und wenn sie es auch spüren, so danken sie ihm nicht; ihr Sinn ist zu, ihr Herz ist tot; sie sind wie einer der Brüder im Gleichnis.

Drum wollen wir uns in dieser Abendstunde demütig und voll Selbsterkenntnis um unsere Textgeschichte sammeln und der zweiten Hälfte derselben lauschen, welche uns von dem W i e d e r s e h e n zwischen V a t e r und S o h n erzählt. Dieses Wiedersehen schildert uns Jesus in drei Bildern. Er spricht:

1. von der Liebe des Vaters,
2. von der Freude im Vaterhaus und
3. von der häßlichen Störung dieser Freude.

Wiedersehen ist oft ein köstlich Ding. Denke an die Stunde, mein Lieber, wo du einen Menschen wiedersahest, den du liebst und den du entbehren mußtest. Waren es auch nur wenige Tage — wenn man sich recht lieb hat, werden einem auch die zu lang. Nun hat man sich wieder, nun schaut aufs neue Auge in Auge, Herz in Herz, nun kann man sich wieder die Hand drücken und die Gedanken in reichem Wechsel miteinander austauschen. Eine zündende, Leben weckende Gemeinschaft ist wieder hergestellt, und darüber ist das Herz so froh und dankbar.

Wie schön wird es nun vollends sein, Gott wiederzusehen, nachdem man lange von ihm getrennt war! Du bist vielleicht ohne Ziel und Zweck durch das Leben gegangen, hast gar nicht gewußt, daß dein Leben einen Sinn hat, hast dich von dem, was der Tag mit sich brachte, gedankenlos schieben lassen, statt dich ziehen zu lassen von einem auf höherer Staffel als die dich umgebende Wirklichkeit stehenden Ideal. Dein Sinn war zu, dein Herz war tot, deine Seele schlief den Gewohnheitsschlaf. Da kam, vielleicht ganz unerwartet, dein Gott und warf einen Strahl seines Lichts in die träumende Seele, so daß du mit plötzlicher Klarheit dich selbst, die Welt und ihn erkanntest. Nicht

zum ersten Male sahest du sein Angesicht, mit überwältigender Eindringlichkeit stiegen die sonnigen Bilder vergangener Tage in dir empor, forderten ihr unverjährbares, heiliges Recht und zwangen dich zu dem lebhaften Entschluß: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen; will mir ein Ziel stecken, will ein Charakter werden, will nicht mehr wie ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt, im Leben stehen, sondern will in der Kraft meines Gottes erstarken, damit andere sich an mir halten können. Sind das nicht leuchtende, glückliche Tage des Wiedersehens? Mit verständigen Augen siehst du nun den Gott wieder, den du einst in der Kindheit mit Kindesaugen gesehen hast. Er ist noch immer ebenso schön, aber sein Gesicht hat gegen früher einen deutlicher sprechenden Ausdruck angenommen, weil du auch seine ernsten Gedanken jetzt besser verstehst, weil das Leben dich reif gemacht hat, ihn willensstark und mit Bewußtsein zu lieben. Darum freut euch, wenn euch eine Stunde des Wiedersehens mit eurem Gott beschert wurde.

Gott ist liebenswert, weil er lieb ist. Das zeigt uns Jesus in unserem Gleichnis wie in keinem andern. Als der Sohn noch ferne war, sah ihn schon sein Vater. Er hat also immer wieder nach ihm ausgeschaut und nicht gezweifelt: Mein Sohn kehrt einmal zurück, der Stachel des Vaterhauses sitzt zu tief. Er erkennt ihn auch gleich, obwohl der Sohn in den bösen Jahren unsteten Lebens sich gewiß nicht unwesentlich verändert hatte. Er kam mit den Spuren der Leidenschaften im Gesicht, in zerlumpten Kleidern, mit nackten Füßen, — fast unkenntlich. Und doch erkennt ihn das Vaterauge!

Ist euch das schöne Gedicht von dem Wandersmann bekannt, der wieder heimkehrt aus der Fremde, wie er durch die Dorfstraße geht, und niemand grüßt ihn, weil ihn niemand mehr kennt? Da tut sich oben an einem kleinen Häuschen das Fenster auf, und plötzlich hört er sich bei

seinem Namen rufen. Es ist die alte Mutter, welche herausschaut:

Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutterang' hat ihn doch gleich erkannt.

Es ist das Wunder der Elternliebe, das Wunder der Vatertreue und Muttersorge, daß sie auch das entfremdete Kind als ihr Kind wiedererkennt. Und so ist auch die Art und Weise unseres Gottes.

Von Jesus wird eine schöne Legende erzählt. Er geht einmal mit seinen Jüngern über Feld. Am Wege liegt der halb verweste Leichnam eines Hundes. Alle entsetzen sich über den häßlichen Anblick und weichen vor dem üblen Geruch des Tieres zurück. Jesus aber bleibt stehen und spricht: Was hat er für schöne Zähne! Ja, Geliebte, so ist der Blick der göttlichen Liebe. Auch den kleinsten Rest des Guten findet sie in der Menschenseele noch heraus.

Siehst du denn aber auch deinen Bruder so an? Ist es nicht beschämend für uns, daß unser Gott uns erkennt auch in dem Gewande der Entstellung, während wir oft unseren wohlgekleideten Bruder nicht kennen oder anerkennen wollen? Ist es nicht beschämend, daß Gottes Liebe niemals aufhört, während unsere Liebe oft so launisch ist wie ein unbeständiges Kind, welches eine Zeitlang an seinem Spielzeug sich erfreut, und dann wirft es das niedliche Stück gleichgültig beiseite?

Als der Sohn noch ferne war, sah ihn der Vater, und es jammerte ihn sein. Vor seiner Seele steigt die goldene Jugend seines Lieblings auf. Was war er nicht für ein liebes herziges Kind! Wie sprach aus seinen blauen Augen die Freundlichkeit des Himmels den Vater an! Welch eine schöne Zukunft versprach des Knaben geweckter Geist, sein tiefes Gemüt! Da legt sich's, erst kaum merklich, dann immer gewisser wie Meltau über diesen blühenden Gottesgarten; unheimliche Triebe fangen an, sich dämonisch zu

regen, und mit blutendem Herzen muß der Vater den eigenwilligen und eigensinnigen Jüngling aus dem Elternhause ziehen sehen. Nun kehrt er reumütig zurück. Er hat in der Fremde gedarbt und wäre jetzt froh, ein Tagelöhner seines Vaters zu werden. Soll das den Vater nicht jammern? Er müßte ein Herz von Stein haben, wenn er einen Sohn, der so heimkehrt, von seiner Schwelle hinwegweisen könnte. Nein, so tut unser himmlischer Vater nicht. Wer zu ihm kommt, den will er nicht hinausstoßen. Als er den Sohn wiederkehren sieht, da jammert ihn sein.

Bis hierher sind alle mit unserm Gleichnis einverstanden. Nun kommt aber eine mißliche Stelle. Was tut dieser Vater? Er läuft dem zerlumpten Menschen entgegen, fällt ihm um den Hals und küßt ihn. Wer hat es gewagt, so von Gott zu reden? Das ist die Breite, die Länge, die Tiefe und die Höhe der unerforschlichen Gottesliebe. Eine kühne Liebe ist es, weil es eine wahre Liebe ist. Jesus gefällt sich darin, diese Liebe in einer überströmenden, fast extremen Begeisterung zu malen.

Ich möchte einmal hören, mein Lieber, was du wohl dem Vater geraten hättest, wäre er zu dir gekommen und hätte dich gefragt: Was soll ich jetzt mit meinem Sohne machen? Ich habe gehört, er wird in einigen Tagen wiederkommen. Die meisten von uns würden wahrscheinlich ganz andere Verhaltungsmaßregeln gegeben haben. Sie würden etwa gesagt haben: Wenn er kommt, verbirgst du deine Gefühle und nimmst irgendeine gleichgültige Beschäftigung vor; du tust zuerst, als sähest du ihn nicht, dann aber holst du ihn dir ordentlich heran. Er muß dir ein Sündenbekenntnis bis ins einzelne ablegen und darf nichts verschweigen. Eine gehörige Strafpredigt ist darnach unerläßlich. Was hast du mit deinem Gelde gemacht, du leichtfertiger Mensch? Alles, was ich dir gab, hast du vergeudet. Naht er sich dann reumütig und liegt vor dir auf den Knieen,

so sei immer noch vorsichtig. Frage ihn: Was soll man nun mit dir anfangen? Du willst dich zu meinen Tagelöhnern gesellen? Weißt du denn, ob sie mit einem Menschen, wie du bist, zusammen arbeiten wollen? Am Ende verdirbst du sie mir noch. Ob ich dir deinen Wunsch erfüllen darf, werde ich mir noch überlegen. Du magst vorläufig in das Haus eintreten, aber nur versuchsweise; ich will erst mal sehen, ob du dich wirklich gebessert hast. Wenn ein Vater zu einem reuig wiederkehrenden Kind so spräche, — wir könnten ihn weder hart noch ungerecht nennen. Der Mann hätte nach vernünftigen Gründen gehandelt, das ließe sich nicht leugnen.

Und doch! Wie ganz anders macht es unser Vater im Evangelium! Kein Examen, keine Buße, keine Strafrede, keine Probezeit! Nein, Jesus läßt den Vater laufen, dem Sohn entgegenlaufen, so daß man fast rufen möchte: Halt ein, allzu gutmütiger, unvorsichtiger, schwacher Vater, halt doch ein; so eilig ist das nicht! Uns vielleicht nicht, Geliebte, aber unserm Gott ist es eilig, den Verirrten wieder an sein Herz zu drücken, wenn dieser auch nur einen Finger ausgestreckt hat, um die Hand des Vaters wieder zu ergreifen.

Aber, Geliebte, wenn nun durch dies weitherzige Entgegenkommen das Schuldbewußtsein des Sohnes in Schlummer gewiegt wäre? Treibt der Vater nicht ein gefährliches Spiel? Gewiß! Unser Gleichnis setzt Menschen voraus, die an die Macht der Liebe glauben können, an ihre den Menschen beschämende, reinigende, erziehende Macht. Es ist ein gefährliches Gleichnis, aber gerade darum ist es ein so großes Gleichnis. Alles ist gefährlich, was Menschenseelen auf die Höhe der Gottheit emporheben soll. Wer über dieses Gleichnis strauchelt, fällt sehr tief; wer an dieser überwältigenden Vaterliebe sich stößt, ist für sie noch zu klein oder zu gemein. Hier ist die ganze Fülle und Herrlichkeit des Evangeliums aufgeschlossen. Hier ist das System zerschlagen, die Form

zersprengt. Wer will der Liebe Gesetze geben? Wer will sie an Regeln binden? Hier ist das Allerheiligste der Religion; hier siehst du den souveränen Jesusgeist in schlichtester Hülle: Der Vater läuft dem Sohn entgegen, fällt ihm um den Hals und küßt ihn.

Vor Jesus hat es niemand gewagt, so von der Gottheit zu reden. Die Griechen nicht. Ihnen war das Laster etwas Unästhetisches, womit sie sich nicht gern befaßten. Traten sie ihm nahe, so warfen sie ihm zuvor den Schleier der Grazien und der Musen über das häßliche Angesicht. — Die Römer hätten diesen Vater erst recht nicht verstanden; denn sie stellten sich in diesen Dingen auf den Standpunkt des Rechts. Strafe muß sein! Das ist ihre Losung. Strafe allein bietet Genugtuung, schafft gesellschaftlichen Ausgleich.

Man sollte aber denken, die Christenheit wenigstens wäre diesem tiefen, menschlich wahren und göttlich hohen Gleichnis gerecht geworden, sie wenigstens hätte diesen Gott angebetet und seine Art, von Sünde zu erlösen und von Schuld zu befreien, sich angeeignet. Ach, Geliebte, die christliche Kirche hat meistens gerade das Gegenteil von dem getan, was dieser Vater tut, und noch heute meidet sie vielfach dieses Vaters Spuren, vornehmlich in ihrer Lehre. Sie läßt den Sohn nicht so großmütig und warmherzig hinein ins Vaterhaus. Eine fein ausgedachte Theorie über Gottes Gnade in ihren Beziehungen zu Gottes Gerechtigkeit hat sie auf die Haustür geschrieben. Der Vater ist in ihren Augen ein unzugänglicher Mann geworden. Man muß erst Fürsprecher und Fürbitter hineinsenden, ehe die arme Seele vorgelassen, der arme Sünder angehört wird. Klopfen diese nicht nachdrücklich an, so sieht der Vater sich zu keinem Entgegenkommen bemüßigt, und das bittende Kind bleibt draußen stehen. Solch einen Gott hat die christliche Kirche aus diesem Vater gemacht.

Auf der anderen Seite hat man sich auf den Standpunkt des römischen Rechts gestellt und hat gesagt: Ohne Genugtuung geht es nicht, erst muß der Zorn des Vaters versöhnt sein. Geliebte, es ist hier gar nichts zu versöhnen. Dieser Vater ist seinem Kinde immer gut gewesen. Wohl hat er Schmerz empfunden über des Kindes Entfernung, niemals aber Zorn. Gottes Wesen ist von Ewigkeit her Versöhnung, er vertraut auf die Macht seines Geistes im Menschenherzen, er ist die Geduld, die verzeihende Liebe selbst. Schließt er den Sohn in die Arme, so ist er dazu nicht durch einen Dritten oder ein Drittes veranlaßt; er tut es vielmehr aus sich selbst, seiner Natur gemäß. Wer daran drehen und deuteln will, versündigt sich an diesem wunderbaren Evangelium von dem Gott, der dem Sünder entgegenläuft, ihm um den Hals fällt und ihn küßt.

Jesus hat es gewagt, an die Allgewalt der Liebe zu glauben. Wir wollen es mit ihm wagen und endlich einmal Vertrauen fassen zu dieser einzigen Macht in der Welt, die niemals aufhört zu erlösen. Wer diese Liebe noch nicht geschmeckt hat, wer von ihrem Feuer nicht wenigstens einen Funken in sich trägt, ist noch kein Nachfolger dessen, der uns das Gleichnis vom verlorenen Sohn erzählt hat. Wenn wir das Heiligste und Schönste, das Dank- und Denkwürdigste in unserer Religion aussprechen wollen, dann fassen wir es in das Dichterwort:

> Das muß ich dir, mein Gott, bekennen,
> Das rühm' ich, wenn ein Mensch mich fragt:
> Ich kann es nur Erbarmung nennen,
> So ist mein ganzes Herz gesagt.
> Nun weiß ich das und bin erfreut
> Und rühme die Barmherzigkeit.

Ja, wir wollen seine Barmherzigkeit rühmen, wir wollen mit unserm barmherzigen Vater unter sein Dach treten und

uns mit freuen an dem Glück dieses Vaterhauses. Das Alte ist nun vergangen, siehe, es ist alles neu geworden. Der Sohn erkennt die Schuld der Vergangenheit rückhaltlos an und der Vater vertuscht sie nicht. Der Sohn sagt: Ich habe gesündigt und bin nicht wert, dein Sohn zu heißen, — und der Vater weiß: Dieser mein Sohn war tot, alles Meinige war in ihm erstorben, aber nun ist er wieder lebendig geworden.

Mein Lieber, weißt du vielleicht von einem deiner Kinder zu erzählen, daß es dem Tode nahe war? Es lag so hoffnungslos krank, daß du dir selber sagen mußtest, es sei schon so gut wie gestorben? Und nun erwachte es doch wieder zum Leben. Mitten in der Fieberhitze brach auf einmal der erlösende Schweiß aus. Nach langen Fieberphantasien schlug es zum ersten Male wieder die Augen auf und nannte dich beim Namen. Wie war es dir da zumute? Nicht wahr, das sind Freuden! Das Alte ist vergangen und neue Hoffnung aufgeblüht. Das ist Freude, wie sie im Herzen Gottes aufwachen mag, wenn ein sündenkrankes Menschenkind sich mit ganzer Seele zu ihm wendet und sagt: Du sollst wieder mein Vater sein.

Nun wird ein neues Kleid dem Sohn gegeben, denn in dem alten würde er sich selbst geschämt haben, im Vaterhause ein- und auszugehen. — Neue Schuhe bekommt er an die Füße, denn jetzt geht es den Weg heiliger Pflicht, jetzt geht es im Schweiße des Angesichts bergauf und nicht mehr auf dem schlüpfrigen Pfade der Sinnenlust, auf dem bequemen Weg der Selbstsucht zum Abgrund hinab. Jetzt soll das Opfer der Dankbarkeit gebracht werden, und dazu gehört ein sicherer Tritt, ein energisches Streben nach dem Besten im fröhlichen Gehorsam. — Und einen Ring steckt ihm der Vater an den Finger! Von diesem Kleinod kann man sagen, was der Dichter einmal von dem Liebesring singt, den die Brautleute sich schenken:

Du Ring an meinem Finger,
Du goldenes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

Wohl dem Menschen, um dessen Seele ein goldner Ring der Treue geschmiedet ist, der Treue gegen Gott, die aushält unter allen Versuchungen und Leiden dieser Zeit. Wohl dem Menschen, der sich, übereinstimmend mit sich selbst, hineinlegen kann in die Arme seines himmlischen Vaters, wie ein Kind sich hineinlegt in seiner Mutter Schoß. Ja, mein Lieber, einen Fingerreif an deine Hand, Liebestreue, die niemals aufhört, die möchte ich dir wünschen, damit du teilnehmen kannst an der einzig schönen Freude im Vaterhaus über den, welcher tot war und ist wieder lebendig geworden.

Leider dürfen wir mit dem Eindruck dieser Freude im Herzen nicht von dannen gehen. Jesus gestattet es uns nicht. Er malt uns noch das Bild der häßlichen Störung dieser Freude durch den ältern Sohn. Ein Ausleger unseres Gleichnisses sagt, der ältere Sohn trage drei Dinge in der Hand: Für sich selbst einen Kranz, für seinen Bruder einen Stein und für den Vater eine Rute. Das ist richtig. Für sich selbst hat er den Ehrenkranz: Er hat seines Vaters Gebote nie übertreten, er ist ein durchaus korrekter Mensch. In diesem Glanze seiner eigenen Herrlichkeit bespiegelt er sich, — ein rechter Narziß. Darum hat er auch für seinen Bruder nichts anderes als einen Stein. Er kann gar nicht verstehen, daß ein Toter zum Leben aufgewacht ist, weil er von dem in ihm selbst herrschenden Tod nichts weiß. Darum hat er für den Heimgekehrten nicht einmal mehr den Brudernamen übrig. Dein Sohn, so sagt er wegwerfend zum Vater. Für den leiblichen Bruder hat er den Stein der Verachtung, und für seinen Vater hat er die Rute. Wie quält er dieses arme Vaterherz mit seinen Vorwürfen: Du

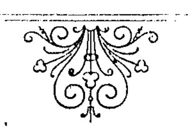
ungerechter Vater, stets bin ich dein treuer Sohn gewesen, aber nicht einmal einen Bock hast du mir für meine Freunde gegeben, während du für diesen Wüstling das gemästete Kalb schlachten lässest.

Wir kennen diese Reden; wir haben uns vielleicht auch schon von ihnen rühren und verführen lassen, als läge ihnen eine Berechtigung zugrunde, als gäbe es wirklich einen erlaubten Haß gegen den Gefallenen. Und doch gibt es keinen. Auch diesem Sohn gegenüber, der ihn mit Ruten peitscht, bleibt der Vater sich gleich. Er geht zu ihm hinaus und bittet ihn. Mein Sohn — kann er noch zu ihm sagen; mein Kind bist du doch immer noch; trotz deines harten Herzens, trotz deines stolzen Sinnes, trotz deiner liebeleeren Seele sollst du mein Sohn bleiben. Alles, was mein ist, das ist dein. Kannst du dich nicht erheben zu der Höhe einer Vaterliebe, wie die meine ist? Hast du keine Ahnung davon, daß die Liebe sich aufzuopfern vermag?

Nein, der ältere Sohn hat leider keine Ahnung davon. Das Gleichnis schließt mit einem großen Fragezeichen. Ob der Sohn hineingegangen ist? Ob er dahin zu bringen war, an der Freude des Vaterhauses teilzunehmen? Ich glaube es nicht. So wenig der Pharisäer den Zöllner verstand, fühlte der ältere Bruder mit dem jüngeren, und so wenig der Pharisäer vor Gott gerechtfertigt war, konnte der ältere Sohn mit diesem Vater Freundschaft und Gemeinschaft schließen.

Nun noch eine Frage zum Schluß. Wem möchtet ihr lieber gleichen, dem jüngern oder dem ältern Sohn? Die meisten werden sagen: Ich möchte dem Vater gleichen. Aber wer gleicht ihm? Wer ist wie er, der Allerhalter, der alle, auch die Gefallenen, aufrichtet und trägt? Wer ist wie er, der den glimmenden Docht nicht auslöscht und das zerstoßene Rohr nicht zerknickt? Nicht einer! Etwas aber muß das Kind doch von dem Vater an sich tragen. Und darum

warne ich dich vor dem ältern Sohne, denn von seinem Wege gibt es selten eine Umkehr. Ein selbstgerechtes Herz und ein hochmütiger Sinn wird auch durch die reinsten Sonnenstrahlen der Gottesliebe und durch die erwärmendsten Beweise der göttlichen Barmherzigkeit nur sehr schwer hell und weich. Es bleibt gewöhnlich in seiner Härte und Finsternis bis ans Ende. Aber wenn du wenigstens von dem jüngeren Sohne den Wahrheitssinn annehmen möchtest und das zugängliche, aufgeschlossene Gemüt, dann steht dir allezeit der Weg zu deinem Vater offen. Selig sind, die da Heimweh haben, denn sie werden nach Hause kommen. Du weißt ja nun, wie treu und gut der Vater ist. Er hat seine Menschenkinder nicht aus dem Paradies hinausgestoßen — das tun sie selbst —, er zieht sie in sein Paradies hinein. Amen!



32. Die Herrlichkeit der Liebe.

1. Kor. 13, 1—13.

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze. Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht; sie stellt sich nicht ungebärdig, sie suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu; sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freut sich aber der Wahrheit; sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles. Die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden und die Sprachen aufhören werden und die Erkenntnis aufhören wird. Denn unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören. Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, tat ich ab, was kindisch war. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich's stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin. Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.

Wir gehen in unserer Gemeinde wieder einmal einem schönen Festtag entgegen. Übermorgen sollen ihre beiden jüngsten Liebeswerke, unser Krankenhaus und die Karl Immanuel Küpper-Stiftung eingeweiht und dem Gebrauche übergeben werden. Dieser Tag legt es uns nahe, einen kurzen Rückblick auf die Entstehungsgeschichte beider Anstalten zu werfen. Die Küpperstiftung ist, wie ihr alle wißt, durch ein vor etwa fünf Jahren unserer Gemeinde zugefallenes Vermächtnis entstanden, welches aus dem Ver-

mögen stammt, das einst dem Sohne eines unserer Gemeindepfarrer namens Küpper gehörte. Dieses Vermächtnis ist so reich, daß schon aus einem Teile seiner Mittel das schöne Waisenhaus an der Kerpener Straße draußen gebaut werden konnte, und dahinter ein großer, parkartiger Garten entstehen wird. — Anders ging es mit unserm Krankenhaus. Schon lange hatte man in unserer Gemeinde den lebhaften Wunsch, ein eigenes Hospital zu besitzen. Als vor etwa dreizehn Jahren mein Kollege Rebensburg die Gemeinde zur Errichtung eines solchen aufrief, fand diese Anregung lebhaften Anklang, und viele offene Hände haben seitdem kleine und große Gaben zusammengetragen, so daß vor ungefähr drei Jahren in der Hoffnung auf weitere Hilfe der Bau in Angriff genommen werden konnte. Mancher von euch wird das Krankenhaus bereits gesehen haben und hat sich gewiß gefreut über seine praktische Einrichtung, über seine hellen, luftigen Räume und vor allen Dingen über seine friedliche, ländliche Lage neben dem altehrwürdigen Friedhof unserer Gemeinde. Alles hat sich hier zu einem genial durchgeführten und aus Einem Gedanken herausgearbeiteten Werke vereinigt, und ich bin fest überzeugt, wenn ihr auch am nächsten Dienstag nur zu einem geringen Teile der Einweihungsfeier werdet beiwohnen können, im Geiste seid ihr alle mit dabei und freut euch des erreichten Zieles.

Beide Anstalten sind geboren aus der Liebe, von der unser heutiges Textkapitel spricht, aus der Liebe, welche nimmer aufhört, die recht eigentlich das Erkennungszeichen der Jünger Jesu ist. Denn der Meister sagt: Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt. Weil nun die beiden Liebeswerke uns grüßen in ihrer Vollendung, so wollen wir sie in dieser Abendstunde wieder grüßen, und weil sie uns Zeugnis ablegen von der Herrlichkeit der Liebe, so wollen

wir darauf mit einem Gegenzeugnis von dieser Herrlichkeit antworten. Die Herrlichkeit der Liebe sei der Gegenstand unserer Betrachtung. Dreierlei sagen wir zum Preis der Liebe, nämlich:

1. die Liebe macht uns erst zu Menschen,
2. sie weckt und entbindet die edelsten Kräfte und
3. sie höret nimmer auf.

Die Liebe macht uns erst zu Menschen. Diese Ahnung ist seit uralten Zeiten durch die Menschheit gegangen. In den ältesten Mären und Liedern finden wir der Liebe Lob und ihren Preis. Die einfachsten Beziehungen der Menschen zueinander beruhen auf der natürlichen Liebe. Das Liebesbedürfnis bringt auch der schlichteste Mensch mit auf die Welt, und mit dem Bedürfnis zugleich das Verständnis. Elternglück, Kindesliebe, Freundestreue sind Dinge, von denen weiß man in allen Religionen und Nationen, davon wußte man zu allen Zeiten zu singen und zu sagen. Aus den ehrwürdigen Urkunden des Judenvolkes stammt jenes Wort, welches Christus als die Summe des Gesetzes und der Propheten bezeichnet hat: Du sollst deinen Gott lieben über alles und deinen Nächsten wie dich selbst. Der Buddhismus kennt als heiligstes Empfinden ein tiefes Mitleid mit denen, welche das Unglück haben, Menschen zu sein. Ähnliches gilt von der griechischen Literatur. Die hoch entwickelte Moral der Stoiker redet davon, daß man auch dem Feind verzeihen müsse; ja der Philosoph Epiktet hat alle Menschen Brüder genannt und die Gottheit mit einem Vater verglichen, der für alle seine Kinder sorgt.

So hat der Menschengeist allem Haß und aller Barbarei zum Trotz daran festgehalten, daß die Liebe das eigentlich Menschliche in uns ist und daß wir erst durch sie zu wahrhaften Menschen werden. Am deutlichsten ist das aber ausgeprägt in der christlichen Religion, denn Jesus hat die Liebe nicht nur gefeiert, er hat sie auch nicht zum Gegenstand einer theoretischen Belehrung gemacht, sondern er hat sie gelebt, er war selbst die fleischgewordene Liebe. Wenn einer wissen will, wie Liebe aussieht, wie Liebe wandelt, denkt und redet, glaubt und hofft, wie Liebe schließlich leidet, duldet und stirbt, — dann muß er hinblicken auf Jesus.

Dieses Liebesleben Jesu ist übergegangen auf seine ersten Jünger. Es war die erlösende Kraft, die er ihnen hinterlassen hat. Darum haben die Apostel die Liebe nicht nur als das wesentliche Merkmal der Religion, sondern als den bestimmenden Charakterzug der Menschlichkeit verkündigt. Unser heutiger Text läßt uns darüber nicht im Zweifel. Da nennt Paulus eine Reihe hoher und herrlicher Gaben, von denen man meinen sollte, daß sie ausreichend seien, der Kreatur den Adel der Humanität beizulegen. Und dennoch, wenn dieser Kreatur die Liebe fehlt, ist sie trotz all jener Kräfte und Gaben nicht würdig, Mensch zu heißen.

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.

Oder wenn ich weissagen könnte, wenn ich alle Geheimnisse und alle Erkenntnis wüßte und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Es kann einer bei aller Gelehrsamkeit ein harter, roher Mensch bleiben, bei allem Wissen doch nur sein eigenes Ich in den Mittelpunkt des Lebens stellen. Macht ihn sein Wissen zum Menschen? Nimmermehr. Es könnte ihn sogar der Menschenwürde entkleiden, ihn zum Menschenfeind, zum Tyrannen seiner Brüder machen. Auch der Glaube schützt mich davor nicht; ohne Liebe artet er

in Fanatismus aus. In seiner mutigen Kraft könnte er mich schließlich dazu führen, niederzutreten, was sich mir entgegenstellt, und über Leichen meinem Ziele entgegenzudringen. Selbst wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib verbrennen und hätte der Liebe nicht, so wären auch diese scheinbaren Großtaten wertlos. Eitelkeit, Stolz und Ruhmsucht könnten sich in ihnen verbergen, zum Deckmantel selbstsüchtiger Triebe könnten sie herabgewürdigt sein. — Die Liebe also macht den Menschen erst zum Menschen.

Wenn dem aber so ist, dann verstehen wir es auch, daß Persönlichkeiten, die von dieser Kraft der hingebenden Liebe durchdrungen waren, sich ihren Gott nicht niedriger vorstellen konnten, als sie sich den Menschen in seiner höchsten Schönheit dachten. Wir verstehen es nun, warum Jesus Gott den Vater genannt hat, warum einer seiner größten Schüler, der Verfasser des ersten Johannesbriefes, der den Geist Jesu Christi verstanden hat wie kaum ein zweiter, das Wort aussprechen konnte: Gott ist die Liebe.

Ja, Geliebte, Gott muß die Liebe sein. Wenn Liebe den Menschen erst zum Menschen macht, so macht sie auch die Gottheit erst zum Gott. Dann ist Gott Geber und Gabe in Einem; er ist fortgesetzte Offenbarung seiner selbst, wirkungsfrohe Hingabe an die Menschenkinder. Gott begehrt nicht rauchende Brandopfer auf Altären, sondern er sucht beseligende Wohnung im Menschenherzen. Gott lechzt nicht nach Blut, sondern nach Geist und Leben. Sein Angesicht leuchtet am hellsten, wenn die Nacht in deine Seele hereinbrechen will; er blickt am gütigsten dich an, wenn Angst dir naht; er triumphiert am herrlichsten, wenn alles verloren scheint. Tränen sind die Quelle der reinsten Freude, Mißerfolge der Ursprung größter Kraft, Kämpfe die Bedingung alles Friedens. So segnet die Liebe, so

waltet Gott. Seine Lust ist das Geben, und seine Gaben sind von mannigfaltigster Art, oft so herb, daß nichts Süßes mehr daran zu schmecken ist, — und doch ist er immer selbst in seiner Gabe und beansprucht dich nur so weit zum Eigentum, als er sich dir gegeben hat. Er ist Liebe.

Dieser Gott ernährt die Vöglein unter dem Himmel und kleidet die Lilien auf dem Felde. Er läßt die Sterne funkeln am Firmament und seine Sonne aufgehen über Böse und Gute. Dieser Gott ist die Freundlichkeit und Schönheit, und der Mensch darf ihn in seiner ganzen Lebensfülle genießen. Ja, dem Menschen wird er ein Mensch. Er lächelt im Kinde und schafft im Manne, er stürmt vorwärts in der Jugend und ruht segnend im Alter. Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch, denn in ihm kommt Gott zur höchsten Offenbarung, zur entsprechendsten Entfaltung.

Darum kann er's auch nicht tragen, daß ein Mensch verloren gehe, sondern alle sollen ewiges Leben haben, innere Befriedigung, Tatkraft und Wohlsein. Er will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre von seinem Wesen und lebe. Er kennt keine bevorzugten Lieblinge, sondern möchte alle Menschen an seine Hand nehmen ohne Ausnahme, und macht keinen Unterschied zwischen den Farben und Geschlechtern derselben, zwischen ihren Glaubensvorstellungen oder ihren politischen Grundsätzen. Gleich lieb sind sie ihm alle. Er sieht nur den Menschen an, und wo er in ihm zum Leben kommen kann, da tut er es, da fühlt er sich zu Hause und ist glücklich.

Dem Verlorenen geht er nach, ja dem Heimkehrenden eilt er, wie wir noch am vorigen Sonntag sahen, entgegen, wartet nicht einmal ein Wort der Beichte ab, sondern fällt dem reumütigen Kinde um den Hals und küßt es. Dieser Gott ist so verschwenderisch mit seiner Liebe, daß man meinen sollte, er bedächte nicht, was er tut. Aber gerade diese

heilige Verschwendung macht ihn so groß. Er ist so erhaben, daß Menschen von seiner Herrlichkeit nur stammeln können. Darum fühlen sich auch die Kinder so wohl bei ihm, denn sie wissen: Hier ist Muttertreue und Vaterliebe in Einem, hier ist Trost und Kraft, Gnade und Vergebung die Fülle. Gott ist die Liebe.

Liebe hat aber zuweilen ein recht ernstes Angesicht. Um bauen zu können, muß Gott oft zerstören. Er fährt dann gewaltig einher über die Werke der Menschenkinder und greift vernichtend ein in ihren Besitz, so daß sein Walten keine Liebe mehr zu sein scheint. Und doch ist es Liebe. Wenn Gott alles Leid aus der Welt hinweggenommen hätte, dann liebte er uns nicht mehr, und wir würden uns untereinander nicht mehr lieben können. Wenn es keine Fehlgriffe und Mißklänge mehr gäbe, so existierte auch kein Fortschritt mehr; wir könnten uns dann untereinander nicht mehr erziehen, nicht mehr weiter und höher helfen, und in ihrer scheinbaren Vollkommenheit wäre die Menschheit zur Versumpfung, zur Fäulnis verurteilt. Leben wird nur da mit Bewußtsein genossen, wo der Tod ihm zur Seite geht, und ohne Schatten gibt's keine Empfindung des Lichts. Auch die Trümmer auf unserm Lebensweg, auch die Ruinen in der Weltgeschichte sind großartige Denkmäler des allwaltenden Gottes, die von ihm zeugen und verkündigen, daß er die Liebe ist.

Wer mit diesem Gott zu tun, wer mit ihm etwas gemein hat, der freut sich, ein Mensch zu sein, und fühlt es dankbar: ich bin göttlichen Geschlechts, mit Gott verwachsen, aus Gott geboren. Wiedergeburt ist das Absterben der Selbstsucht und das Wachsen der Liebe. Die Liebe aber wächst, indem sie schafft, indem sie alle erlösenden, segnenden und befreienden Kräfte aufweckt, die im Menschen schlummern, so lange der Lebensodem der Liebe seine Seele noch nicht berührt hat.

Das führt uns zum Zweiten: Die Liebe entfesselt die edelsten Kräfte! Es liegen ihrer viele in den Falten des Menschenherzens verborgen, aber leider kommen sie nicht alle ans Licht. Es ist keine Sonne da, welche die Knospe küßt und sprengt. Manche Kraft war vielleicht auch aufgewacht und, wenn auch zaghaft, am Werk. Aber durch lieblose Behandlung, durch unverständige Erziehung, durch frostiges Niederdrücken und Beiseiteschieben ist sie wieder eingeschlafen und schläft nun bis ans Ende. O, warum verzogest du und verstecktest dich, du freundliche Weckerin alles Guten, du sonnige Menschenliebe? Wo kein Sonnenschein ist, entschleiert keine Blume ihr liebliches Angesicht, und wo der Mensch keine Liebe erfährt, da bleibt das Schönste in seinem Herzen unenthüllt, als wäre es gar nicht vorhanden.

Schaut euch doch einmal die Wunderkräfte an, wodurch die Liebe Menschen bildet! Ist sie nicht langmütig und freundlich, die vielgepriesene Himmelstochter? Läßt sie sich jemals erbittern? Auch dem Undankbaren gegenüber bewahrt sie stets die gleiche heilige Ruhe des Gemüts. Wenn wir nur die eine erweckende Kraft der Freundlichkeit besäßen, welchen Segen könnten wir stiften, wie würden die Herzen sich auftun und uns offenbaren, was in ihnen ist.

Die Liebe eifert zwar nicht in häßlicher Leidenschaftlichkeit, sie eifert aber in heiliger Glut, mit göttlicher Kraft. Was sie einmal ergriffen hat, läßt sie nicht wieder liegen. Da ist sie wie der barmherzige Samariter, geht mit ihrem Liebling in die Herberge und denkt seiner, auch wenn sie räumlich ihm noch so ferne ist. Die Liebe blähet sich nicht. Sie ist so anspruchslos wie ein kleines Kind. Sie kann das Herrlichste vollbracht haben und weiß nichts davon. Wohltun ist ihr zur zweiten Natur geworden. Sie sucht nicht das Ihre; sie kann sich ausgeben und bleibt doch reich; sie kann das Schwerste dulden, wenn sie nur beglücken

darf. Sie trägt deine Krankheit und lädt auf sich deine Schmerzen. Das ist die erlösende Kraft der Liebe, daß sie fremdes Leiden zum eignen Leiden macht, daß sie es trägt und im Tragen überwindet. Sie ist die Heldin, die sich selbst zum Opfer bringt, die lieber Unrecht leidet, als daß sie es tut.

Nie freut sie sich der Ungerechtigkeit. Wenn du einen Menschen liebst, so kannst du ihn unmöglich einen verkehrten Weg gehen lassen. Du mußt auf Mittel sinnen, ihn wieder zurechtzubringen. Denn du kannst dich dessen nicht freuen, was ihn ins Verderben stürzt. Das wäre ganz gegen die Art der Liebe. Nein, sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freut sich aber der Wahrheit. Sie hat ein offenes Gesicht und klare Augen. Wie die Wahrheit einfach ist und einfältig, so ist es auch die Liebe. Sie braucht kein faltenreiches Gewand, um dies und jenes zu verstecken. Sie gibt sich, wie sie ist. Wo sie einen Menschen nach Wahrheit suchen sieht, da fördert sie sein Streben. Wo sie weiß, daß ein Herz in Zweifeln zagt, da kommt sie und schenkt ihm ihre Offenbarungen. Und wo sich eine Seele aus dem dunkeln Labyrinthe ihrer Verirrungen nicht herausfinden kann, da winkt sie ihr mit der Fackel der Teilnahme Trost und Hoffnung zu. Ja, die Liebe freut sich der Wahrheit, sie ist allmächtig im Glauben und im Hoffen. Es kann auch nicht anders sein. Wer die Menschen liebt, glaubt auch an sie; der muß auch für sie hoffen, solange noch ein Odem in ihnen ist. Eher würde er sich selber verneinen, als daß er sie aufgäbe, die er liebt.

Seht, Geliebte, das sind erlösende Kräfte, wirkliche Lebenskräfte, von Gott in die Menschen hineingelegt. Sie walten und wirken, sie führen und ziehen, sie machen gut, groß und stark, also daß sie den Menschen mit den Menschen und unser Geschlecht mit dem lebendigen Gott in Verbindung bringen.

Wenn wir nun von dieser hohen Warte aus auf die beiden Anstalten blicken, die wir übermorgen weihen wollen, so können wir ihnen keinen besseren Wunsch widmen, als daß die Kräfte der Liebe in ihnen lebendig werden und bleiben mögen. Die Küpperstiftung hat es mit Waisenkindern zu tun. Wer unter euch noch Vater oder Mutter hat, weiß gar nicht, was es bedeutet, verwaist zu sein, das Beste entbehren zu müssen, was die Kindheit segnet und behütet: Vaterliebe und Muttertreue. Nun steht draußen vor dem Tore das schöne Haus mit seinen hellen, luftigen Räumen und heißt die Kinder willkommen. O, möchte nicht nur das Haus sich ihnen auftun, sondern noch viel weiter und wärmer die Herzen derjenigen, welche dort an den Knaben und Mädchen arbeiten werden; möchten sie die Kinder wie die Pflänzlein Gottes hüten und hegen, sie lehren und leiten in der Geduld der Liebe, welche weiß, daß ein Kind liebebedürftig ist, daß seine Lasten und Unarten auf starken Schultern getragen werden müssen, wenn man sie überwinden will.

Ich habe sagen hören, die Räume des neuen Hauses seien für Waisenkinder fast zu schön; die Kinder würden dadurch verwöhnt. Ich meine aber, für ein Waisenkind ist nichts zu schön, denn es hat das Schönste verloren, was es für ein Kind gibt, das Elternhaus, und man mag ihm sonst Schönes bieten, soviel man kann, das Verlorene wird ihm dadurch nie völlig ersetzt. Darum sehen wir es gern, wenn unsere Kinder in dem prächtigen Haus und dem weiten Garten daneben fröhlich spielen und wacker arbeiten, wenn sie sich dort entfalten können nach ihren mannigfaltigen Gaben und Eigenschaften und wenn die Pfleger und Lehrer am Aufblühen der Jugend Freude gewinnen.

Unser Krankenhaus bedarf wieder anderer Gaben der Liebe. In ihm werden Leidende Genesung suchen. Darum freuen wir uns, daß die medizinische Wissenschaft mit ihren

Erfahrungen beim Bau dieser Anstalt der technischen Kunst und Geschicklichkeit die Hand gereicht hat, und daß infolge des einträchtigen Zusammenwirkens der Ärzte und Baumeister etwas Mustergültiges geschaffen wurde, wie aus berufenem Munde mehrfach bezeugt worden ist. Aber das ist noch nicht das Wichtigste.

Wenn auch unser Hospital mit allem ausgestattet ist, was die Neuzeit zur Heilung und Linderung der Krankheiten erfunden hat, wenn es sich auch luftiger Säle, herrlicher Gartenanlagen und reichlich zuströmenden Lichtes erfreut, — die Hauptsache sind die Menschen, die darin mit den Kranken verkehren werden, die Ärzte und die Pflegerinnen, die sich ihrer annehmen sollen. Einem Kranken tut anderes gut wie einem Gesunden. Will man ihm etwas sein, so muß man versuchen, sich in seine Lage zu versetzen. Legte mir die Diakonissin noch so geschickt die Kissen zurecht, durchschaute der Arzt mit dem schärfsten Blick meine Krankheit und gäbe mir die heilsamsten Arzneien, so würde ich als Kranker doch noch etwas vermissen, wenn mir weiter nichts geboten würde als Wissen und Geschicklichkeit. Der Kranke begehrt, einen Menschen um sich zu haben mit warmem Herzen und freudigem Mut, voll hingebender Liebe und ausharrender Treue. Solche Menschen wünschen wir unserm Krankenhaus. Möge Gott ihre Arbeit segnen — wir wissen, wie schwer und ernst sie ist, welche Selbstverleugnung und Leistungsfähigkeit sie erheischt — und möge die ganze Gemeinde unsere Ärzte und Schwestern mit ihrer Teilnahme begleiten, damit das schöne neue Liebeswerk tatsächlich ein Eigentum der Gemeinde werde.

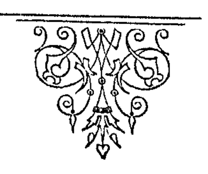
Dazu gehört aber noch ein Drittes. Wir fassen es in die Worte: Die Liebe höret nimmer auf. Es hört so vieles auf: Reichtum und Ehren zerrinnen, ganze Geschlechter sinken ins Grab; was heute blüht, ist morgen verwelkt. Alles ist dem Wechsel unterworfen. Was mich sonst reizte,

läßt mich jetzt kalt; was ich einst vergötterte, werfe ich heute vielleicht achtlos beiseite. Alles, alles ändert sich. Nur eins nicht! Die Liebe hört nimmer auf. Ob Menschen im eisigen Norden oder unter der brennenden Sonne des Äquators einander ihre Herzen schenken, — gleichviel, es ist immer dieselbe Liebe, die sie zueinander hinzieht. Und ob vor tausenden von Jahren in der Finsternis des Urwaldes ein Freund dem sterbenden Freunde seine Wunden kühlte, die der wütende Bär auf der Jagd ihm geschlagen, oder ob heute im Hospital der schönste Verband kunstgerecht angelegt wird, — es ist immer dieselbe Fürsorge, welche die Schmerzen zu lindern begehrt. Das Sichtbare ist wohl anders geworden, aber das Unsichtbare ist sich gleich geblieben. Die Liebe hört nimmer auf.

Auch unter uns darf sie niemals aufhören. Ich betone das auch von einem praktischen Gesichtspunkte aus. Unser Krankenhaus steht zwar vollendet da, aber es bedarf noch großer Opfer, wenn diese Anstalt uns auch wirklich gehören, wenn sie von der Schuldenlast befreit werden soll, die jetzt noch auf ihr ruht. In den letzten 10 Jahren ist manche reiche Gabe für das Krankenhaus in den Gotteskasten gelegt worden, und auch die Scherflein der Witwe haben nicht gefehlt. Möchten im kommenden Dezennium die Herzen und Hände ebenso offen bleiben für das notwendige Werk! Vielleicht denkt dieser oder jener, der selbst einmal in schwerer Krankheit lag, an Leidensgenossen, die im neuen Hospital dem gleichen Schicksal verfallen werden, damit wir recht viele Freibetten schaffen können für solche, die, von keiner Armenverwaltung oder Krankenkasse unterstützt, nicht haben, wohin sie ihr müdes Haupt legen sollen. Hier kann unsere Gemeinde Zeugnis geben, daß der Geist Jesu in ihr lebendig ist, und daß ihre Glieder nicht lieben mit Worten und mit der Zunge, sondern mit der Tat und in der Wahrheit. Darum lege ich euch unser Krankenhaus

auch von dieser Stelle aus ans Herz. Laßt eure Gedanken damit beschäftigt sein. Wenn ihr ihm ein Opfer bringen könnt, dann wollt es auch, und wenn ihr es wollt, dann tut es gern. Wie schön, wenn wir nach 10 Jahren dankbar rühmen dürften: Die Liebe hat nicht aufgehört, die Schulden sind gedeckt; das Haus steht frei!

Nun, wir sind in Gottes Hand. Ihm trauen wir zu, daß er, der bisher in uns mächtig war durch den Geist der einander verbindenden Liebe, auch in Zukunft seine Gemeinde auf Adlersflügeln tragen und die Werke der Barmherzigkeit wird wachsen lassen als redenden Beweis dafür, daß Christus noch in seinen Jüngern lebt, und daß die Liebe ihr Erkennungszeichen ist. Amen!



Die Wahrheit des Protestantismus.

Gal. 5, 13.

Liebe Brüder, ihr seid zur Freiheit berufen. Sehet aber zu, daß ihr durch die Freiheit dem Fleisch nicht Raum gebt, sondern durch die Liebe diene einer dem andern.

Morgen ist der 10. November, der Geburtstag Luthers und Schillers, ein denkwürdiger Tag, der in der evangelischen Kirche niemals unbesprochen vorübergehen sollte. Die beiden Persönlichkeiten, die an diesem Tage das Licht der Welt erblickt haben, sind in ihrem äußern Leben sehr verschiedene Wege gegangen; auch die Schriften, welche sie der Welt hinterlassen haben, sehen einander nicht ähnlich, und doch sind beide Männer im innersten Wesen nicht nur verwandt, sondern eines Geistes. Schiller ist wie Luther eine Verkörperung desses, was wir mit dem Namen Protestantismus zu bezeichnen pflegen.

Protestantismus ist nicht gleichbedeutend mit evangelischer Kirche. Er ist überhaupt keine Kirche, er läßt sich nicht einrahmen in irgendwelche kirchliche Formen, sondern er ist eine Weltanschauung, die weit hinausgreift über die Bewegung, welcher sie ihren Ursprung verdankt, weit hinaus auch über die Grenzen der Religion, und alle Gebiete des geistigen Lebens mit ihrer Eigenart durchdringt und befruchtet. Luther hat weder beabsichtigt noch gedacht, daß das Werk, welches er, von seinem Gewissen getrieben, zur Abstellung eines kirchlichen Unfugs begann, eine schöpferische Bedeutung gewinnen sollte für das gesamte Denken, Arbeiten und Streben der gebildeten Menschheit. Das ist aber nun einmal die Methode des geistigen Fortschritts. Der den Anstoß dazu

gibt, wird ebensosehr geschoben, als er schiebt; von ihm aus verbreiten sich ohne sein weiteres Zutun unabsehbare Wirkungen, erzeugen sich neue Kräfte und dehnen sich im Wellenschlag immer größere Ringe in die Menschheit hinein. Von solchem Strome eines frischen ursprünglichen Geisteslebens werden Luther und Schiller in gleicher Weise getragen. Luther war zwar ein Kirchenmann, und Schiller war unkirchlich. Aber darin liegt nicht das Wesen des Protestantismus, dieser dreht sich vielmehr als lebendige Ellipse um zwei Brennpunkte: um das Recht der Vernunft und die Freiheit des Gewissens. Beide Güter haben Luther und Schiller, ein jeder nach seiner Art, der Menschheit erkämpft und für die Menschheit verteidigt. Luther auf dem Wege religiöser Wirksamkeit mit kirchlichem Sinn, Schiller im Gewande des Poeten, als Prophet der Schönheit, Freiheit und Menschenwürde, — aber beide im Grunde Eines Sinnes und Eines Strebens, den Geist und die Kraft der Wahrheit in der Welt zur Geltung zu bringen.

So wollen wir denn in dieser Morgenstunde das Wesen des Protestantismus, oder sagen wir lieber die Wahrheit des Protestantismus, zum Gegenstand unserer Betrachtung machen. Diese Wahrheit sehe ich hauptsächlich in drei Dingen:

1. Der Protestantismus ist eine Erneuerung zur Freiheit.
2. Er hat im Kampfe um diese Freiheit schmerzliche Wunden empfangen, und
3. Er trägt auch heute noch die Kraft in sich, diese Wunden aus sich selbst zu heilen.

Der Protestantismus ist eine Erneuerung zur Freiheit. Er ist ein vielgestaltiges geistiges Leben, welches mit dem Anspruch innerer Berechtigung auftritt. Darum muß er sich auch gefallen lassen, daß er auf sein Recht und seine Wahrheit hin geprüft wird. Prüfen und sich prüfen lassen ist ein wesentliches Erfordernis protestantischen Denkens und Arbeitens. So darf der Protestantismus auch die Kritik nicht scheuen. Aber das sind wir Protestanten nicht anders gewöhnt. Wir können Tadel und Kritik ebenso gut üben wie vertragen. Wir nehmen immer wieder die Entstehung und Weiterentwicklung des Protestantismus vor unser prüfendes Auge und scheuen uns nicht, durch alles dasjenige einen Strich zu machen, was sich bei besserer Einsicht als Auswuchs oder Schlacke herausstellt, als Begleiterscheinung, die dem Charakter und der Eigenart protestantischen Geistes nicht entspricht. Denn Protestantismus ist eine immer fließende Erneuerung zur Freiheit, eine Entbindung vorher gebundener Kräfte zur Erzielung höherer Lebensbilder und Lebensmächte, ein Schaffen neuer Werte und Möglichkeiten.

Luther hat diese Erneuerung angebahnt im Zentrum des geistigen Lebens, auf dem Gebiet der Religion. Er hat die Religion auf sich selbst zurückgeführt, indem er sie von all den fremdartigen Lasten befreite, die im Laufe der Jahrhunderte sich ihr an den Hals gehängt hatten und welche, durch Alter und Vorurteil geheiligt, in den Augen der Menschen gleichfalls als Religion galten. Luther, ein religiöser Genius seltener Art, hat Kern und Schale mit klarem Blick geschieden. Den Kern der Religion erkannte er in zwei Mächten, einer gebenden und einer empfangenden: im Worte Gottes und im Glauben.

Das Wort Gottes im weitesten Sinne als Gottes Offenbarung in der Natur, in der Geschichte, in der Überlieferung der Völker, wie im Geiste des einzelnen Menschen, war für Luther die gebende Macht, ohne welche auch die empfangende nicht zur Geltung kommen kann. Ich kann nicht empfangen, wenn nicht gegeben wird, und das Geben wiederum zerfällt in nichts, wenn kein Empfänger da ist. So steht Gottes Wort in notwendiger Verbindung mit dem Glauben. Wo kein Glaube ist, wird auch das ehrwürdigste und erhabenste Wort kein Gotteswort, und wenn z. B. ein Ausspruch der

Bibel mir nicht innerlich zur Überzeugung werden kann, so hat er für mich vielleicht eine geschichtliche, aber keine religiöse Bedeutung.

Damit ist Luther unmittelbar in die Fußtapfen seines Meisters getreten. Denn auch Jesu Werk besteht nach einer Richtung hin darin, daß er die Religion wieder entbunden, aus den Schranken der Konfession erlöst, auf ihr eigentliches Wesen zurückgeführt hat. Nur hat er es etwas anders ausgesprochen, als Luther es im Kampfe mit der Kirche seiner Zeit aussprechen mußte. Jesus hat es zusammengefaßt in die beiden Werte der Gottesliebe und der Menschenliebe. Darin hat er Gesetz und Propheten, d. h. Gottes Offenbarung und Wirksamkeit, gesehen, und alles, was aus diesen beiden Kräften nicht herauswächst, hat er als etwas für das religiöse Leben Wertloses ausgeschieden. Jedes Opfer am Altar, aller Zeremoniendienst, alles äußere Handeln ohne inneres Leben, ohne Gottesgemeinschaft war in seinen Augen eine Vergiftung der Heilquelle, ein Stagnieren, ja ein Erstarren des lebendigen Wassers. So hat er uns nicht eine Religion unter vielen, sondern d i e Religion gebracht, und diese im Laufe der Zeiten allmählich wieder umkrustete, in fremdartigen Bestandteilen erstickte Religion hat Luther in ihrer Schönheit wieder ausgegraben aus dem Schutt der Jahrhunderte. Darum sagen wir, der Protestantismus ist eine Erneuerung der Religion zur Freiheit und Selbständigkeit, eine Zurückführung derselben auf sich selbst.

Bei den zwei Begriffen Wort Gottes und Glaube müssen wir aber noch ein wenig verweilen. Sie sind auch heute noch für uns Protestanten der wesentliche Inhalt unseres geistlichen Lebens. Gottes Wort ist für Luther kein Buchstabe gewesen, sondern ein inneres Erlebnis. Luther hat Gottesworte gehört, die nicht in der Bibel stehen. Ein Wort Gottes ist es z. B. gewesen, was ihn ins Kloster trieb, obwohl gerade dieser Weg in die Möncherei hinein unbiblisch und

unevangelisch genannt werden muß. Ihn zog der Gott, der in seiner Seele zum Wort gekommen war, den er so überwältigend erlebte, daß er gegen ihn nichts mehr einzuwenden hatte. Der Gott des Mittelalters, der Gott Roms hatte ihn überredet; der war ihm zu stark geworden und hatte gewonnen. Diese Rede Gottes im Gewissen ist für Luther das Wort Gottes.

Nun wird es sich von selbst verstehen, daß auch wir die Stimme Gottes nicht nur in der Heiligen Schrift hören, sondern daß wir sie vor allen Dingen vernehmen müssen in uns selbst. Die Stimme Gottes in uns muß das besiegeln, was die Stimme außer uns vielgestaltig an uns heranbringt. Nur soweit die Stimme Gottes in uns ein Echo hören läßt auf die Stimme Gottes außer uns, haben wir Gottes Wort.

Auch der Glaube ist in Luthers Leben wieder als das hervorgetreten, was er seinem innern Wesen nach ist und immer bleiben wird: nicht ein Nachdenken vorhandener Meinungen oder ein Nachlernen überlieferter Lehren, sondern eine persönliche, im Gewissen ruhende Überzeugung. Solcher Glaube im protestantischen Sinne scheint allerdings nicht Gemeinschaft zu bilden, sondern zu sprengen, denn er stellt die einzelne Person in den Vordergrund, er ruht auf dem Rechte persönlicher Freiheit und Selbständigkeit. Aber dadurch, daß er in der einzelnen Person wirksame Kräfte entbindet, läßt er diese Person nach beiden Seiten hin die Hände ausstrecken und läßt sie auch in andern Verwandtes fühlen und finden. So kommt es, nachdem die gemachte künstliche Gemeinschaft zertrümmert ist, zu einer frei gewählten, sich organisch bildenden Gemeinschaft. Daher wollen wir nicht klagen, daß der Protestantismus in religiöser Beziehung Zersplitterung gebracht hat, sondern wollen uns im Gegenteil darüber freuen, denn durch diese Zersplitterung hat er Raum für eine gesunde, ehrliche Einigkeit im Geist geschaffen,

hat dem Glauben wieder zu Ehre und Macht verholfen und hat ihn losgelöst von allem, was nicht Glaube ist, sondern Tradition, Lehre oder kirchliche Übung. Der Protestantismus darf es als einen Ruhmestitel in Anspruch nehmen, daß er vom Zentrum des Gewissens aus das gesamte Geistesleben der Völker zur Freiheit erneuert hat.

Allerdings geht eine solche Erneuerung nicht im abgemessenen Takt des Exerzierplatzes, sondern im Sturmschritt des Schlachtfeldes einher. Da kann man die Gegner nicht mit Handschuhen anfassen. Die Männer, welche tiefgreifende Reformen vertreten, sind immer gewaltige Geister, zum Kampfe auf Tod und Leben bereit. So war auch Luther ein streitbarer Mann und konnte gar kein anderer sein. Die Kinder des Geistes und der Wahrheit, die Sonnenkräfte neuen Lebens, werden mit Schmerzen geboren. Daher ist der Protestantismus nicht nur eine aufbauende, sondern auch eine zerstörende Macht geworden und wird es auch immer bleiben. Es liegt in ihm etwas Selbstherrliches, welches nach dem Maße des innern Bedürfnisses sich auflehnt gegen das Bestehende.

Schaut doch einmal Jesu Wirksamkeit an. Sie war ein Bruch mit dem geschichtlich Gewordenen, mit vielem, was damals für recht und heilig galt. Als Jesus mit geschwungener Geißel im Tempel stand, war er ein Revolutionär von Gottes Gnaden. Luther ist ihm hierin nachgefolgt. Die Kirche, welche Luther angriff, war für jene Zeit die Vertreterin eines göttlichen, auch vom Staat als heilig und unverletzlich anerkannten Rechts. Was hat er mit diesem Recht getan? Er hat es ins Feuer geworfen. Die Tat des 10. Dezember 1520, die Verbrennung der Bannbulle und der kanonischen Rechtsbücher vor dem Elstertor zu Wittenberg war ein revolutionärer Akt. Dadurch brach Luther mit dem bestehenden Recht; er mußte damit brechen, weil sich in ihm ein höheres Recht geltend machte, das Recht

des Gewissens, das Recht des göttlichen Geistes, der sich durch Bestehendes nicht binden läßt, sondern von einer Offenbarung zur andern fortschreitet. In diesem Rechte stand er auf dem Reichstage zu Worms und beugte sich weder vor der staatlichen noch vor der kirchlichen Autorität. Aus diesem Recht des Gewissens heraus, dem unverjährbaren, dessen Anhänger man wohl kreuzigen und ächten, das man aber nie aus der Welt schaffen kann, hat Luther gesagt: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders." Er konnte bei Gott nicht anders, er mußte zerstören, was seiner Überzeugung nach nicht mehr lebenskräftig war, sondern lebenerdrückend wirkte.

Nun liegt es auf der Hand, daß, wenn eine geistige Macht mit so energischen Kräften in einen großen Kampf eintritt, dann auch die empfindlichsten und schmerzlichsten Wunden geschlagen werden. Das hat der Protestantismus nicht nur getan, sondern hat es auch am eigenen Leibe erfahren. Der Protestantismus ist das noch nicht geworden, was er werden muß; er ist es noch nicht einmal in unserer evangelischen Kirche geworden. Es wurden in dieselbe gewisse Machtfaktoren wieder hineingetragen, welche durchaus der vorprotestantischen Zeit angehören, welche nur mit römischen Waffen in Geltung erhalten werden und mit einem klar gedachten und energisch durchgeführten protestantischen Sinn und Wesen sich nicht vereinbaren lassen.

Ich will nur auf eines hinweisen. Viele Glieder unserer Kirche sind noch immer der Meinung, daß man die rechte Lehre annehmen müsse, wenn man zum rechten Glauben kommen wolle. Was ist denn die rechte Lehre? Auf protestantischem Boden gibt es keine allgemein gültige Lehre. Es gibt nur einen persönlichen Glauben, der sich aus der vorhandenen Lehre aneignet, was seinem Wesen entspricht. Darum werden wir niemals sagen dürfen: Diese oder jene Lehre mußt du glauben, sonst bist du kein guter Christ;

sondern wir werden höchstens sagen können: Diese und jene Lehre ist zu dieser und jener Zeit gelehrt und geglaubt worden, nun prüfe du sie und suche sie zu verstehen; verspotte sie nicht und zertritt sie nicht, sondern prüfe sie. Was du bei solcher Prüfung als lebenswert und lebenskräftig erfährst, das wird dir dann von selbst zum Gegenstand des Glaubens, ja noch mehr, zur Kraft des Glaubens werden. Kein Mensch braucht dich von außen her dazu zu zwingen, du zwingst dich selbst dazu. Nicht die Lehre macht selig, sondern der Glaube. Reine Lehre ist eine Forderung des Glaubens in unserer evangelischen Kirche, nicht aber eine Forderung des Rechts.

Für das starre Recht ist in der Religion überhaupt kein Raum. Eine jede Kirche, welche den Glauben in Rechtsformen einschmiedet, wie z. B. die römische, die sich rühmt, wie „das Königreich Frankreich" organisiert zu sein, verliert dadurch die Fähigkeit, religiöse Charaktere zu bilden, ihre Erziehung wird Dressur. Wenn in einer derartigen Rechtsgemeinschaft dennoch religiöses Leben vorhanden bleibt, so geschieht dies nicht wegen, sondern trotz der bestehenden Rechtsordnungen. Denn das Leben aus Gott ist ungeachtet aller Einschnürungen immer wieder stark genug, um vulkanartig aus dem Innern hervorzubrechen und das Recht der Persönlichkeit gegen jedes juristisch geartete Gesetz geltend zu machen. Deshalb wird unsere evangelische Kirche das Recht nur so weit heranziehen dürfen, als es die äußere Ordnung zu regeln hat, das, was der Gemeinde ihren sichtbaren Bestand verbürgt. Sobald sie aber anfangen wollte, mit den Begriffen und Satzungen des Rechts in das Glaubensleben der Gemeinde oder des einzelnen regelnd einzugreifen, würde sie den Boden des Protestantismus verlassen und auf das Fundament der mittelalterlichen Rechtskirche zurückkehren.

Das ist eine von den Wunden, auf die ich euch heute aufmerksam machen wollte, um zu zeigen, daß wir die Waffen

nicht aus der Hand legen, daß wir nicht meinen dürfen, unsere evangelische Kirche sei bereits eine vollendete Darstellung dessen, was wir Protestantismus nennen. Nein, sie trägt noch viele Schäden an ihrem Leibe, aber sie besitzt auch, Gott sei Dank, die Kraft, diese Schäden ohne fremde Ärzte und Heilgehülfen aus sich selbst heraus zu heilen.

Es ist eine der köstlichsten Errungenschaften des Protestantismus, daß er den Blick geweitet hat für alles menschlich Schöne und Große, für die Wissenschaft und für die Kunst, für alles Bedeutende in den Schicksalen der Völker und des Vaterlandes, für alles praktisch Tüchtige und Nützliche auf dem Gebiete menschlicher Unternehmungen. Humanität gedeiht nur da, wo seine Sonne wärmt und sein Licht leuchtet. Diese Entwicklung trug Luther nicht als fertiges Programm in seiner Seele, sondern das liegt nun einmal in dem Wesen des von ihm entfesselten protestantischen Geistes, daß er Ernst macht mit dem Wort des alten Terenz: homo sum; humani nihil a me alienum puto — Mensch bin ich; nichts, was menschlich, acht' ich mir fremd. Dadurch sind wir Protestanten in der glücklichen Lage, unser Vaterland mit ungeteilter Freude zu lieben, ungehindert in allen Zweigen der Wissenschaft tätig zu sein, uns vor keinem ihrer Resultate fürchten zu müssen, die Schönheit der Kunst ohne Neben- und Hintergedanken zu genießen, tüchtige Kaufleute, Lehrer, Handwerker, Ärzte zu sein, ohne irgendwie mit unserer Kirche in Konflikt zu geraten. Wir fragen eben zuerst nach dem Menschen, nach seinem Charakter, seiner Gesinnung, nach dem Kern der Persönlichkeit — und dann erst nach der Konfession.

Die Kräfte, die uns dadurch zur Verfügung gestellt worden sind, werden sich ohne Zweifel Bahn brechen, nicht nur in unserer evangelischen Kirche, sondern in der Kulturmenschheit überhaupt. Denn sie sind auch in vielen Geistern lebendig, die nicht Protestanten ihrem Taufscheine nach sind,

lebendig bei Katholiken und auch bei Juden. Das ist eben unsere Freude, daß der Geist des Protestantismus mit der Kultur ein ehrliches Bündnis geschlossen hat und daher auch ihrem Vordringen mit hoffnungsfrohem Sinn und gutem Gewissen zu folgen vermag. Nichts bindet uns an eine Autorität, die vor Jahrhunderten galt, weil ihre Geltung damals ein Segen war, sondern wir sind allein gebunden an unser Gewissen und durch dieses an unsern Gott. So gewiß aber der lebendige Gott mit seiner Menschheit, die er ins Dasein gerufen und mit dem Drange nach Vollkommenheit ausgestattet hat, von Stufe zu Stufe vorwärts geht, so gewiß er ihr Himmel auf Himmel aufschließt und sie in diesen Himmeln glücklich sein läßt, so gewiß geht auch unsere protestantische Weltanschauung, unser evangelischer Glaube, diesen Weg mit ihm. Je weiter er schreitet, desto stärker und freier, desto dankbarer seiner selbst bewußt wird er werden.

Wie groß aber auch unsere Freude darüber ist, daß aus solchem Geist des Wachstums heraus der Protestantismus sich beständig erneuern und immer wieder selbst von seinen Krankheiten heilen wird, ebenso groß ist am heutigen Tage unsere Trauer darüber, daß es auch unter uns so viele gibt, welche die Gotteskraft protestantischen Geistes nicht zu schätzen wissen und an ihren Wirkungen keinen schaffenden Anteil nehmen mögen. Die Gleichgültigkeit der Menschen gegenüber den Fragen des geistigen Lebens und namentlich der sich selbst bestimmenden Religion ist schon zu Luthers Zeiten ein dunkler Punkt im Leben des Protestantismus gewesen. Er klagt, daß die Mitwelt nicht aufzurütteln sei, daß sie lieber die Ketten der Knechtschaft trage als die Verantwortung der Freiheit. Dieselbe Klage gilt noch heute.

Das gedankenlose Mitlaufen und das zuchtlose Schweifen sind böse Begleiterscheinungen des Protestantismus. Völlig außerstande, mit dem Gängelband zu arbeiten, stellt er

vielmehr an jeden seiner Anhänger die hohe Forderung der Selbsttätigkeit. Du selber sollst deiner Seele Heil und deines Herzens Frieden schaffen; wenn es nicht anders geht, mit Furcht und Zittern. Du sollst forschen in der Schrift, ob es sich so verhält, wie die Theologen und Bekenntnisse sagen. Du sollst nach dem Maße deiner Kraft eindringen in alle Fragen des geistigen Lebens, welche die Gegenwart bewegen. Nichts von alledem darf dir bedeutungslos erscheinen, sondern soweit wie dir Gott die Augen aufgetan hat, sollst du damit blicken. Drum laßt uns heute im Andenken an unsern Luther das Gelöbnis erneuern, unser Licht nicht unter den Scheffel stellen zu wollen. Wem eins angezündet ist, der lasse es leuchten für alle, die mit in seinem Hause sind. Ja, tue es im Kreise deiner Kinder, in den Bestrebungen deines Berufs, in der Pflege aller idealen Güter, welche die Gegenwart dir bietet. Tue es im Trachten nach einem reinen Herzen, nach einer wahrhaftigen Seele! Hungere und dürste nach Gerechtigkeit! Werde nur nicht lau! Bleibe nur nicht gleichgültig!

Die persönliche Religion ist nicht der letzte Zweck der Religion, sie muß sich vielmehr zu einer sozialen Religion ausgestalten. Jesus hat das Werk der Zukunft, die kommende Welt, die neue Erde, mit dem Namen „Reich Gottes“ bezeichnet. Reich Gottes ist aber nicht ein stilles Plätzchen im Kämmerlein, nicht ein weihevoller Tempel im Menschenherzen, — nein, Reich Gottes ist eine, die Gesellschaft durchdringende und umspannende Größe. Jesu Worte sind Menschheitsworte, sein Werk ein Menschheitswerk. Er wollte einen großen Bruderbund aller Menschen, er wollte, um es modern auszudrücken, die Solidarität der Völker.

Gott sei Dank, soziale Gedanken sind ja seit etwa 50 Jahren in den Mittelpunkt des Strebens der Kulturvölker getreten. Es gibt heute, wenigstens in Europa, keinen Staat mehr, der es nicht mit sozialen Fragen zu tun hätte. Aber

die staatliche Behandlung derselben muß den häßlichen Argwohn abstreifen, der noch so häufig damit verbunden ist, als wäre einer, der soziale Gedanken vertritt, ein staatsgefährlicher Mensch. Im Gegenteil, das Wohl des Staates beruht auf einem gesunden Sozialismus. Wehe dem Staat, welcher die soziale Bewegung in seiner Mitte gewaltsam ersticken wollte; er würde damit die Lebenskraft unterbinden, welche den Menschen zum besten Freund des Menschen macht, er würde die Wahrheit verleugnen, daß wir viele Ein Leib in Christo sind, und untereinander ist einer des andern Glied. Nicht Aussonderung, sondern Vereinigung der sittlichen Kräfte, nicht Weltflucht, sondern Weltverklärung und Weltbeherrschung ist die Losung des Christentums. Das ist das große Evangelium, welches der Protestantismus der Welt wiedergeschenkt hat.

Diese Losung hat in neuerer Zeit auch die katholische Kirche verstanden. Sie arbeitet in mannigfaltiger Beziehung auf sozialem Gebiete. Wir wollen ihr das nicht gerade so nachmachen, wie sie es treibt. Wir legen keinen Wert darauf, daß an der Spitze einer jeden sozialen Veranstaltung ein Pastor oder Kaplan steht. Im Gegenteil, wir möchten solche Organisationen erwachsen sehen auch unabhängig von der Kirche, unabhängig von dem, was Sache des geistlichen Amtes ist. Man braucht kein Geistlicher zu sein, um ein Herz voll Menschenliebe zu haben. Man braucht nicht einer bestimmten Konfession anzugehören, um die Menschheit als seine Heimat zu betrachten und alles, was dem wahren Heil der Menschheit dient, mit regem Eifer zu fördern.

Nach diesem Ziele wollen wir uns strecken, nie wollen wir es aus den Augen verlieren. Das Christentum ist eine Gesellschaftsreligion. Wohl weiß ich, daß alles, was draußen auf dem bunten Schauplatz des Lebens standhalten soll, in der Stille und Heimlichkeit des Gemütes geboren, gehegt und gepflegt sein will, bis es stark genug geworden ist, an

die Öffentlichkeit zu treten. Vernachlässigt daher euer inneres Leben nicht, schürt die heilige Flamme selbständigen Glaubens und selbstloser Liebe auf dem Altar des Herzens. Aber wenn ihr dann das warme Kämmerlein zu eng wird, dann laßt sie gen Himmel lodern Gott zum Preis und ihre leuchtenden und wärmenden Zungen hinausflammen, damit das heilige Feuer auch eure Mitmenschen ergreife und ihnen eine Quelle der Kraft und Erlösung werde. Zur Freiheit seid ihr berufen, aber in der Liebe diene einer dem andern. Amen!



34 # Der Segen menschlicher Verbindungen.

1. Mose 2, 18.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.

Am Schluß unserer letzten Betrachtung sprachen wir den Wunsch aus, daß unsere evangelische Kirche immer entschlossener den Weg betreten möge, welcher die Religion aus der Vereinzelung in die Gemeinschaft hineinführt, sie zu einer sozialen, einer Gesellschaftsreligion macht. Ich will damit nicht sagen, daß der persönliche Glaube entbehrlich sei. Im Gegenteil, er ist immer die Wurzel, die notwendige Vorbedingung für jedes weitere religiöse Wachstum. Aber wenn unser religiöses Leben nur darin bestünde, daß wir unsere eigene Seligkeit schaffen, dann bliebe es eben nur eine Wurzel, ein Anfang ohne Blüte und Frucht. Die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Treue, Sanftmut, Keuschheit, — lauter gesellschaftliche Tugenden. Die Religion bewährt sich erst in der Gemeinschaft.

Eng ist die Welt, und weit ist das Gehirn;
Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Es kann einer im Überschwang seiner Gefühle alle Welt umarmen und glücklich machen wollen, aber wenn es dann heißt: Hic Rhodus, hic salta! nun mache auch nur einen einzigen wirklich glücklich, — so versagt sein Gefühl, es fehlt die Energie eines das Gefühl befruchtenden Willens. Ob ein Mensch ein Kind Gottes ist oder nicht, kann erst dann erkannt werden, wenn er Beziehungen nach den verschiedenen Seiten menschlicher Gemeinschaft hin pflegt und bewährt. Denkt euch einen Menschen, der auf eine einsame

Insel verschlagen wäre, wo außer ihm kein anderer Mensch lebte. Ein solcher könnte weder besser noch schlechter werden, als er war; er könnte die ihm angeborenen oder bis dahin anerzogenen Neigungen und Triebe nicht zur Wirkung bringen und daher auch keine weiteren sittlichen Kräfte erwerben, er könnte moralisch nicht wachsen. Das Sittengesetz hätte für ihn keine Bedeutung mehr. Er könnte seinen Nächsten nicht hassen, aber auch nicht lieben; ihn nicht betrügen, aber auch sein Hab und Gut nicht fördern; ihn nicht vernachlässigen, ihm aber auch keine Treue beweisen. Weder eine negative noch eine positive sittliche Tätigkeit wäre ihm möglich. Ein solcher Mensch wäre sittlich neutral.

Die ethischen Eigenschaften der Menschen gewinnen ihre volle Wahrheit und Wirklichkeit erst in der Gemeinschaft. Weil aber Sittlichkeit die Frucht der Religion und ein Glaube ohne Werke tot an sich selbst ist, darum müssen wir wünschen, daß unser religiöses Leben sich zum Gemeinschaftsleben entfalte, daß unser Glaube sich nicht auslebe in dem, was das eigene Herz erquickt und selig macht, sondern daß er die Kräfte erzeuge, welche das Reich Gottes auf Erden bauen, daß er hervorbringe, was allen Menschen dient, heilsam und selig ist. Diese Gedanken faßt die heilige Schrift in das Wort zusammen: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Obwohl in begrenztem Zusammenhang ausgesprochen, ist es doch einer Erweiterung zu einer allgemein gültigen Wahrheit fähig, und wir wollen auf Grund dieses Wortes in dieser Morgenstunde den Segen menschlicher Verbindungen genauer ins Auge fassen. Der Segen menschlicher Verbindungen sei der Gegenstand unserer Betrachtung. Drei solcher Verbindungen stehen im Vordergrund, nämlich

1. die Familie,
2. das Volk und
3. das Reich Gottes.

Es ist keine Frage, daß die Familie die älteste unter allen Gemeinschaften ist. Noch ehe eine Staatenbildung auf Erden entstand, gab es bereits Familien. Auch heute noch ist sie Wurzel und Saft am sozialen Lebensbaum. Krankt das Familienleben, so geht dadurch auch das Volksleben seinem Verfall entgegen. Die Familie ist der heilige Gesundbrunnen, wo das Wasser des Lebens im Verborgenen quillt und gesammelt wird, um nachher als befruchtender Strom über das Land dahinzufließen.

Jesus hat groß von der Familie gedacht. Obwohl er nicht verheiratet war und seinem selbsterwählten Berufe gemäß nicht wohl verheiratet seinkonnte, hat er doch das schöne Wort sich zu eigen gemacht: Es wird der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen. Und er fügt hinzu, die beiden seien nun nicht mehr zwei, sondern Ein Fleisch; was aber Gott zusammengefügt habe, das solle der Mensch nicht scheiden. Auch kennt ihr alle Jesu Liebe zu den Kindern und sein Verständnis für kindliches Wesen und kindlichen Wert.

Der Apostel Paulus hatte allerdings etwas andere Meinungen über Ehe und Familie. Er hat den Rat gegeben, man solle lieber nicht heiraten, ehelos bleiben sei besser als ehelich werden. Er hat damit die Ehelosigkeit zwar nicht zum Gesetz gemacht, hat aber doch das ehelose Leben dem ehelichen vorgezogen. Indessen können wir diese Anschauung aus den geschichtlichen Verhältnissen heraus ganz gut verstehen. Das Dichten und Trachten der christlichen Gemeinden war zu Pauli Zeiten wesentlich bestimmt von der lebhaften, oft leidenschaftlichen Hoffnung einer unmittelbar bevorstehenden Wiederkehr Jesu. Die Christen jener Tage dachten sich das Ende dieser Welt und damit eine durchgreifende Veränderung aller Lebensformen ganz nahe, und wir finden es begreiflich, daß sie unter diesen Umständen nicht sehr darauf bedacht waren, einen eignen Herd zu bauen und sich hier auf Erden wohnlich anzusiedeln.

Die folgenden Jahrhunderte christlicher Entwicklung haben den Wiederkunftsgedanken nach und nach in den Hintergrund gedrängt, und wir werden nicht leugnen können, daß das katholische Mittelalter von der Frau und ihrem Wert eine hohe Meinung gehabt hat. Es hat die Frau in Maria zur Gottesmutter gemacht und das ewig Weibliche in den Himmel erhoben. Allerdings galt diese Himmelskönigin als jungfräuliche Mutter, und so ist schließlich nicht die Gattin, sondern die Nonne für die mittelalterliche Christenheit das Ideal des Weiblichen geworden. Der Zölibat triumphierte über die Ehe.

Die Reformation hat auch in diesem Stück Wandel geschaffen. Als Luther, der Mönch, eine Nonne zur Frau nahm, hat er eine reformatorische Tat ersten Ranges getan und den ursprünglichen Gedanken Jesu wieder zur Geltung gebracht, daß das Weib seine natürliche Bestimmung in der Ehe erfüllt als Gattin und Mutter.

Die heutige Zeit setzt hinter diese Wahrheit gern ein Fragezeichen. Man redet von einer Frauenbewegung, von einer Emanzipation der Frau, von einem Rechte derselben auf größere Selbständigkeit. Das alles ist gut und schön. Wir gönnen einer jeden Jungfrau von ganzem Herzen die Gelegenheit, alle ihre Fähigkeiten auszubilden und die ausgebildeten nach Möglichkeit zu verwerten; aber wir sind nicht der Meinung, daß diese Ausbildung und Verwertung der Zweck ihres Lebens ist. Wo dieser zu suchen sei, spricht die Natur zu deutlich aus, als daß man ihre Sprache überhören könnte: es ist die Ehe. Bleibt das Ziel unerreichbar, so ist damit das Leben des Weibes keineswegs als verfehlt gebrandmarkt. Es gibt innerhalb wie außerhalb des Familienlebens eine Menge Tätigkeiten, in denen eine Jungfrau Befriedigung finden und Segen verbreiten kann; denn vielgestaltig ist des Weibes Gabe und Kraft, überaus anpassungsfähig und schaffensfroh ist seine Natur. Aber erst wenn

das Weib Gattin und Mutter geworden, ist es ganz Weib. Dann erst hat es erreicht, was in ihm selbst zur Erfüllung drängt: die vollkommenste Hingabe im Bunde mit der vollkommensten Selbstbehauptung.

Darum sagen wir: Der Ehestand ist und bleibt das Fundament jeder andern sozialen Gemeinschaft, es liegt in ihm die Quelle eines der Menschheit unentbehrlichen Segens verborgen. Wie mancher Mann ist erst durch die Liebe zu seinem Weibe sich klar geworden über das, was er an schöpferischen Kräften in sich trägt; und wie manches Weib ist in der Gemeinschaft mit dem Manne zu einer Heldin erstarkt, einer Heldin im Tragen und Ertragen, in selbstverleugnendem Opfer. Wie mancher Mann, dessen Sinn nur nach dem Äußeren und Oberflächlichen stand, im günstigsten Falle nach Geltung in der Welt, nach Besitz und Ehre, ist durch die Liebe zum Weibe dahin gelangt, die Werte des Gemütslebens in ihrer unerschöpflichen Tiefe zu schätzen; und wie manche Frau ist im Eheleben aus ihrem engen Gesichtskreise herausgelockt worden und hat einen weiten Blick gewonnen für das, was Welt und Menschen von ihr erwarten. Beide haben sich aufs innigste ergänzt, sich gegenseitig erzogen und auf eine höhere Stufe des Daseins gehoben.

Und wenn dann die Kinder dazukommen, — welch wechselvolles Spiel der Beziehungen zwischen dem rückwärtsschauenden Alter und der vorwärtsdrängenden Jugend! Wer selbst Kinder hat, dem brauche ich es nicht auseinanderzusetzen, welche Fülle geistiger Freuden aus dem Verkehr mit der Jugend uns zuströmt. Wenn Mann und Frau sich ganz hingeben können an das heranwachsende Geschlecht, wenn sie selbstlos und vorurteilslos das Suchen der Wahrheit, das Verlangen nach Selbständigkeit, das Genießen des Lebensfrühlings, das Sehnen nach Liebe mitempfinden, dann treten all die Sorgen und Lasten, all die Kümmernisse und

Betrübnisse, welche die Erziehung der Kinder mit sich bringt, weit, weit zurück vor der glückseligen Gewißheit, auch in reifern Jahren noch jung zu sein, noch hoffen zu dürfen. Das Herz ist voll von einer nie ermüdenden Liebe, welche heruntersteigt zu den Kleinen und Schwachen, zu den Irrenden und Tastenden, und bringt ihnen Licht und Trost, Kraft und Heil und findet Frieden, tiefen, heiligen Gottesfrieden.

Und wenn der Kinder viel im Hause sind, wie trefflich und erfolgreich erziehen sich die Geschwister untereinander! Das überlassen sie nicht den Eltern allein, sie nehmen es unbewußt als etwas Selbstverständliches in die Hand. Eins muß sich ins andere schicken. Wo das Ganze in viele Teile geht, lernt jedes, mit seinem Teile zufrieden zu sein. Diese Selbstbeschränkung in der Kindheit ist ein Segen für das ganze zukünftige Leben. Wird doch auch die Elternliebe, je mehr sie sich teilen muß, nur desto kraftvoller in sich selbst. Im Herzen von Vater und Mutter ist immer noch Raum, auch wenn man im Stübchen noch so eng beieinander sitzt.

So wächst aus den einfachsten Familienbeziehungen jener Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht heraus, der durch nichts anderes im sozialen Leben ersetzt werden kann. Selig darum der Mensch, welchem Gott einen eignen Herd beschert hat, ein Familienglück! Er möge alles daransetzen, es sich zu wahren wie ein Heiligtum; er möge auf dem Altare seines Hauses dem Vater der Menschen sein tägliches Dankopfer darbringen in der Pflege des Familiensinns.

Wohl weiß ich, daß man im Ehestand mehr Mühe und Arbeit zu tragen hat, als wenn man allein durchs Leben geht. Ich weiß auch, daß es in manchem Hause viel Kreuz und Tränen und Herzeleid gibt. Aber:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt sie nicht, die himmlischen Mächte.

Dem erschlafft die Gottheit, und schal wird ihm die Welt. Der kennt nicht den ganzen Ernst des Lebens, aber er kennt auch seine Süßigkeit nicht. Er weiß nicht, daß Tränen köstliche Perlen sind, schmerzliche Aussaat für eine goldene Ernte der Erlösung, und daß der Mensch gerade unter dem Druck des Leides, in der Entsagung, wenn er blutenden Herzens seine Opfer bringt, erst anfängt, ganz ein Mensch zu sein, ein Mensch, der kühn und stolz sein Haupt erhebt im Glauben an das ewig Gute und Starke, im Glauben an eine überwindende Liebe.

Darum soll mir niemand den Ehestand schelten. Niemand soll sagen, die Ehe sei der Tod der Liebe, wie man das wohl in modernen Büchern hier und da zu lesen bekommt. Wer das glaubt, weiß nicht, was Liebe ist. Dem lebt sie nur als sinnliche Flamme in den Adern, als loderndes Feuer, das zuckend verglimmt. Wer aber die Liebe am Herzen Jesu belauscht hat, wer in solcher Gemeinschaft zur heiligen Menschenliebe hindurchgedrungen ist, der weiß, daß im Ehestande das Wasser des Lebens in Wein sich wandelt. Wonnetrunken schlürft er auch den schnell zerstäubenden Schaum, denn er versteht des Dichters hochsinnige Zuversicht:

Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben.

Liebe ist nicht bloß zärtliche Empfindung, nicht bloß Glück ohne Ruh', nicht bloß wonnige Qual und quälende Wonne, Liebe ist Tat, ist Kraft, ist Opfer. Weil der Ehestand gebieterisch von mir fordert, mich selbst zu opfern, darum ist er die Hochschule der Menschenseele, darum hebt er sie empor zum Licht und stellt Gewalten zu ihrer Verfügung, welche die Selbstsucht aus den Angeln heben.

Wir werden aber auch die Gefahren eines glücklichen Ehelebens nicht übersehen dürfen. Wenn ein Mensch in seiner Häuslichkeit sich behaglich fühlt, so liegt die Versuchung nahe, sich in diese Behaglichkeit ganz einzuspinnen.

Es gibt Leute, die rühmen sich, nur für Frau und Kinder zu leben. Sie glauben, damit etwas Großes zu sagen, tatsächlich aber ist es eine harte Rede, — wer mag sie hören! Der Mensch ist nicht da für sein Haus allein. Wohl versteht es sich von selbst, daß du dir dein Haus rein und fest erhalten wirst, aber weder allein um deinetwillen noch auch ausschließlich um des Hauses willen geschieht solches, sondern damit andere Häuser an das deine sich anbauen und anlehnen, deine Außenwand nachbarlich mitbenutzen können.

Die Familiengemeinschaft bedarf der Erweiterung, über ihr und um sie herum verlangt die höhere Gemeinschaft des Volkes und Vaterlandes ihr Recht. Ein vaterlandsloser Mensch ist wie eine Pflanze, die aus ihrem Mutterboden herausgerissen ist. Man kann sie künstlich im Wasser noch eine Zeitlang blühend erhalten, aber Früchte bringt sie nicht mehr. Es ergeht dem Vaterlandslosen ähnlich wie dem Familienlosen, es fehlt ihm die Heimat, das geistige und gemütliche Obdach. Obdachlos zu sein, ist ein großes Elend. Das wußten schon unsere Altvordern; darum haben sie die Fremde kurzweg das Elend genannt.

Wohl dem Menschen, der an seiner Heimat hängt. Ich beklage es, und viele von euch beklagen es mit mir, daß heute die Beweglichkeit der Menschen so groß ist, daß manche gar nicht wissen, wo sie eigentlich ihre Heimat haben. Sie leben zwei, drei Jahre an einem Orte, dann verschlägt sie das Schicksal wieder wo anders hin; sie möchten Wurzel schlagen, aber sie vermögen es nicht. Wir werden das nicht ändern können. Trotzdem kann aber auch der moderne, der unstete Mensch eine Heimat haben. Sie ist dort, wo dir das erste bewußte Glück erblühte, wo Elterntreue zuerst als Segen über dich kam, wo Vater und Mutter dich auf den Knieen gewiegt und dir die Kindestränen getrocknet haben, wo aus dem Gespielen der Freund dir ward, und wo die

schöne Zeit der jungen Liebe dir anbrach wie ein sonniger Lenz. Dorthin schweifen immer wieder deine Gedanken zurück, dorthin zieht es deine Seele, und mit dem Gefühle des Erlebten steigt auch der Ort, wo du's erlebt, in der Erinnerung empor. Und wär's das enge Gäßchen einer Großstadt oder ein einsames Häuschen auf baumloser Halde, — gleichviel, dir ist's ein Paradies, denn dir ist's die Heimat. Selig sind die Menschen, die Heimweh haben. Man freut sich, wenn man von seinem in der Fremde lebenden Kinde hört, daß es ihm doch nicht ganz leicht ums Herze ist. Ja, der gesund empfindende Mensch vergißt die Stätte seines Ursprungs nie, und wir werden alle darin übereinstimmen, daß Heimatliebe, Liebe zum eignen Volk und Vaterland herrliche menschliche Tugenden sind.

Es ist auch nicht der Boden allein, der uns anzieht und fesselt, es ist die geistige Atmosphäre, in welcher wir als Glieder eines Volkes atmen. Wir haben eine gemeinsame Muttersprache. Wer einmal draußen in der Fremde gewesen ist, wo niemand ihn verstand, der weiß, welch ein köstliches Ding es ist, tagaus, tagein in seiner Muttersprache seine innersten Gedanken offenbaren zu können. Und welche Schätze haben die Väter in dieser unserer Muttersprache aufgespeichert! Luther hat uns die Bibel ins geliebte Deutsch übersetzt; das ist eine große patriotische Tat gewesen. In dieser Sprache klingt alles Liebe und Süße, alles Große und Erhabene an unser Ohr. In dieser Sprache haben unsere Dichter geredet; unsere Denker haben ihre tiefen Gedanken in Worten niedergelegt, die auch unsere Worte sind. So ranken wir uns durch die Muttersprache an ihnen empor, immer höher, dem Lichte entgegen, und reichen uns untereinander die Hände in dem Bewußtsein des gemeinsamen Besitzes unvergänglicher geistiger Güter.

Mit der Muttersprache hängt die geschichtliche Erinnerung innig zusammen, die Erinnerung an die ver-

gangenen Freuden und Leiden des Volkes, an die Großtaten und Irrungen der Vorfahren. Wer ein rechtes Kind seines Volkes ist, fragt auch nach dessen Geschichte; es ist ihm nicht gleichgültig, wie sein Vaterland in der Welt dasteht; er wünscht des Volkes Ehre gewahrt, seinen Schild unbefleckt zu wissen. Denn diese Ehre ist kein Phantom, sondern ein wirkliches Gut. Wie mir die Ehre meiner Familie teuer und wert ist und ich mich schämen muß, unter die Leute zu gehen, wenn sie verletzt ist, so ergeht es mir auch mit der Ehre meines Volkes. Es hat Zeiten gegeben, wo man jenseits unserer Grenzen sich scheuen mußte, sich einen Deutschen zu nennen. Sie sind, Gott sei Dank, vorüber, diese Zeiten; ein neuer Frühling ist unserm Volke aufgegangen, es hat sich in Ehren geeinigt, seiner selbst gewiß und froh hat es die Bahn nationalen Aufschwungs erfolgreich betreten.

Darum wollen wir die Freude an unserm Volk und Vaterland in unserm Herzen hegen und pflegen. Es ist schade, daß so viele ihre Vaterlandsliebe nur darin betätigen zu können meinen, daß sie über alles räsonieren, schelten und nörgeln. Ich bin auch nicht mit allem zufrieden, was im öffentlichen Leben geschieht, aber niemals will ich mir die Freude daran rauben lassen, daß unser deutsches Volk sich in aufsteigender Linie bewegt und daß es im Begriff steht, je länger desto mehr die nationalen Güter zu würdigen, die es sich in einer zweitausendjährigen Geschichte errungen hat. Nein, Geliebte, niemand soll uns den Gedanken einimpfen, daß es mit uns abwärts ginge.

Wer diesem Gedanken Raum gibt, verliert Lust und Liebe, an den öffentlichen Angelegenheiten Anteil zu nehmen; und tut er's dennoch, so wird er ein Hemmschuh des Fortschritts. Auch auf dem Gebiete der Politik ist der Beweis zu liefern, daß wir Christen sind, nicht mit dem Worte und der Zunge, sondern mit der Tat und Wahrheit. Politische

Betätigung ist nicht jedem unmittelbar möglich, aber politisches Interesse kann jeder hegen und ist eines jeden Pflicht. Wären wir hierin gewissenhafter und eifriger, dann würde dem politischen Leben das Bittere und Gehässige genommen werden, was heute viele, und nicht die Schlechtesten, davon zurückhält. Wahlagitation z. B. würde nicht mehr nötig sein, wenn jeder von dem Bewußtsein erfüllt wäre: Es versteht sich von selbst, daß du deine Stimme an der Urne geltend machst, denn auch von ihr hängt es mit ab, welchen Kurs das Schiff des Staates in der Zukunft einschlagen wird. Wir tun uns viel darauf zugut, daß wir endlich politisch mündig geworden seien. Schöne Mündigkeit, wenn Tausende da, wo sie's dürfen und sollen, den Mund nicht auftun! Auf der Bierbank geschieht's freilich mehr wie gut und häufiger wie nötig, und wahrlich, es ist ein Elend und Jammer, daß die Politik eingehender in den Wirtshäusern verhandelt wird als da, wo der Bürger mit seiner Person einzutreten hat für des Vaterlandes zukünftiges Geschick. Laßt uns deshalb Freude gewinnen an dem sittlichen und geistigen Wachstum unseres Volkes, damit wir Interesse hegen für unsere öffentlichen Angelegenheiten und denen danken, die sich in den Dienst dieser Angelegenheiten stellen.

Und doch kann auch die Freude am Vaterlande ausarten. Ebenso wie es eine Familienselbstsucht gibt, so gibt es auch einen patriotischen Egoismus, den man gewöhnlich mit dem Namen Chauvinismus zu bezeichnen pflegt. Chauvinisten sind Menschen, welche für die Gaben und Eigenschaften anderer Völker das rechte Augenmaß und die besonnene Wertschätzung verloren haben und ihr eigenes Volk blind anbeten. Sie gleichen den Leuten, von denen Jesus sagt: Was siehst du den Splitter in deines Bruders Auge und wirst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge? Bei unsern patriotischen Festen ist leider die patriotische Phrase vielfach Stil geworden. Phrasen sind meistens Lügen. Die

schlimmste dieser Lügen behauptet, daß unser Volk besser sei wie andere Völker. Welch eine Torheit! Dann gäbe es ja auch wohl einen deutschen oder preußischen Gott nach dem alten Rezept: Diligit praesertim Deus Francos, Gott liebt vor allem die Franzosen. Gott liebt weder die Deutschen allein noch die Franzosen allein, er liebt und segnet sie alle, weil sie Menschenkinder sind. Weil aber unser Gott so viele Millionen verschiedener Kinder zu versorgen hat, darum hat er ihnen auch verschiedene Gaben gegeben.

Der Verkehr mit fremden Völkern kann nur dann ein fruchtbringender sein, wenn wir sie in ihren Eigentümlichkeiten zu würdigen und zu verstehen suchen. Deshalb begrüßen wir es mit Freuden, daß unsere Jugend angehalten wird, fremde Sprachen zu lernen; nicht nur die alten, ehrwürdigen, sondern auch die modernen, die man braucht, wenn man über die Grenzen des Vaterlandes hinausgeht. Wir freuen uns, wenn ein Volk dem andern ehrlich die Hand reicht, nicht heuchlerisch in eifersüchtigen Kriegsrüstungen und gegenseitigem Ablauschen gefährlicher Erfindungen, sondern ehrlich in den Werken des Friedens, und wenn sie neidlos ihre Gaben untereinander austauschen, der Menschheit zum Segen. Denn die Menschheit ist die letzte und höchste Gemeinschaft, und ihren Bedürfnissen müssen sich schließlich alle Einzelbedürfnisse unterordnen.

Wir nennen als Christen die Kulturmenschheit nicht mit Unrecht Reich Gottes. Wohl decken sich diese beiden Begriffe nicht ganz, aber wenn das Reich Gottes ausgebreitet werden soll, wie es Jesus und einige seiner Apostel im Sinne gehabt haben, dann dürfen wir die Kulturfaktoren von dieser Ausbreitung nicht ausschließen. Wir sind gerade in den letzten Jahren verschiedenen Kulturvölkern nähergetreten, die unsere Religion nicht teilen und das Christentum in seiner kirchlichen Gestalt wohl schwerlich annehmen wollen und werden, den Chinesen und Japanern. Wie soll diese

durch Handel und Krieg begonnene Annäherung fortgesetzt werden?

Die meisten von euch werden antworten: Durch die Mission. Ja gewiß, Mission ist ein guter Sauerteig, aber sie muß im rechten Sinne geübt werden. Nicht in dem Sinne der Unfehlbarkeit einer konfessionellen Glaubenslehre, welche nun an die Stelle der Glaubenslehre des fremden Volkes zu treten habe, so daß man Dogma durch Dogma verdrängt. Das wäre ein Wiedererwecken von Lehrstreitigkeiten, wie sie einst in der alten katholischen und später in der protestantischen Kirche Jahrhunderte hindurch gewütet und Ströme von Blut und Tränen entfesselt haben. Auf diese Weise würde die Mission niemals Erfolge im Geiste Jesu erringen. Wir müssen vielmehr ohne Vorurteil die religiösen und kulturellen Güter anerkennen, welche Gott auch jenen nichtchristlichen Völkern gegeben hat, und müssen eine höhere, eine Einheit auf dem Boden der Humanität zu gewinnen suchen, eine Einheit, wie sie etwa Lessing geahnt hat, als er seinen Nathan den Weisen schrieb und die Frage aufwarf:

Ist Christ und Jud' denn eher Christ und Jud' als Mensch?

Das Christentum ist Religion genug, um jedem Volke menschlich näher treten zu können. Es glaubt an den Vater und darum an eine Gemeinschaft der Liebe unter allen Völkern, es achtet jede Menschenseele und versteht ihren göttlichen Adel und Wert. Von diesem Fundamente aus möge es Mission an den Kulturvölkern treiben: sich geben und von den andern empfangen, aber nicht sich aufdrängen und die andern als Minderwertige beherrschen wollen. Auf dem Wege der Völkerversöhnung ist Uniformierung und Schablonisierung ein Entgleisen auf einen toten Strang, denn Mannigfaltigkeit ist der Menschheit Lebenskraft, sie allein ermöglicht die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens. Wer diese Mannigfaltigkeit in

ihrem Wachstum unterbindet dadurch, daß er alle unter seinen eigenen Hut bringen möchte, der ist noch nicht geschickt zum Reiche Gottes.

Reich Gottes und Kirche sind verschiedene Dinge. Leider haben die Kirchen gar oft die Ausbreitung des Reiches Gottes um der einzelnen Kirche willen aufgehalten. Auch in unserer evangelischen Gemeinschaft können wir in der jüngsten Zeit wieder Strömungen wahrnehmen, die nicht auf eine Erweiterung, sondern Verengung der christlichen Interessen hinauslaufen. Unser Kaiser hat vor Jahresfrist die Anregung gegeben, die evangelischen Landeskirchen Deutschlands — es sind ihrer über zwanzig — möchten sich die Hände reichen zu einem innigeren Bunde als bisher. Ein schöner Gedanke, durchaus auf der Linie sich bewegend, auf der das Reich Gottes wachsen kann! Nun kommen aber die, welche ihr Fündlein für das alleinseligmachende Evangelium halten, klopfen den Unionsfreunden auf die Finger und rufen: Hände weg! So verkehren sie die natürliche Entwicklung der Dinge in eine unnatürliche und suchen das Heil des deutschen Volkes nicht in Christo, sondern im Katechismus. Gott möge es bessern!

Die Zukunft unserer Kirche und unseres Volkes liegt nicht im konfessionellen Eigensinn — davon haben wir genug erlebt; die Jahrhunderte sind voll davon —, sie liegt im Aufsuchen des Gemeinsamen. Wer diesen Weg nicht gehen mag, hat die Hand nicht am Pflug, er sieht rückwärts, aber nicht vorwärts. Wir können die neue Erde nicht schaffen mit Kräften, die als Keile spaltend sich einschieben in das, was zusammengehört, sondern nur mit Menschen, welche Arme der Liebe haben und diese Arme weit, weit auszuspannen vermögen in der Gewißheit, daß alle Bekenntnisse und Zeugnisse, alle Dogmen und Heiligtümer nur verschiedene Stimmen sind in dem mächtigen, nach Harmonie ringenden Lobgesang, den die ganze Menschheit zu Gott

emporsendet. Der Herr ist nun und nimmer nicht von seinem Volke, d. h. von seiner Menschheit, geschieden. Wer Gottes Sache auf Erden vertreten will, muß zu verstehen suchen, wie mannigfaltig er sich in der Menschheit spiegelt.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, — darum möchte ich auch dich bitten, mein Lieber: Bleibe nicht allein. Und wenn du vielleicht klagst, daß Leben und Schicksal dich auf die Seite gedrängt haben, und die Menschen haben dich vergessen und niemand fragt nach dir, — dann will ich dir einen guten Rat geben: Fange du einmal an, nach anderen zu fragen. Glaube mir, dann werden sie auch nach dir fragen. Bleibe nicht allein, denn im Alleinsein verurteilst du dich selbst zum langsamen Sterben. Lasse die Toten ihre Toten begraben, gehe du aber hin und verkünde das Reich Gottes. Reiche den Menschen die Hand und sprich zu ihnen: Kommt, wir wollen uns Vertrauen schenken, wollen uns liebhaben, wollen miteinander Kinder unseres Gottes sein; denn es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.

Amen!



Seid Salz der Erde, werdet Licht der Welt!

Bußtag.

Matth. 5, 13—16 und 20.

Ihr seid das Salz der Erde. Wo nun das Salz dumm wird, womit soll man's salzen? Es ist zu nichts hinfort nütze, denn daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten. Ihr seid das Licht der Welt. Es mag die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein. Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter, so leuchtet es denen allen, die im Hause sind. Also laßt euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen. Denn ich sage euch: Es sei denn eure Gerechtigkeit besser, denn die der Schriftgelehrten und Pharisäer, sonst werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

Heute am Bußtage soll ich euch ein Bußprediger sein. Wie werde ich meine Bußpredigt beginnen? Soll ich euch sagen: Ihr seid verlorene und verdammte Menschenkinder? Manche meinen, so müsse es lauten; ich glaube aber nicht daran. Ich glaube weder, daß ihr verloren, d. h. unrettbar an irgendein Verderben dahingegeben, noch daß ihr verdammt seid, d. h. ausgeschlossen von der Freundlichkeit, Leutseligkeit und Gnade unseres Gottes. Das kann ich deshalb nicht glauben, weil der Herr Jesus es selbst nicht geglaubt hat. Jesus hat seinen Jüngern auch ernste Bußreden gehalten, und eine der ernstesten ist seine Bergpredigt. In dieser benennt er die Zuhörer aber ganz anders. Da sagt er: Ihr seid das Salz der Erde und das Licht der Welt. Können denn Verlorene und Verdammte ein Salz der Erde und ein Licht der Welt sein? Nein! Und wiederum: Können Kreaturen, denen man zutraut, die Welt zu

durchsalzen und zu durchleuchten, verloren und verdammt sein? Abermals nein!

Wir wollen nicht geringer von der Menschheit denken, als Jesus von ihr gedacht hat. Wunderbare Kräfte hat er in ihr entdeckt und geweckt, von außerordentlich günstigen Voraussetzungen ist er bei seinem Verkehr mit den Menschen ausgegangen. Von diesen Voraussetzungen aus hat er sie auch erzogen: fast ohne Strafe, jedenfalls ohne Zorn, ohne Geringschätzung, vielmehr in heißem Bemühen, durch Graben und Düngen um den unfruchtbaren Baum herum, ob er wohl möchte Frucht bringen. Er gibt ihnen nicht einen trocknen Leitfaden in die Hand, nach dem sie sich zu richten hätten, sondern er begeistert seine Jünger, indem er sie anpackt an dem Edelsten, was sie in sich tragen, an ihrer Gottähnlichkeit. Er steckt ihnen hohe, herrliche Ziele und ruft sie auf, nach diesen Zielen zu ringen. Er weiß sehr gut: Wenn dem Menschen nur erst einmal die Augen für ein solches Ziel aufgetan sind, dann findet er in sich selbst eine Menge Bundesgenossen, die seinen Willen stärken und seine Seele beflügeln, so daß er nimmer ruhen noch rasten kann, sondern suchen, anklopfen, bitten muß so lange, bis er gefunden, empfangen und Einlaß erhalten hat.

Ihr seid das Salz der Erde, so grüßt euch heute euer Herr und Meister; ihr seid das Licht der Welt. Ein herrliches Evangelium! Das Christentum ist wahrlich keine Religion für Kopfhänger, sondern für Helden. Es ist eine geschäftige Geistesmacht. Es erschöpft sich weder in mystischen Dämmerungen noch in einem pessimistischen Armsündertum, sondern es ist ein lichtes kraftvolles Reich Gottes in der Welt, eine Herrschaft des ewigen Geistes in den irrenden Menschenherzen. So gewiß Gott Geist ist, so gewiß ist auch sein Reich eine Vergeistigung, eine Überwindung und Verklärung der Welt. Weil ich nun dieses lichten Gottes Diener sein möchte, so rufe ich euch in Jesu Namen heute am Bußtag

zu: Seid Salz der Erde, werdet Licht der Welt! Dazu gehört aber zweierlei:

1. eine Erneuerung unserer Frömmigkeit von außen nach innen und
2. eine Vertiefung unserer Sittlichkeit vom Gesetz zur Liebe.

Wenn wir ein Salz der Erde und ein Licht der Welt sein wollen, so werden wir unsere Frömmigkeit erneuern müssen, und zwar auf dem Wege von außen nach innen, sonst können wir nicht in das Himmelreich kommen. Ins Himmelreich kommt nur der, zu welchem das Himmelreich kommt. Dieses Reich kommt aber nicht mit äußeren Gebärden, so daß man sagen könnte: hier oder da ist es; es kommt nicht irgendwie aus den Wolken herunter in einem außergewöhnlichen, wunderbaren Ereignis, — sondern das Himmelreich wächst in der Menschheit still und verborgen und wird nur an den Früchten des Geistes erkannt.

So ist es einst in die Welt eingetreten zu Jesu Zeit, als er die Menschen aufrief, sich als Kinder Eines Vaters, als Brüder und Schwestern untereinander zu fühlen. So wuchs es in der mittelalterlichen Kirche zu einer innigen, ungefärbten Begeisterung für Gottes Ehre und Herrlichkeit, zu einer Liebe, die alles Schöne und Große in den Dienst Gottes stellte. Einen neuen Aufschwung nahm dieses Wachstum in den Tagen der Reformation, einen Aufschwung zu dem Ziele der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, und bis heute ist derselbe nicht erlahmt. Auch zu uns kommt das Himmelreich in den Siegen des Geistes über das Fleisch, auch unserer Zeit fehlt es nicht an selbstlosen Vorkämpfern, die, kräftig wirkend wie Salz und weithin leuchtend als ein Licht, ihr Bestes einsetzen, um die Gottesherrschaft in den Menschenherzen zu verwirklichen.

Ich sehe das Himmelreich sogar auf manchen Gebieten sich ausbreiten, auf die es früher noch nie den Fuß gesetzt

hat. Ich sehe es in den mannigfaltigsten Formen in die Geister hineindringen und sie zu einer höheren Auffassung der Welt und ihrer Zukunft, der Menschheit und ihrer Ziele anspornen und anleiten. Ich sehe das Himmelreich wie einen Sauerteig den Süßteig durchziehen und weiß, daß auch wir von ihm ergriffen und berührt sind. Wir haben — und das ist wohl ein eigentümliches Merkzeichen der modernen Zeit — den Glauben Jesu an die Menschen wiedergewonnen; ich darf fast sagen: jetzt erst gewonnen. Wir taxieren den Menschen und seinen Wert nicht mehr nach irgendeinem überkommenen Vorrecht, auch nicht mehr nach dem, was er an sichtbaren Gütern besitzt, nach seiner Armut oder seinem Reichtum, sondern wir schätzen ihn nach dem, was er vom Geiste Gottes in sich trägt. Hat einer ein Herz voll Liebe im Busen, setzt er in treuer Arbeit alles daran, um auf dem Posten, wo er steht, das zu sein, was er sein kann, dann ist er in unseren Augen ein Großer im Reiche Gottes, ein Kind Gottes.

Damit hängt ein Weiteres zusammen. Wir haben erkannt, daß keine Macht auf Erden größer ist als die Macht des Geistes. Jahrhundertelang hat man Rosse und Reiter, Gold und Silber, Donner und Blitz für die Großmächte dieser Erde gehalten, und es glauben auch heute noch manche, daß Geschütze und Geschosse die ultima ratio der Völker und Könige seien. Wir wissen es besser. Wir wissen, daß sie alle Untertanen des Geistes sind, daß sie vor ihm sich beugen, vor ihm, der sie lenkt und sie alle überdauern wird. Souverän ist auf Erden allein der Geist Gottes, der im Menschen das Werkzeug seiner Offenbarung findet. Und wäre einer ein Krösus an Reichtum und Einfluß, er kann nicht einen einzigen schöpferischen Gedanken mit seinen Machtmitteln hervorbringen, er kann sich den Genius nicht kaufen. Dieser Genius ist Gott in der Menschheit, ist der Vater bei seinen Kindern. Wenn Gott für uns ist, wer will wider uns sein?

Darum glauben wir in einem noch tieferen und weiteren Sinne als die ersten Christen an den heiligen Geist. In neuen Formen und Gestalten schreitet er einher mit gesteigerter Kraft, Licht werfend nicht nur in das Dunkel der Jahrtausende hinter uns, sondern auch in manches Verworrene um uns und vor uns. Das Größte, was dieser Geist an der Menschheit getan hat, besteht darin, daß er die Menschen aus ihrer Vereinzelung herausgerissen hat und hat in ihnen aufgeweckt das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, der gegenseitigen Verpflichtung untereinander. Der mächtigste Gedanke, den der Geist Gottes im vorigen Jahrhundert aufgeweckt hat, ist der soziale Gedanke.

Es gibt heute, in Europa wenigstens, kein Volk mehr, welches wir den Völkern der alten Zeit gleichstellen könnten. Früher gab es Herden, welche dem Hirten folgten, sei es einem guten oder einem Mietling. Früher gab es Treiber, welche entweder mit dem Stecken oder mit Zuckerbrot den Wagen des Lebens in Bewegung erhielten. Es gab auch Vormünder, welche in bester Meinung und mit Drangabe des eigenen Ich die Schwachen hegten und pflegten, sie dabei aber auch unter ihrer Vormundschaft hielten. Das alles gibt es heute nicht mehr. Wenn auch die modernen Völker mit weit größeren Schwierigkeiten um ihr Dasein zu kämpfen haben als die alten, wenn auch das Elend und die Not des Lebens heute an den einzelnen oft viel schroffer herantritt als früher, dennoch glaube ich, kein Volk der Christenheit möchte wiederum unter die alte Bevormundung zurückkehren, kein Volk möchte das verleugnen, was wir Volksgeist nennen. Viel lieber wollen die Menschen heute mit den von Gott gegebenen eignen Kräfte die Berge erklimmen, welche derselbe Gott ihnen in die Wege legt, als daß sie sich von andern möchten hinauftragen lassen, um diesen andern dafür ihr Bestes geben zu müssen, ihre Selbständigkeit und ihr Gewissen. Dieses Erwachen eines

Gemeinschaftssinnes, eines Volksbewußtseins ist ein lange verheißener und endlich anbrechender Sieg des Geistes Gottes in der Welt. Das Himmelreich kommt auch zu uns, es kommt in immer neuer Schönheit mit neuen Aufgaben und neuen Lebenskräften.

Wollt ihr nun nicht auch zu ihm kommen? Wenn der Geist Gottes beredt durch die Zeit daherschreitet, wollt ihr ihm nicht willig euren Geist zum Werkzeug darbieten? Das ist die ernste Frage des Bußtages. Sie zielt nicht ab auf müßige Gedanken, die ihr euch über die Sache macht, sondern sie meint: Wollt ihr nicht eure ganze Willenskraft, alle Liebe und allen Gehorsam, deren ihr fähig seid, in den Dienst des Himmelreiches stellen? Dann muß freilich eure Frömmigkeit besser werden als die der Pharisäer und Schriftgelehrten, sonst habt ihr mit diesem Reiche des Geistes und Lebens, der Freiheit und Wahrheit keine Verwandtschaft, habt innerlich damit nichts gemein.

Wie war denn die Frömmigkeit der Pharisäer und Schriftgelehrten? Wenn wir sie mit einem Worte bezeichnen wollen, das heute jeder versteht, so können wir sie eine kirchliche Frömmigkeit nennen. Und was für eine Gerechtigkeit suchte denn Jesus bei seinen Jüngern? Antwort: eine religiöse Gerechtigkeit. In kirchlicher Beziehung waren die Frommen jener Zeit durchaus korrekt. Sie haben alles gehalten von Jugend auf, was vorgeschrieben war; sie haben ihre Becher und Schüsseln gereinigt, haben zweimal in der Woche gefastet und den Zehnten gegeben von allem, was sie hatten. Kirchlich waren jene Leute, und doch waren sie nicht fromm. Jesu Arbeit an seinem Volke zielte nicht zum geringsten Teil dahin, daß er dessen Kirchlichkeit zur Frömmigkeit adeln und verklären wollte. Ihr wißt es alle: Es kann jemand gut kirchlich sein und trotzdem ein schlechter Mensch. Und es kann einer dem kirchlichen Leben fernstehen, und doch trägt er ein Herz wie Gold in der Brust und lebt

mit seinem Gott im Himmelreich. Damit will ich die kirchliche Sitte durchaus nicht herabsetzen; ich weiß sehr wohl, welche erziehlichen Kräfte in ihr wirksam sind. Aber wehe dem Menschen, der sich mit der Sitte begnügt, dem die Sitte zum Zweck wird, während sie doch nur ein Weg zum Ziele ist, und zwar einer von vielen. Darum möchte ich euch heute das Ziel recht eindringlich vor die Seele stellen und euch mit unserm Meister zurufen: Seid ein Salz der Erde, werdet ein Licht der Welt!

Zion, in das Wesen,
nicht in Schein,
dringe ein!

O, bedenkt es, was es heißt, ein frommes Menschenkind sein. Wenn der Lazarus vor deiner Tür liegt, dann weißt du, ob du fromm bist oder nicht. Wenn in deinem Hause der Geist des Haders auflodern will und du deine ganze Persönlichkeit einsetzen mußt, um dir und den Deinen das Gut des Friedens zu retten, dann weißt du, ob du fromm bist oder nicht. Wenn das Vaterland dich ruft, wenn irgend ein öffentliches Interesse in dein Privatleben hineingreift und ein Opfer von dir fordert; wenn in deiner Seele ein hoher Gedanke sich regt, aber er kann nur durch deine selbstlose Mühe und Arbeit zur Tat werden; wenn ein Kreuz auf deiner Schulter dir täglich zuruft: bleibe geduldig, wirf dein Vertrauen nicht weg! — dann weißt du, ob du fromm bist oder nicht.

Darum laßt alle Schulfragen beiseite. Was kümmert uns der Zank der Theologen, wo es sich um Sein oder Nichtsein Gottes in einer Menschenseele handelt! Was fragen wir nach den Theorien über die Person Jesu, da doch die Fackel seines Geistes von einem jeden unter uns getragen werden muß, als wären wir Leuchter, auf denen er brennen will mit seiner Liebe und Gotteskraft! Lebt Jesus in uns, sind wir seines Geistes gehorsame Kinder, üben wir in

Jesu Fußtapfen das schwere Werk der Selbstverleugnung, dann stehen wir mitten im Himmelreich, und das Himmelreich wiederum ist da, wo Jesus es wünscht: inwendig in uns. Dann sind wir Menschen Gottes geworden, die den Menschensohn verstehen, den ewigen Menschen Jesus Christus lieb haben. Darum laßt es in neuem Glanze vor eure Seele treten, das herrliche Ziel, ein Salz und Licht der Welt zu sein, kraftvoll zu wirken und weithin zu leuchten.

Dazu gehört aber noch eins. Wir dürfen, wenn das Himmelreich wachsen soll, Gott keine Schranken ziehen. Das Reich Gottes kann keinen Einzelgott gebrauchen, es kann nur von einem Menschheitsgott regiert werden. Gott ist im Laufe der Geschichte immer größer geworden. Erst war er ein Quellen- oder Waldgott, der Herr des Berges und der Wüste, später ein Hirten- oder Bauerngott. Dann wurde er allmählich ein Nationalgott, ein Völkergott; im Christentum aber ist er der Menschheitsgott geworden. Dieser Gott ist von seinem Throne heruntergestiegen und sitzt nun als der Vater mitten unter seinen Kindern. Dieser Gott hat den Hermelinmantel abgelegt, er trägt auch keine goldene Krone mehr auf seinem Haupte und kein Schwert in seiner Hand; aber er trägt in seiner Brust ein Herz voll unendlicher Liebe, die nimmer aufhört, und er schwingt in seiner Rechten die Fahne der Siege seines Geistes. Mit des Geistes Himmelsgewalt klopft er auch heute noch an die Herzen der Menschen und sagt: Tue mir auf, ich habe dich lieb, laß mich ein, daß ich in dir und mit dir ein Neues schaffe nach dem Bilde meines Erstgeborenen. Das ist der Vater Jesu Christi, der Menschheitsgott des Christentums.

Die Religion ist keine Wissenschaft, sondern eine Kunst. Non scholae, sed vitae discimus, — nicht für die Schule lernen wir, sondern für das Leben. Nicht für die Kirche sind wir fromm, sondern für unsere Mitmenschen, in denen unser Gott lebt und wohnt. Was wir einem unserer geringsten Brüder tun, das tun wir ihm. Darum wohlan, ihr Lieben, laßt uns eine Erneuerungsarbeit anfangen an unserer Frömmigkeit, vom Äußerlichen und Schematischen hinweg in das Zentrum hinein, in die Quelle der Entschlüsse, in den Willen und das Leben.

Dann werden wir auch auf einem zweiten Wege wacker vorwärtskommen, auf dem Wege der Vertiefung unserer Sittlichkeit. Diese Vertiefung muß die Richtung einschlagen vom Gesetz zur Liebe, denn die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. Aller Gehorsam ohne Liebe ist Schein, im günstigsten Falle ein knechtischer Dienst. Drum hat Jesus auch seine Jünger stets aufs neue vom Gesetz zur Liebe geführt. Er hat das alte Gesetz in Trümmer geschlagen, denn das Gesetz kennt Grenzen, die Liebe nicht; das Gesetz übt Zwang, die Liebe ist ein freier Trieb; das Gesetz befiehlt andern, die Liebe sich selbst. Das Gesetz sagt: Du sollst nicht töten; die Liebe spricht: banne den Haß. Sei willfertig deinem Widersacher bald, dieweil du noch mit ihm auf dem Wege bist. Wenn du deine Gabe auf dem Altar opfern willst und wirst allda eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, bringe erst das Opfer, welches Gott gefällt, überwinde dich selbst.

Auch den Ehestand hat Jesus nicht aufs Gesetz, sondern auf die Liebe gestellt. Das Gesetz sagt: du sollst nicht ehebrechen; die Liebe aber greift tiefer: Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen. Das Glück der Ehe beruht nicht darauf, daß die Dinge äußerlich zusammenstimmen und wohlanständig zugehen, sondern darauf, daß die Herzen sich verstehen. Wenn irgendwo, müssen wir in unserm Familienleben vom Gesetz zur Liebe hindurchdringen. Die Gattenliebe will wie ein feines Blümelein im Herzen gehegt und gepflegt sein. Wenn nur das geringste Mißtrauen in die Seele einzieht,

so ist das oft schon der Tod aller Liebe und alles Glückes. Wer aber in seinem Herzen reich ist an Vertrauen, wird von dem Menschen, den er einmal liebgewonnen hat, immer das Beste glauben, wird überwinden und der Schlange im eigenen Busen den Kopf zertreten. Und siehe da, das Gespenst wird verschwinden, das zwischen ihm und der Seele des Geliebten auftauchte; es flieht vor dem Glauben, der Berge versetzt. Wo er wächst, da wächst auch die Liebe wieder.

Das Gesetz sagte weiter: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Ist das nicht auch heute noch vielen Menschen das liebste Gebot, das sie kennen?

Ich liebe, die mich lieben,
Und hasse, die mich hassen,
So hab' ich's stets getrieben
Und will davon nicht lassen.
Ein Mann von Kraft und Mute
Hält dieses für das Rechte:
Das Gute für das Gute,
Das Schlechte für das Schlechte.

Das ist die tierische Kraft der Rachgier, der wohlfeile Mut des Egoismus. Wenn die Menschheit noch begeisterungsfähig ist für edle Taten, wenn sie sich noch verehrend schart um den Mann, der einst auf Golgatha starb, so verdankt sie diese Fähigkeit nicht dem Gesetz der Vergeltung, sondern der höheren Macht verzeihender Großmut. Wir können nun einmal Böses nicht mit Bösem, sondern nur mit Gutem überwinden. Es klingt ja fast lächerlich, wenn du dem, der dir einen Streich auf den rechten Backen gibt, nun auch den linken darbieten sollst. Dennoch liegt hier das Geheimnis unvergleichlicher Erfolge, die auf anderem Wege nicht mit gleicher Sicherheit erzielt werden können. Das ist ein kindisches Heldentum, seinen Leidenschaften die Zügel schießen

zu lassen. Werde doch einmal Herr über dich selbst! Fange doch einmal an, auch Unrecht zu ertragen! Wage es, deinen Beleidiger liebzubehalten! Du wirst Wunderdinge sehen, die aus diesem Siege über dich selbst für dich und den Gegner emporwachsen. Du wirst ihm ein Retter werden aus seiner innern Unruhe, in die der Rachegeist, der nimmer rastende, ihn hetzt; ja, wie eine Säule wirst du ihm zur Seite stehen, an die er sich anlehnt, von Scham und Reue überwältigt.

Wahrhaftig, ihr Lieben, was kein Gesetz vermag, vermag die Liebe. Sie segnet, die mir fluchen, sie tut wohl denen, die mich hassen, sie bittet für die, so mich beleidigen und verfolgen. Das sind freilich keine Aufgaben für spielende, tändelnde Kinder, sondern für Menschen, die im Geiste Jesu stark geworden sind; für Menschen, die sich nicht damit begnügen, ihre eigene Seele zu retten, vielmehr es nicht mit ansehen können, wenn die Seele des Nächsten in Selbstsucht versinkt. Mit der Glut ihrer Liebe müssen sie wärmen, mit dem weiten Mantel des Erbarmens die Blöße des Bruders bedecken. Sie können die Welt salzen und erleuchten, erlösen und erneuern.

Darum möge uns der heutige Bußtag nicht nur ein Mahnruf sein, in uns selbst zu gehen und die mannigfaltigen Kräfte zu mustern, über welche wir verfügen, sondern noch viel mehr ein Heilruf, eine Aufforderung, vorwärts zu drängen, diese Kräfte wirken zu lassen und gegen das Weltübel mutig zu streiten. Wir dürfen nicht ausruhen, bis wir vollkommen sind wie unser Vater im Himmel vollkommen ist. Strecken wollen wir uns nach dem, was vorne ist, die Hand an den Pflug legen und nicht rückwärts schauen. Die Rechte unseres Meisters ergreifend, in seiner Freundschaft ruhend, wollen wir uns erfüllen lassen von seinem Geiste, seinem Glauben, seiner Liebe und seiner Demut. Offen und wahr, ehrlich und schlicht wollen wir vor Gott und Menschen

unsere Versäumnisse und Verirrungen bekennen und uns nie schämen zu bitten: Vergib uns unsere Schuld. Dann treten wir nicht als Verlorene und Verdammte, sondern als die Aufrichtigen und Dankbaren, als die lieben Kinder unseres guten Vaters aufs neue unsern Kampfes- und Leidensweg an, stets eingedenk des anfeuernden Zeugnisses: Ihr seid das Salz der Erde, ihr seid das Licht der Welt. Amen!



Erinnerung und Hoffnung.

Totenfest.

Spr. Sal. 22, 19.

Ich erinnere dich heute, ja dich, damit deine Hoffnung stehe auf dem Herrn.

Der Tod ist keines Menschen Freund. Er ist der Gegensatz des Lebens, und am Leben hängen wir nun einmal mit allen Fasern unserer Natur. Wenn wir uns denken sollen, daß unser Auge aufhört zu sehen, daß unsere Hand sich nicht mehr regen, unser Ohr nicht mehr hören und unser Herz nicht mehr schlagen kann, so ist uns das ein unfreundliches Bild. Das Dasein ist uns eine liebe, trauliche Gewohnheit geworden. Jeden Morgen, wenn wir das Licht der Sonne wieder schauen, geht frohen Mutes der Zug zum Leben durch unsere Seele. Das Lebensbedürfnis scheut den Tod, es sucht ihn abzuwehren und mit allen Mitteln zu bekämpfen. Zwar sagen etliche:

Komm, süßer Tod, komm, sel'ge Ruh',
Komm, führe mich in Friede,
Weil ich der Welt bin müde.
Ach komm, ich wart' auf dich;
Komm bald und führe mich,
Drück' mir die Augen zu,
Komm, sel'ge Ruh'!

Wer aber so spricht, prüfe sich wohl, ob es auch aus wahrhaftigem Herzen komme. Zu diesem Wort ist nicht jeder berechtigt. Wer so aus tiefster Seele seufzt, hat sich bereits von allem innerlich gelöst, was uns an das Leben knüpft. Ich möchte sagen: er ist schon gestorben, ehe der Tod an ihn herantritt. Gewiß gibt es solche Menschen und

er packt den Menschen bei seinem Innersten an und zeigt ihn uns in seinem Innersten. Er offenbart, daß der Mensch in erster Linie Mensch ist und dann erst alles andere.

Denke aber über die Gräber einmal genauer nach. Dort drüben liegt ein junger Mann. In der Blüte der Jahre ist er dahingegangen und wußte selbst nicht, wie es geschah. Auf einmal stand der Tod mit gewaltigem Arm vor seinem Angesicht, und wie er auch widerstrebte, wie auch die Seinen um ihn weinten, der harte Mann nahm ihn und legte ihn zu den übrigen in den kühlen Grund. Daneben ist ein verlassener, öder Platz, den niemand pflegt. Da ist ein Handwerksbursche hineingelegt. Der ist im Hospital gestorben und stand in der weiten Welt allein; niemand ist am Grabe gewesen als der Totengräber, der Küster und der Pfarrer. Der hat das Vaterunser gesprochen, und dann haben sie den Einsamen hinabgesenkt. Er schläft aber ebenso gut wie der Nachbar, der mit großem Gepränge hinausgeführt wurde. Und nun sieh einmal hier, wie wachsen und blühen die Lilien und das liebe Vergißmeinnicht! Das gilt einer glücklichen Braut. Aus den Armen des Geliebten hat der Sensenmann sie hinweggenommen und hat zu ihr gesagt: Fürchte dich nicht! Sanfter noch, als du ruhen könntest in den Armen der Liebe, sollst du in meinen Armen ruhen; drum komm mit mir, mein liebes Kind. Und das Kind kam und schläft nun, schläft im süßen Traum einer ewigen Liebe. Endlich ganz an der Mauer ist ein kleines Grab. Darin liegt ein holdseliges Kindlein, im ersten Lenz geknickt, aber unberührt geblieben von des Lebens Not und der Menschen Falschheit. Aus seinen Augen leuchtete nur fort und fort denen, die es kannten, die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes entgegen und predigte ihnen, daß die Unschuld lieblicher ist als jede Gabe der Natur, wertvoller als alle Errungenschaften des menschlichen Denkens, daß sie das Göttliche im Menschen

selber ist. — Das ist so ein Gang über den Friedhof und sind so Geschichten, die uns erzählt werden, wenn wir mit sinnendem Auge auf all die Gräber und Hügel und Steine und Kreuze hinschauen.

Aber daran allein will ich dich nicht erinnern. Du hast vielleicht niemand hier in Melaten oder auf einem andern unserer Friedhöfe liegen. Und doch trägst auch du heute das Gedächtnis, das heilige Gedächtnis an liebe Tote in deinem Herzen. Denkst vielleicht an deinen Vater, der dir früh genommen wurde, zu früh für dein junges Leben. Er war ein edler Mann; väterliche, langmütige Liebe sprach aus seinen Augen, und seine schützende Hand hat er über dich gehalten wie eine segnende Gotteshand. — Oder ist dir dein Mütterlein noch näher gewesen? Die ganze innige Wärme der Mutterliebe hast du vielleicht schmecken und erfahren dürfen bis in dein reiferes Alter hinein. Da ist die Mutter nun Großmutter geworden. Mit ihrer Liebe paarte sich die Weisheit und Gelassenheit der späteren Jahre. Wie die Sonne an einem milden Herbstnachmittag waltete sie in deinem Hause. So hast du ihr die Augen zudrücken dürfen. — Denkst auch wohl heute an ehrwürdige Ahnen, die du mit eignen Augen nicht mehr gesehen, deren Namen aber in deiner Familie einen guten Klang behalten haben bis auf diesen Tag. Oder an einen treuen Freund, mit dem du Ein Herz und Eine Seele warst. Ihr verstandet euch durch und durch, gemeinsames Streben verband euch. Ihr konntet euch alle Sorgen anvertrauen und alle Freude miteinander teilen. Nun mußte er von dir scheiden, und du trauerst ihm nach.

Noch weiter möchte ich dich führen. Ich möchte dich einladen zu einem Fluge durch die Jahrhunderte der Vergangenheit. Feierlich lüftet der Dichter den Schleier und enträtselt der Abgeschiedenen Gedanken:

Wir Toten, wir Toten sind größere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!

Wir pflügten das Feld mit geduldigen Taten,
Ihr schwinget die Sicheln und erntet die Saaten.
Und all unser Lieben und Hassen und Hadern,
Das klopft noch dort oben in sterblichen Adern,
Und unsere Töne, Gebilde, Gedichte
Erkämpfen den Lorbeer im strahlenden Lichte.
Wir suchen noch immer die menschlichen Ziele, —
Drum ehret und opfert! denn unser sind viele!

Ja, heute am Totenfeste ist es uns zumute, wie es den Katholiken am Allerheiligentage sein mag. Vor unserer Seele steigen die ehrwürdigen Gestalten der Vorzeit aus ihren Gräbern auf, die Heiligen der Menschheit, welche ihr die erlösenden und befreienden Gedanken gebracht, welche Bahn und Gasse gebrochen haben für die Betätigung der Menschenliebe, welche mit dem Finger des Geistes die Tafeln der Geschichte beschrieben und ihre vollen Herzen nicht für sich bewahrt, sondern in göttlicher Torheit sie den Menschen preisgegeben haben, sich selbst zum glorreichen Verderben. Nun stehen an dem langen Wege der Menschheit die Märtyrerzeichen ihrer Größe. An alle gedenken wir heute.

Wir gedenken dankbar der Begnadigten der Kunst, die dem Unaussprechlichen die Sprache liehen, die der Menschheit ganzen Jammer geklagt und ihre reinsten Freuden gesungen haben, die so lieblich zu trösten vermögen und so heilig erwecken und begeistern können für Gottes Schönheit in seinen Werken. Wir gedenken der Erleuchteten der Wissenschaft, die mit gewaltigen Schlägen die Grüfte zertrümmerten, darin die Wahrheit ihrer Auferstehung entgegenharrte, und haben Licht geworfen in des Aberglaubens uralte Nacht. Wir gedenken der Menschenfreunde, die ihr Leben nicht geliebt bis in den Tod, die Tränen getrocknet und Wunden geheilt. Berühmt oder unberühmt, wir danken ihnen allen am heutigen Tage. Vornehmlich aber huldigen wir dem Menschensohne, dessen Kreuz wir auf unsere Gräber

pflanzen, der getreu erfunden ward bis an das Ende, damit er auch uns treu mache im Leben und im Sterben, tapfer und mutig in Not und Tod.

Daran erquicken wir uns heute; das tröstet unsere trauernden Herzen, daß das Leben dennoch stärker ist wie der Tod. Im Geiste treten wir ein in die Gemeinschaft der Heiligen, reichen den Starken unsere schwache Hand und begrüßen sie als unsere Vorkämpfer, denen nachzufolgen unsere Freude bleiben soll, bis auch für uns die Nacht kommt, da niemand mehr wirken kann.

Denn was sagen uns diese Zeugen Gottes alle, deren wir uns heute erinnern? Laut und deutlich klingt ihre mahnende Frage durch die Zeiten und Geschlechter: sollen wir umsonst gelebt haben? Schlecht ist der Mensch, welcher von denen, die ihm vorangegangen sind, nichts empfangen, nichts lernen, nichts genießen will. Darum sind deine Vorfahren treu gewesen, damit du diese Treue erkennen sollst. Darum haben sie festgehalten an ihrem Glauben in allen Stürmen der Zeit, damit du an ihnen einen Halt gewinnen sollst. Das ist es aber nicht allein. Sie sagen nicht bloß: Folge du mir! sondern sie bitten auch: Überrage du mich. Hier hast du mein Vermächtnis. Es ist nicht lauter Kapital, es sind auch Schulden dabei. Willst du das Vermögen, so mußt du auch die Schulden übernehmen. Willst du das genießen, was wir erreichten, so mußt du auch das ergänzen und bessern, was wir verfehlten. Baue du weiter, der du noch lebst! Fülle du die Lücke aus, die wir noch gelassen haben! Lerne auch von unseren Mißgriffen und Irrtümern! Das ist die Rede der Toten an die Lebenden. Das ist die Stimme, die heute unsere Herzen durchtönt, wenn wir uns derer erinnern, die nun ausruhen von ihrer Arbeit.

Damit sind wir schon zu dem Zweiten gekommen; von der Frage, die wir aufwarfen, zu der Antwort, die unser Text uns gibt. Zur Erinnerung gesellt sich heute in unserer

Seele die Hoffnung. Hoffnung ist eine Sache der Lebendigen. Ewig still, sagt Schiller, steht die Vergangenheit. Du aber darfst nicht stillstehen. An der Vergangenheit können wir nichts mehr ändern. Müssen wir aber um der Vergangenheit willen unveränderlich bleiben? Nimmermehr. Alles, was heute vergangen ist, war einmal Gegenwart. Nur darum, weil die heute Vergangenen aus ihrer Gegenwart heraus die Zukunft zu gestalten suchten, freuen wir uns heute dankbar ihres Andenkens. Gerade das Totenfest mit seinem Memento mori muß uns zu der Erkenntnis treiben, welch eine große Bedeutung das Leben hat. Leben sollst du, denn du mußt sterben, und leben möchtest du auch so gern. Das Beste in dir drängt dazu, dich zu entäußern, zu betätigen. Du möchtest ja nicht zu den Toten gehören. Darum nimm es ernst mit deiner Aufgabe.

Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Es ist noch gar viel Tod in der Welt. Dieser Tod kann nur überwunden werden durch das Leben aus Gott, und dieses Leben aus Gott ist keine Theorie und Phantasie, sondern es ist die Wirklichkeit deines eigenen Selbst. Wenn es nicht als Kern deines Wesens in dir ist, dann ist es für dich überhaupt nicht da. In dir muß dein Gott du selbst werden. Dann wirst du sein Mitarbeiter an dem großen Werke der Weltschöpfung. Denn die Schöpfung ist nicht ein einmaliger Akt, sondern ein fortgehendes Sterben und Werden. Dann wirst du auch sein Mitarbeiter am Werke der Welterlösung. Denn erlöst müssen wir nicht nur immer wieder werden, sondern wir müssen auch beständig erlösen, und wehe uns, wenn wir in der Gemeinschaft des erlösenden Gottes selbst noch keine Erlöser geworden sind! Dann ist diese Gemeinschaft ohne Frucht, eine Lüge geblieben. Drum gib wohl acht, daß du den Todesgedanken heute nicht die Herrschaft einräumst über deine Lebensbedürfnisse, daß du aus dem, was der Tod dir so gewaltig predigt, gerade das Recht und die Pflicht des Lebens begreifst.

Mitarbeiter Gottes! Ein großer Gedanke. Es seufzen noch so viele in Selbstsucht und Eigennutz. Wie willst du da schaffen, wie willst du erlösen? Nur dadurch, daß du selbst anfängst zu lieben, treu auch in allen Stürmen und Enttäuschungen des Lebens, zu lieben auch da, wo man dich haßt, zu lieben so, daß du dich nie erbittern lässest. Das heißt Leben aus dem Tode schaffen, Gebundene zur Freiheit erlösen. —

Es ist auch so viel Angst auf Erden, so viel Mutlosigkeit, so viel Verzweiflung. Wie willst du da helfen? Wiederum nur dadurch, daß du selber alle Furcht überwindest, daß du selber ein lebendiges Glied wirst am Leibe Jesu Christi, voller Glaube an den Sieg des Guten, voll Zuversicht auf das Kommen und Wachsen des Himmelreichs, voller Hingabe an deine Brüder, voll freudigen Mutes für die Zukunft. Allein in dieser ausharrenden Geduld schaffst du neue Lebenskräfte, in diesem unverzagten Glaubensmut erlösest du die Knechte der Todesfurcht aus aller Bangigkeit dieser Welt. Das ist ein weites, verheißungsvolles Feld, auf welchem die Lebenden ihre Hoffnung zum Heil der in Furcht Erstorbenen offenbaren können. Halte darum an der Hoffnung fest, daß nichts verloren ist, solange noch ein Odem der Liebe in dir lebt. Halte an der Hoffnung fest, daß die Toten leben auch über das Grab hinaus.

Wie sollst du dir aber den Gegenstand dieser Hoffnung denken? Da kommt gleich wieder der selbstsüchtige Mensch, der so gerne über alle Zweifel seiner Seele durch eine endgültige Versicherung beruhigt sein möchte, damit er auf dieser Versicherung rasten und rosten kann und sich selber keine Mühe mehr zu geben braucht, mit seinen Zweifeln zu kämpfen.

Zu jenen Zeiten, als das Christentum von Irland nach England herüberkam, saß ein alter König des Abends in der Halle mit seinen Mannen beim Fackelschein. Sie unterhielten sich darüber, ob sie den neuen Glauben annehmen

sollten oder nicht. Da sprach einer der jungen Ritter: Mein König! Wenn wir so hier sitzen in der Halle beim Fackelschein, fliegt wohl dann und wann ein Vöglein hindurch. Es kommt aus dem Dunkel, wird von den Fackeln beleuchtet und fliegt wieder in das Dunkel hinein. So, mein König, sind wir Menschen. Hinter uns liegt's dunkel und vor uns liegt's dunkel, und nur eine kleine Weile wandeln wir unter der Sonne. Wenn nun dieser neue Glaube uns einiges Licht bringen könnte in dieses Dunkel, mich dünkt, mein König, dann sollten wir ihn annehmen. Man nahm ihn an, und wir haben ihn auch angenommen.

Hat er uns denn aber auch Licht gebracht über das Dunkel hinter uns? und wird er uns Licht bringen in das Dunkel vor uns? Wird er uns eine genaue Beschreibung des unbekannten Landes geben können, in das wir alle mit dem Tode eintreten werden? Die Frage ist uralt. Ihr habt sie auch alle schon getan. Zu ihrer Beantwortung habt ihr zuerst die Bibel aufgeschlagen und vor allen Dingen das Neue Testament. Darin habt ihr auch mancherlei Kunde und Nachricht gefunden, aber keine einzige, die eure Wißbegierde vollständig befriedigt hätte. Warum? Die Männer, welche dort reden, haben auch nicht weiter blicken können als ihr. Die waren auch an Raum und Zeit gebunden. Wenn sie etwas sagen über das Dunkel vor uns, so nehmen sie das aus dem Lichte in uns und tragen dieses Licht in jenes Dunkel hinein.

Nun gut, denkt ihr, so wollen wir uns an die Gegenwart wenden, wollen die Gelehrten, die Philosophen, die Naturforscher fragen: Was wird denn sein nach unserm Tode? Auch ihre Antwort ist ein Orakelspruch, welcher es dir überläßt, ihn richtig zu deuten. Die einen sagen: Die Welt ist unendlich, und deshalb hat sie Raum für alle, auch für die Toten. Und die andern erwidern: Die Welt ist unendlich, und deshalb gibt es kein Oben und kein Unten; alle die



hergebrachten Vorstellungen von Himmel und Hölle sind unhaltbar. Woran soll sich denn nun die arme Seele halten? Wo soll sie Ruhe finden, wenn ihr die zweifelnden Fragen kommen über das Dunkel vor ihr, über das, was jenseits des Todes liegt?

Ich meine, Geliebte, wir können nicht den ganzen Sternenhimmel begehren, sondern sollten zufrieden sein, wenn uns nur ein einziges Sternlein leuchtet, dieses eine aber klar und beständig. Kennt ihr es denn nicht? Es ist die Liebe Gottes. Nackt sind wir einst in diese Welt gekommen, nackt werden wir auch wieder von ihr scheiden; die Liebe Gottes aber deckte uns zu und wird uns zudecken. Alles andere, was wir über das Leben nach dem Tode sagen könnten, ist nur ein weiteres Ausmalen dieser Gewißheit.

Jesus hat auch nur diesen einen Stern gehabt. Unter seinen Kreuzesworten enthüllt uns eines die Gedanken, die er über die Nacht vor ihm hatte. Zu dem reuigen Schächer sagte er: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein. Er hat gewußt, daß hinter seinem Leben derselbe Gott stehen wird, der vor und in seinem Leben stand, und daß dieser Gott, der hier sein Heil gewesen war, auch im Tode und nach dem Tode sein Heil sein werde. Diesem Gott übergab er sich und ging ohne Furcht ins Land der Toten hinüber.

Sollte das nicht auch uns genügen, wenn unser Stündlein kommt? Sollen wir uns ängstigen und quälen mit Fragen nach Einzelheiten? Dürfen wir ein Wissen über Dinge verlangen, für deren Aufnahme wir gar kein Organ besitzen? Ich denke nicht. Um so fester aber wollen wir uns an die Liebe Gottes anklammern.

Nur bedenke eins! Diese Liebe wird dir in deinem Tod nicht leuchten, wenn sie dir in deinem Leben nicht geleuchtet hat. Bleibst du ohne Gott, verschließest du dich seinem Geist und seinem Leben, dann steht der Tod wie ein großes Fragezeichen vor dir, und niemand, kein Priester

und kein Gelehrter wird dir im letzten Kampfe um Gewißheit eine Antwort geben können. Wenn aber in deiner Seele der kindliche Geist lebendig geworden ist, wenn in allen Stürmen dieser Zeit solches Kindesbewußtsein dich aufrecht erhalten hat, wenn du mit deinem Vater auf Du und Du stehst, wenn du seinen warnenden Finger siehst und hörst seine treue Stimme in deinem Gewissen und gibst dich ihm zu eigen ganz und gar, — dann laß die mancherlei Dinge, die man zum Trost für Sterbende erdacht hat, ruhig beiseite und halte dich an den Einen, den du im Leben bewährt erfunden hast. Wer so stirbt, der stirbt wohl.

Diese schlichte Hoffnung auf Gott trägt dir jetzt schon ihre goldenen Früchte; aus deiner bevorstehenden Sterbestunde fällt eine heilsame Klarheit in dein Leben hinein. Nun nimmst du Abschied von aller Furcht, nun beurteilst du die Dinge dieser Welt im Lichte deines Todes, ereiferst dich nicht mehr über wertlose Kleinigkeiten, sondern verstehst das Wort:

O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Damit du nicht zu klagen brauchst, fange heute an, zu lieben. Die Liebe ist das Köstlichste und Süßeste auf Erden. Wo Liebe spricht, da spricht die unverwüstliche Kindheit der Menschennatur. Wo Liebe wohnt, da wohnt der lebendige Gott. Wo Liebe trägt, da steht der große Kreuzträger Jesus Christus in unserer Mitte. Drum fange heute an zu lieben, damit du dereinst nicht zu klagen brauchst: Es wär' so schön gewesen! Heute seid ihr noch miteinander auf Einem Wege, heute habt euch lieb!

So nehmet denn eure Toten an die Hand, ruft sie im Geiste in eure Mitte zurück, dankt ihnen nochmals für alles, was sie euch gewesen sind, bestattet sie wieder hier drin im

Herzensschrein, — da ruhen sie so gut, so sanft und selig — und dann gedenkt der Lebenden! Drückt eure Kinder ans Herz, schaut euch, die ihr zusammengehört, tiefer in die Augen und freut euch, daß ihr euch noch habt. Bleibt euch treu, tragt, stützt, helft einander! Dann wird das Totenfest euch zu einer neuen Lebensquelle. Darum vergesset es nicht: Ich erinnere dich heute, ja dich erinnere ich, damit deine Hoffnung auf Gott stehe und du beständig bleibst in der Liebe. Amen!

